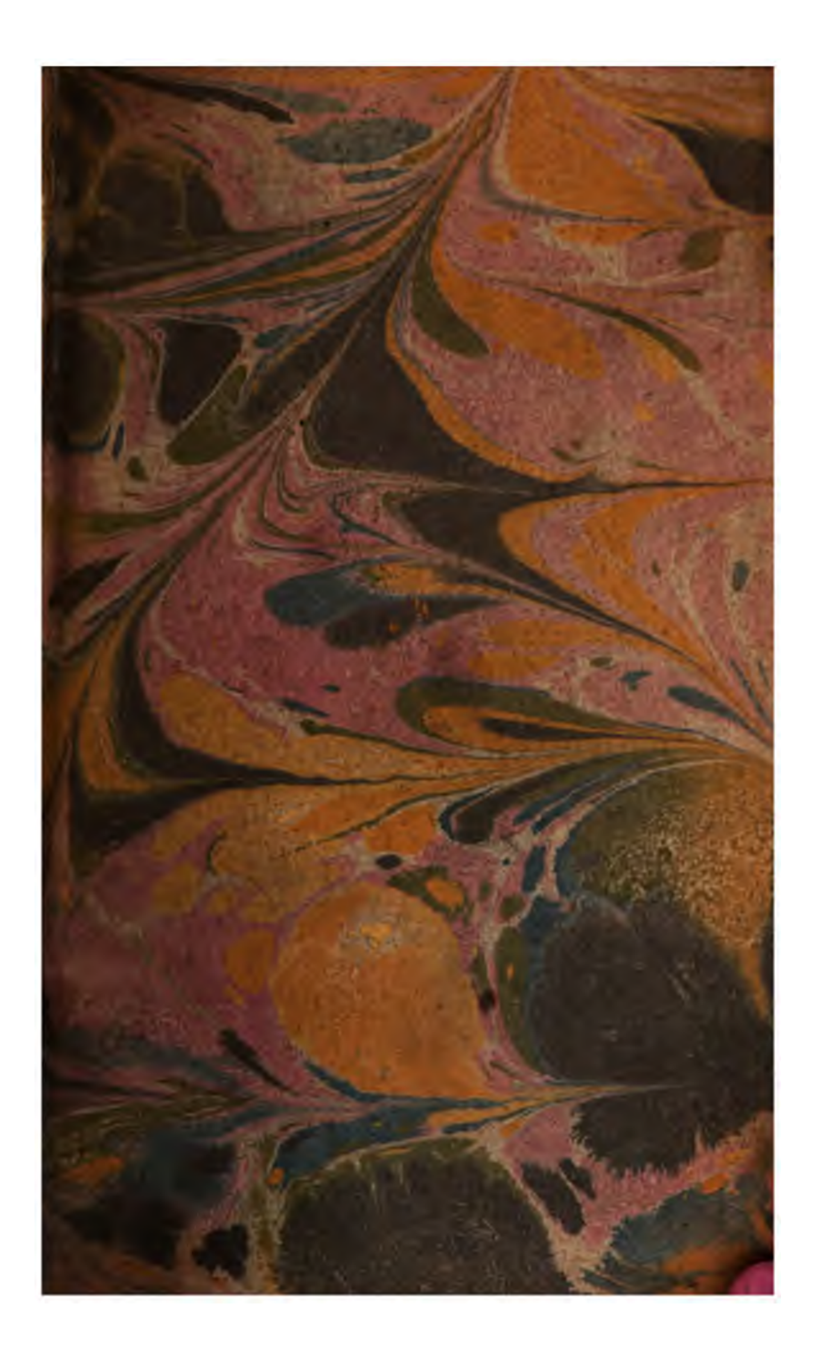
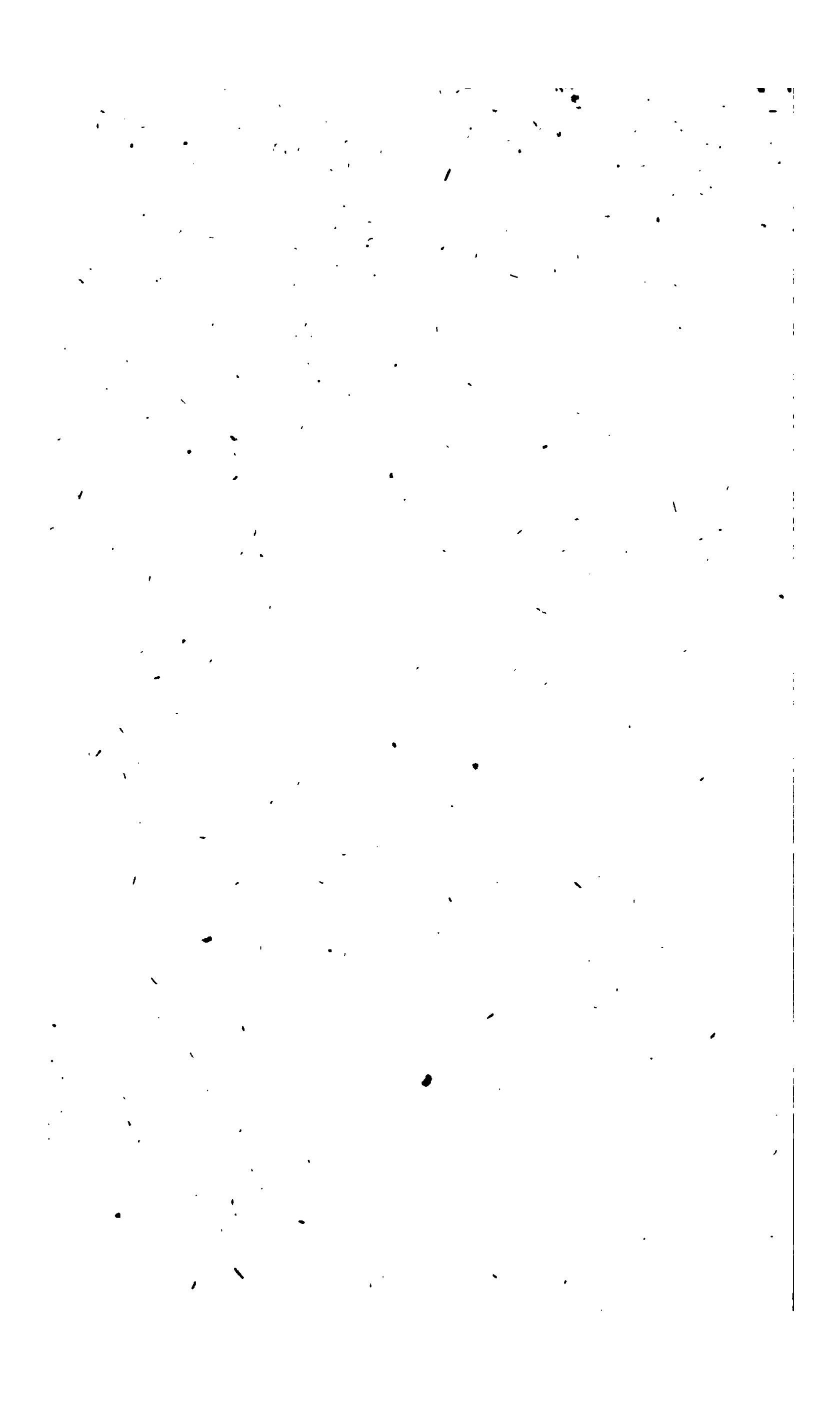




BP
302
18





Brittische Bibliothek.

Zweyter Band.



Leipzig,
bey Johann Wendler.
1757.

Vorbericht der Verfasser.

Wir konten, bey dem Anfang des zweyten Bandes unsrer brittischen Bibliothek, an das Schicksal zurück denken, welches der erste erfahren hat. Allein wir sind zu bescheiden, die Sammler der gütigen Urtheile zu werden, die wir über unsre Arbeiten gelesen haben. Es komt grössern und berühmtern Leuten zu, ihren Lesern die günstige Aufnahme ihrer Schriften, bey aller Gelegenheit, einzuprägen, und von den Lobeserhebungen, die man ihnen ertheilt hat, von Zeit zu Zeit, Verzeichnisse zu verfertigen. Wider einige ungütige Urtheile, die man über unsre Bibliothek gefällt hat, konten wir uns freylich vertheidigen. Allein wir sind zu friedfer-

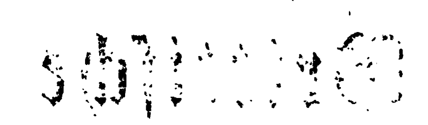
Brittische Bibliothek.

Zweyter Band.

Erstes Stück.



Leipzig,
bey Johann Wendler.
1757.



Vorbericht
der Verfasser.

Wir könten, bey dem Anfang des zweyten Bandes unsrer brittischen Bibliothek, an das Schicksal zurück denken, welches der erste erfahren hat. Allein wir sind zu bescheiden, die Sammler der gütigen Urtheile zu werden, die wir über unsre Arbeiten gelesen haben. Es komt grössern und berühmtern Leuten zu, ihren Lesern die günstige Aufnahme ihrer Schriften, bey aller Gelegenheit, einzuprägen, und von den Lobeserhebungen, die man ihnen ertheilt hat, von Zeit zu Zeit, Verzeichnisse zu verfertigen. Wider einige ungütige Urtheile, die man über unsre Bibliothek gefällt hat, könten wir uns freylich vertheidigen. Allein wir sind zu friedfer-

tig gesinnt, uns in Streitigkeiten einzulas-
sen. Wenn wir unsern Widersachern zeig-
ten, daß sie zu übereilt urtheilen, und daß
sie gerade zu der Zeit, da sie sich eines
richterlichen Ausspruchs über andre anmas-
sen, selbst die unverzeihlichsten Fehler be-
gehen: so würde dieses nur Gelegenheit zu
Antworten und Gegenantworten geben.
Zu ihrer Beruhigung aber wollen wir ih-
nen nur sagen, daß wir nicht Eigenliebe
genug besitzen, unsre Arbeiten für vollkom-
men zu halten, und daß wir keine Mühe
sparen werden, den Mängeln, die uns selbst
nicht verborgen sind, ins künftige abzuhel-
fen. Leipzig den 31 Jänner 1757.

I.

φίλωνος τοῦ Ἰουδαίου τὰ εὑρισκόμενα ἅπαντα.

Philonis Iudaei opera, quae reperiri potuerunt, omnia. Textum cum manuscriptis contulit, quam plurima etiam e cod. Vaticano, Mediceo, & Bodleiano, Scriptoribus item vetustis, nec non catenis graecis ineditis, adiecit, interpretationemque emendauit, vniuersa notis & obseruationibus illustrauit *Thomas Mangey*, S. T. P. Canonicus Dunelmensis. London 1742. 2 Tomi. fol.

Für Liebhaber der allegorischen Art, die Schrift auszulegen, mus der Philo ein wichtiger Schriftsteller seyn. Forscher der jüdischen und christlichen Alterthümer müssen ihn ebenfalls wohl nutzen können. In Ansehung der Sprache ist er auch nicht zu verachten. Alle Juden, die Griechisch geschrieben haben, müssen ihm, in Betrachtung der Reinigkeit, der Pracht, und der Erhabenheit des Ausdrucks, den Vorzug lassen. Seine Schreibart verräth nicht allein nichts fremdes, sie giebt nicht nur einen Verfasser zu kennen, dessen Muttersprache die Griechische war; sondern sie zeigt auch Kennern häufige Spuren und Beweise eines genauern Umganges von Seiten ihres

Urhebers mit den besten Mustern der alten griechischen Beredsamkeit. Wie manches seltenes Wort, wie manchen unabgenutzten und hochfliegenden Ausdruck findet ein Sprachforscher nicht beym Philo. Er allein hat solchen Gelehrten genug zu schaffen gemacht, die sich, ungewöhnliche griechische Worte zu sammeln, und die Wörterbücher damit zu bereichern, haben angelegen seyn lassen. Ein Verehrer vom Plato nimmt mit Vergnügen am Philo einen glücklichen Nachahmer dieses heidnischen Gottesgelehrten wahr. Wer an Betrachtung der Schicksale der alten Weltweisen seine Lust hat, der wird bey diesem Juden nicht wenig finden, das zu seinem Zwecke dient.

Mehr als eine Betrachtung also machte eine neue Ausgabe dieses Schriftstellers sehr nöthig, der seit langer Zeit vernachlässiget worden war. Man ist dem Herrn Mangey Dank schuldig, daß er sich dieser in der That nicht leichten Bürde hat unterziehen, und mit einer brauchbaren Ausgabe wenigstens das nächste Jahrhundert versorgen wollen. Das äusserliche davon verläugnet sein Vaterland, das Prachtliebende England, nicht. Druck und Papier fallen so wohl ins Auge, daß sie uns beynahe allein zum Lesen reitzen möchten. Nur ist es Schade, daß einer so schönen als kostbaren Ausgabe zween nicht geringe Fehler ankleben. Sie ist, wir möchten wohl sagen, voller Druckfehler. Wenigstens können wir, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, versichern, daß sie für eine englische Ausgabe zu fehlerhaft sey. Von einem Buche

che von der Art erwartet man, daß Setzer und Ausbesserer ihre Pflicht besser werden in Acht genommen haben, als hier geschehen ist. Der Mangel eines guten Registers ist auch ein Vorwurf, den man einem solchen Buche, welches viele andre gute Eigenschaften aus dem gemeinen Haufen hervor ziehn, billig nicht solte machen dürfen. Für die Druckfehler kan der Herausgeber nicht; wiewohl es doch wohl zu wünschen wäre, daß ein jeder Verfasser die Sorge für die Ausbesserung der Druckfehler, zumal bey dergleichen Werken, selbst über sich nähme. Aber wenn er noch dazu die Mühe scheut, ein brauchbares Register zu machen, oder die Besorgnis einer so unentbehrlichen Arbeit, wie gemeiniglich geschieht, einem Unkundigen, und der Willkühr des Verlegers überlässt: so kan man ihm von einer Nachlässigkeit nicht gänzlich frey sprechen. So gering auch in mancher Autoren Augen Druckfehler und Register sind: so sind sie doch nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit im Stande, nicht nur den Ruhm des Autors, sondern auch die Brauchbarkeit und den Werth eines Werkes zu erhöhen oder herunter zu setzen, und den Vertrieb desselben zu befördern, oder zu verhindern.

Philo ist schon zu lange in den Händen der Gelehrten, und folglich zu bekant, als daß man einen Auszug aus seinem Inhalte in diesen Blättern erwarten oder verlangen sollte. Wir wollen also blos bey der Vorrede zu dieser neuen Ausgabe stehen bleiben. Herr Mangey erzählt in derselben

das Leben seines Urhebers, und zeigt die Quellen seiner Lehrsätze, und die Vorzüge dieser Ausgabe vor den ältern an. Und das ist auch alles, was man davon wissen will. Wir gehen demnach unserm Vorgänger Schritt vor Schritt nach.

Philo war ein Jude, von Alexandrien gebürtig, aus priesterlichem Geschlechte, das daselbst in sehr grossem Ansehn war, und zu den grössesten Würden gezogen ward. Er hatte einen Bruder mit Namen Alexander Lysimachus, der Alabarcha oder Arabarcha war, und in der Apostelgeschichte IV. 6. erwähnt wird. Dieser Umstand führt den Verfasser auf eine kleine Nebenabhandlung von den Schicksalen dieses Alexanders, und von seiner so bestrittenen Würde, davon man auch nicht einmal die Rechtschreibung des Namens festsetzen kan. Wenn Philo auf die Welt gekommen sey, und wenn er sie wieder verlassen habe, lässt sich schwerlich bestimmen. So viel ist gewis, daß er unter dem Kaiser Cajo zu Rom gewesen, folglich mit den Aposteln Paulus und Petrus zu einer Zeit gelebt, und ein ziemliches Alter erreicht hat. Manche lassen ihn zwanzig, andre hinwiederum nur zehn Jahr vor Christo geboren werden. Herr Mangey hält es mit dem Herrn Basnage, der Philons Geburtsjahr in das 723ste nach Erbauung der Stadt Rom, und also in das 30ste vor Christi Geburt setzt. Und zwar thut er das aus dem Grunde. Philo nennt sich in der Nachricht von seiner Gesandschaft nach Rom einen Greis. Nun hat er diese Gesandschaft im vierten Jahre

der

der Regierung des Kaisers Cajus, oder im 793 Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, verrichtet, und zu eben der Zeit hat er auch seine Nachricht davon aufgesetzt. Nach jüdischem Gebrauche rechnet man keinen unter die Greise, der nicht wenigstens siebenzig Jahr alt ist. Wäre ein höheres Alter geschickt, so grosse Reisen zu thun: so würde Herr Mangey, seinem Geständnisse nach, den Philo noch älter machen. Denn Philo spricht an einem Orte von dem Unglück, das die Stadt Xanthus im Jahr 712 nach römischer Rechnung betraf, als von einer ganz neulichen Begebenheit. Seit Eusebii, Hieronymi, und Photii Zeiten trägt man sich mit allerhand Sagen vom Philo, die alle weg fallen, wenn man annimmt, daß Philo zur Zeit der Geburt Christi schon ein erwachsner Mann gewesen sey. Er soll den Apostel Paulus zu Rom gesprochen haben. Er soll ein Christ geworden, aber hernachmals wieder abgefallen seyn. Er soll in seinem Buche von dem stillen Leben, das in der Beschauung göttlicher Wahrheit unbemerkt geführt wird, unter dem Namen der Therapevten, von denen er daselbst viel Wesens macht, eine gewisse Art von Christen in Aegypten gemeint haben, die ein eingezogenes Leben führten, und einen Mönchsorden vorstellten, den der Evangelist Marcus gestiftet haben soll. Ist Philo im Jahre Christi 40 schon in die siebenzig gewesen, wie hat er denn von einem Orden schreiben können, den Marcus, (gesetzt, daß er der Stifter davon sey) vor A. 50 nicht hat stiften kön-

können? Denn Marcus kam erst A. C. 49 nach Alexandrien, und zu Errichtung einer Gesellschaft von Leuten, die sich freywillig unter das Joch einer strengen Lebensart begeben, gehörte wenigstens eine Zeit von einigen Jahren. Nun erhellet aber aus obgedachter Schrift vom beschauenden Leben selbst, daß ihr Verfasser sie in der Blüthe seiner Jahre aufgesetzt habe. Folglich mus er unter seinen Therapevten keine Christen, sondern ganz andre Leute gemeint haben. Er sagt von diesen Leuten, daß sie viel auf gewisse alte Bücher hielten, und fleissig darinnen forschten. Das sollen nun die Schriften des N. T. seyn. Aber damals, als Philo sich mit Bücherschreiben noch abgab, war noch kein einziges Buch dieser heiligen Sammlung vorhanden. Er soll viel aus Pauli Briefen entlehnt haben. Aber er hat keinen einzigen davon sehen und lesen können, indem sie insgesamt jünger als Philons Werke sind. Man nehme von der Zeit, da Marcus sein Evangelium geschrieben hat, eine Sage an, welche man auch immer wolle, so kömmt es doch zu spät. Irenäus ist älter als Eusebius, folglich ist seine Aussage auch von grösserm Gewichte. Nun meldet Irenäus, daß Marcus sein Evangelium erst nach der Apostel Peters und Pauls Tode habe ausgehn lassen, das ist nach dem Jahre Christi 64. Und da müsste Philo über hundert Jahr alt gewesen seyn. Es ist aber ganz unglaublich, daß er sein Leben so hoch gebracht habe. Folglich hat er auch Marci Evangelium nicht lesen, geschweige denn anführen kön-

können. Ferner kan Philo den Apostel Peter nicht zu Rom gesprochen haben. Denn damals, da er im Namen der Judenschaft zu Alexandrien die Botschaft beym Kaiser Cajus ablegte, war Peter zu Jerusalem, und ist vor Nerons Zeiten nicht nach Rom gekommen. Nun ist höchst unwahrscheinlich, daß Philo in einem Alter von bey nahe hundert Jahren eine so weite und beschwerliche Reise von Alexandrien nach Rom blos in der Absicht sollte unternommen haben, einen Mann zu sprechen, den er weiter nicht, als dem Rufe nach, kennen konte.

Philo war also kein Christ. Sein Zeitalter widerspricht dem Vorgeben, daß er es gewesen sey. Er hatte seine Laufbahn als Schriftsteller schon vollendet, bevor die christliche Lehre in der Welt auftrat. Er war demnach ein Jude, ein eifriger standhafter Jude. Ueberzeugende Beweise davon hat er hin und wieder in seinen Schriften eingestreut. Dem Tempel zu Jerusalem verspricht er eine ewige Dauer, und einen immerwährenden Genus der beträchtlichen Einkünfte von dessen weitläuftigen Ländereyen. Jerusalem nennt er die heilige Stadt, und legt ihr viel mehr andre Lobsprüche bey. Die Juden nennt er ein von Gott geliebtes und erkohrnes Volk, die Erstlinge des menschlichen Geschlechts. Nicht die geringste Spur thut sich bey ihm hervor, daß ihm die Ankunft des Messias im Fleische bekant gewesen sey, oder daß er von Christo was gewusst habe. Er hoffet auf einen blos weltlichen Messias, er kennet ihn als

als einen blossen Menschen, und weis von seinem geistlichen Reiche nichts. Das Wort stellt er zwar als ein göttliches Wesen vor; aber daß der Messias das Wort sey, das sagt er nirgends. Augustini Zeugnis endlich ist entscheidend. Dieser Kirchenlehrer versichert, daß Philo nie ein Christ gewesen sey.

Aber er war auch kein ketzerischer Jude, oder jüdischer Ketzer, wozu ihn doch der P. Bernard Lamy hat machen wollen, und zwar aus dem Grunde, weil Philo nirgends des Tempels zu Jerusalem gedenke. Daraus schliest der Pater, er müsse von der Spaltung oder dem Anhange gewesen seyn, welcher den Tempel des Onias zu Alexandrien verehrte. Doch da dieser gelehrte Franzose sich von seinem Gedächtnisse hintergehen lassen, und der Grund, auf den er baute, schwankt, so fällt auch sein ganzes Gebäude von selbst dahin. Denn daran ist kein Zweifel, daß Philo von dem Tempel zu Jerusalem mit vieler Ehrerbietung spreche. Zudem ist die angegebne Spaltung von Alexandrien ein noch sehr streitiges und unerwiesenes Vorgeben. Die Gemeinde von Alexandrien hat es jederzeit mit der von Jerusalem gehalten, wie aus Apostelgesch. VI. 9. erhellet. Wäre Philo ein Feind der jüdischen Kirche von Judäa gewesen, so würde Josephus ganz anders von ihm gesprochen haben. Philo meldet endlich selbst, daß er über Ascalon nach Jerusalem gereist sey, um daselbst sein Gebeth und Opfer zu verrichten. Was

kan

kan man nach einem so deutlichen Zeugnisse weiter verlangen?

Was für einem Haufen unter den Juden, fragt sichs weiter, ist Philo zugethan gewesen? War er ein Essäer, oder war er ein Sadducäer, oder war er endlich ein Pharisäer? Das erstere kan er nicht gewesen seyn. Die Essäer waren Leute, die für sich in der Stille lebten. Philo aber lebte in der grossen Welt, und lies sich zu bürgerlichen Bedienungen gebrauchen. Seine Lehrsätze und Art zu denken streitet schnurstracks mit der Sadducäer ihrer. Folglich mus er wohl ein Pharisäer gewesen seyn. Diese Leute glaubten unter andern Engel und Geister. Nun aber hat unter allen Juden keiner das Wesen, den Stand, und die Verrichtungen der Engel so deutlich beschrieben, als Philo. Die Pharisäer lehrten die Unsterblichkeit der Seele, und ein Erwarten unumgänglicher Strafen und Belohnungen nach dem Tode. Von diesen Dingen aber hat Philo so deutlich, so richtig geschrieben, als kaum ein Christ thun würde. Die Pharisäer schrieben der göttlichen Gnade in Bekehrung, Erleuchtung und Regierung des Menschen viel zu, huben aber darum doch den freyen Willen nicht auf. Philo lehrt ein gleiches, und zwar so richtig, daß man glauben sollte, wenn man ihn von dieser Sache lieset, den Apostel Paulus zu lesen. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit könte man die grosse Geflissenheit zu allegorisiren, mit der Philo sich vor andern hervor thut, für ein Zeichen der pharisäeischen Sekte

 anse-

ansehen. Die Art alles geistlich, und nicht buchstäblich auszulegen, gehörte mit zu den Sagen, worauf die Pharisäer viel hielten. Philo ist ihr Erfinder nicht. Von der Zeit an, da die griechische Alexandrinische Uebersetzung der Schrift bekant ward, bis auf die Zeiten des Aquila, das ist über 400 Jahr hindurch, ist diese Auslegungsart im Schwange gegangen. Herr Mangey glaubt, die Heiden hätten die Juden damit angesteckt. Da jener ihre Fabellehre so voller lächerlicher und schändlicher Ungereimtheiten steckte, daß sie ihr Ansehn nicht behaupten konte, woferne man nicht einen Vorhang von weit hergeholten und erzwungenen Auslegungen darüber zöge: so konte ihr Beyspiel und Umgang die Juden von Alexandrien, bey denen alle jüdische Gelehrsamkeit damals beruhte, zu einer ähnlichen Thorheit um so viel leichter verleiten, da diese in einer völligen Unwissenheit der Grundsprache ihrer Bibel, und der alten jüdischen Gebräuche steckten. Die allegorischen Ausleger werden geschwinder fertig, als die grammatischen. Sie bleiben nicht an den Buchstaben hängen. Sie nehmen es damit so genau nicht. Und eben dieser Auslegungsart sollen, nach Herrn Mangeys Erachten, die häufigen Schreibefehler, die sich in unsre hebräische Bibeln eingeschlichen haben sollen, mit grösserm Rechte, als der Bosheit der Juden, beyzumessen seyn.

Philo brachte also diese Auslegungsart nicht zuerst auf, wie man ihm wohl Schuld gegeben. Er gedenket selbst seiner Vorgänger in diesem

Stücke

Stücke. Lange vor Philon hat Aristobulus diese Bahn betreten, wie aus dem IV. Buche des Origenes wider den Celsus erhellet. Selbst der Hohepriester Eleazar hat ein Werk von dieser Art hinterlassen, aus welchem Eusebius im VIII. Buche seiner evangelischen Vorbereitung einige Stücke anführt. Anatolius gedenket eines andern ungenannten Allegoristen, der zwischen dem Aristobulus, das ist, den Zeiten der ersten ptolemäischen Könige in Egypten, und dem Philo gelebt hat. Ja Philo selbst meldet, daß die allegorische Art die Schrift auszulegen, bey den Essenern in grossen Aufnehmen sey. Wie sie nun mit dem Philo nicht aufkam, so gieng sie auch mit ihm nicht unter. Paulus und Barnabas haben ihre Allegorien, nicht zwar aus dem Philo unmittelbar, aber doch aus einer und derselben Quelle mit ihm geschöpfet. Jene sind mit diesen in gleichem Falle. Verdient Philo dieserhalb getadelt zu werden, so sind die Apostel seine Mitschuldigen. Beym Philo werden wenig, so weithergeholte und erzwungene Allegorien seyn, als die vom Berge Sinai und der Hagar in der Epistel an die Galater ist. Diese Stelle ist so dunkel und anstössig, daß man sie anders nicht retten kan, als wenn man sagt, sie sey eine Randglosse und ein Zusatz von einem Abschreiber. So wenig sich alles allegorisch deuten lässt, so wenig lässt sich auch alles ohne Ausnahme buchstäblich verstehen. Die Mittelstrasse in diesem Stücke ist die sicherste und beste. Und der ist Philo nachgegangen. Hat er gleich die allegorische

Auslegung der buchstäblichen vorgezogen, so hat er die letztere doch auch nicht gänzlich aus den Augen gesetzt. Vielen, sagt Hr. Mangey, wird Philons Auslegung der Geschichte der Schlange und der Eva nicht recht seyn. Aber wer die Erzählung Mosis vom Falle der ersten Menschen buchstäblich versteht, der mus die Würde der heiligen Schrift nothwendig sehr herunter setzen. ....

So viel von Philons Glaubenslehren. Was seine Philosophie anlangt, so hat man ihn zeither, und das mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit, für einen Platoniker gehalten. Die Alten trugen sich schon mit dem Spruche vel Plato philonizat, vel Philo platonizat. Die Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Plato thut sich nicht nur in der Schreibart, sondern auch noch vielmehr in den Gedanken und den Lehrsätzen hervor. Plato hat von den Juden gelernet, und Philo hat jenen fleissig gelesen, wie Herr Mangey mit einigen Beyspielen erweiset. Z. E. Plato behauptet, die Vollkommenheit des Menschen bestehe lediglich in der Gleichheit mit Gott. Eben das lehrt Philo auch. Der griechische Weise will, daß die Tugend zwar an und für sich den Menschen allein glücklich machen könne; aber der äusserlichen Leibes- und Glücksgaben könne er dabey doch nicht, als nöthiger Werkzeuge, entbehren. Eben das hält auch Philo dafür. Den Satz, die Welt sey von niederern Kräften oder mächtigen Wesen nach dem Muster der unsichtbaren Vorbilder (idearum) gebildet und gebaut worden, hat er dem Plato von Wort

zu Worte nachgesagt, und aus dessen Timæo entlehnet. Er behauptet, daß die Seelen vor ihren Körpern gewesen, und daß sie aus einem Körper in den andern fahren, daß die Sterne geistige Wesen sind, eben sowohl als die Welt selbst es ist. Das sind alles Meynungen aus der platonischen oder pythagoräischen Schule. Nun weiß man aber, daß die Pythagoräer und Platoniker in vielen Stücken mit einander übereinkommen. Doch hat Philo sich schlechterdings an den Plato nicht gebunden, sondern auch von den andern Schulen, was ihm anstand, angenommen. So spricht er z. Ex. den Stoikern den seltsamen Spruch nach; der ihnen so manchen bittern Scherz zugezogen hat: Der Weise sey auch ohne Vermögen König und Fürst. Niemand sey frey, als der Weise. Das löbliche und Wohlanständige sey allein für ein Gut zu halten. Ja zuweilen nimmt Philo gar das Ansehen eines Pyrrhonikers oder Zweiflers an. Diesemnach müßte Philo nicht sowohl ein Platoniker, als ein Eclecticus gewesen seyn. Man hat um so viel mehr Ursache dieses zu vermuthen, da die eclectische Sekte zu Philons Zeiten Mode war, und die Platonische dagegen samt der Aristotelischen ganz eingegangen war, auch nicht eher wieder empor kam, als im III. Jahrhunderte nach C. G. unter dem Kayser Gallieno.

Da die Lehre von dem λόγῳ oder Worte, viele auf die Vermuthung gebracht hat, Philo habe dieselbe vom Plato entlehnt, so giebt Herr

Mangey

Mangey sich die Mühe, was hieran sey, gründlich zu untersuchen, die Begriffe beyder Schriftsteller von dem Worte in ein helles Licht zu setzen, den grossen Unterschied der zwischen beyden sich hervor thut, zu zeigen, und darzuthun, daß Philo seine Lehre aus der heiligen Schrift und der Sage der alten jüdischen Kirche, nicht aber vom Plato genommen habe. Eine solche Untersuchung ist für die Wahrheit des christlichen Glaubens wichtig. Sie mus denselben sehr bestärken, wenn sie erweisen kan, daß, was die Evangelisten und Apostel von dem ewigen Worte lehren, lange zuvor in der jüdischen Kirche, und unter andern auch vom Philo gelehrt worden sey. Das sind fürchterliche Waffen wider die heutigen Jüden und Socinianer. Herr Mangey beweist seinen Satz auf folgende Weise:

Philo lehrt von dem Worte, (wir müssen uns so lange mit einem so unvollkommenen Worte behelfen, bis die deutsche Sprache ein bequemers ausfindig macht, das das Wort λόγος in seiner völligen Stärke und Umfange ausdruckt,) Philo lehrt demnach, daß das Wort eine wesentliche und wirkende Person sey. Er nennt es das ursprüngliche Vorbild, nach dem andere Dinge gebildet worden, ideam idearum, das Bild aller Bilder. Nun aber brauchen die Alten das Wort idea zuweilen an statt substantia und personalitas. Das Wort λόγος bedeutet bey ihnen auch zuweilen so viel als ein geistiges denkendes Wesen. So heissen beym Philo die Engel Gottes seine λόγοι.

Daß

Daß Philo das Wort nicht als eine blosse Eigenschaft Gottes, sondern als etwas persönlich von ihm unterschiednes betrachtet habe, erhellet aus seinen sehr kräftigen Ausdrücken Dei filius primogenitus, Dei supremi imago, mundi vniuersi conditor, Deus secundus & omniscius, u. d. m. Er legt diesem Sohne Gottes alle in der Schrift erwähnten göttlichen Erscheinungen bey. So soll es das Wort, oder der Sohn Gottes gewesen seyn, der dem Abraham im Hayn Mamre, und dem Moses im brennenden Busche erschien. Ueberdem legt er ihm auch alle göttliche Eigenschaften bey. Er schreibt so von ihm, daß Johannes der Evangelist nicht anders thun könnte. Der einzige Unterschied zwischen beyden in Ansehung dieser Lehre ist dieser, daß Philo ein wenig dunkel und allegorisch davon spricht, Johannes aber, der für das gemeine Volk schrieb, sich deutlicher ausdruckt. Beyde aber hatten diese Lehre nicht von sich, sondern von ihren Vätern, und sie ward in den jüdischen Schulen öffentlich vorgetragen. Zuweilen scheint zwar Philo die Göttlichkeit des Wortes ein wenig zu tief herunter zu setzen; und das darf uns kein Wunder nehmen. Er allegorisirte, und diejenigen, die so schreiben, bleiben nicht immer auf einerley Sprache, und, was das meiste, er war ein Jude, den der Geist Gottes nicht erleuchtet hatte. Wenigstens werden die Arrianer wenig Trost bey ihm finden, ja sie werden viel eher läugnen, daß die Schriften von ihm sind, die man ihm beylegt, als ihn zu einem Zeugen der

Wahr-

Wahrheit machen wollen. Er widerspricht ihnen ausdrücklich. Jene, sagen, Christus sey nicht Gott aus Gott, und es sey eine Zeit gewesen, da er nicht gewesen sey. Gott habe ihn zur göttlichen Würde erhaben. Philo hingegen sagt: es sey gottlos, zu behaupten, daß Gott seit einiger Zeit, und nicht von Ewigkeit her sey.

Wo hat nun Philo diese hohen geheimnisvollen Lehren her? Gewis von sich selbst nicht, auch von keinen Christen, sondern von seiner Kirche. Nur hat die Erkäntnis desselben bey den Juden stuffenweise zugenommen. Schon beym Moses finden sich Spuren davon, der von GOtt öfters in der mehrern Zahl redet. David spricht schon deutlicher, wenn er sagt: **Der Himmel ist durch das Wort des HErrn gemacht.** Salomo desgleichen in seinem Gleichnisse von der Weisheit, Sprüchw. 8, 22. Auf gleiche Weise druckt sich auch der Verfasser des Buches der Weisheit 9, 4. 18, 15. und Jesus Sirach aus. Das Zeugnis aus den sogenannten apocryphischen Büchern darf niemanden unzulänglich oder verwerflich scheinen. Man führt es nicht an, die Wahrheit des Geheimnisses zu erweisen, und nicht als ein Gottesgelehrter, sondern blos historisch, darzuthun, daß die alten Jüden vor Philone von der Dreyeinigkeit, eben so wie die Apostel und Christen, gelehrt haben. Eben das lässet sich auch aus den LXX. Dolmetschern darthun, wie auch aus den orphischen Gedichten, die, wie Herr Mangey will, ganz gewis von einem Juden herrühren, und

lange

lange vor dem Christenthume in die Welt gestogen sind. Man könte sich auch auf die sibyllinischen Bücher berufen, aber ihr Ansehen gilt hier nichts, weil es ausgemacht ist, daß sie von den Christen im zweyten Jahrhunderte nach C. G. erdichtet worden sind. Es würde uns zuweit verleiten, wenn wir den Herrn Mangey bis in die Thargums und bis zur Untersuchung der Lehre der alten jüdischen Kirche vom heiligen Geiste begleiten wollten. Was er von Philons Gelehrsamkeit, Gemüthsart und Sittenlehre beybringt, überschlagen wir ebenermassen. Von seinen Schriften hat er in der Vorrede nichts gemeldet, weil er beym Eingange einer ieden derselben das davon zu wissen nöthige beygebracht hat; übrigens verweist er disfalls auf Fabricii griechische Bibliothek.

Es ist also für uns nichts mehr übrig, als daß wir die Vorzüge dieser Ausgabe vor den ältern angeben. Sie bestehn theils in Ausbesserung der schon vorlängst bekanten, als im Zusatze neuer Stücke. Zu den letztern gehört das Buch de posteritate Caini, im ersten Bande p. 226. Es ist aus einer vaticanischen Handschrift entlehnet. Desgleichen die Auslegung der drey letzten Gebote, und die Abhandlung von der Gerechtigkeit, aus einem bodlejanischen Manuscripte. Die Philonischen libri quaestionum in Genesin & Exodum sind zwar schon längst verlohren gegangen. Doch hat Johannes von Damascus und ein andrer unbekannter Johannes viele Fragmente daraus aufbehalten. Des letztern Johannes Samm-

lung

lung ist nie gedruckt worden. Sie befindet sich zu Paris nur noch in der Handschrift, aus welcher der P. Montfaucon die Philonischen Stellen ausgezogen, und dem Herrn Mangey zugeschickt hat. Ferner hat eben unser Engländer auch die Philonischen Ueberbleibsel, die Eusebius in seiner praeparat. euangelica aufbehalten hat, und das schöne Werk de prouidentia, eben daher, seiner Ausgabe einverleibt. Anderer Fragmente vom Philo zu geschweigen, die er aus verschiednen Handschriften zusammen getrieben hat.

Das sind die Stücken, die in dieser neuen Ausgabe zuerst erscheinen. Die andern sind ansehnlich verbessert worden. Die Ausgabe von Paris vom Jahre 1640 hat man bey dieser zum Grunde gelegt. Im griechischen Texte versichert Herr Mangey, keine Veränderungen für sich vorgenommen zu haben, auch nicht einmal auf das Geheis einer Handschrift, ausgenommen der mediceischen, die unter allen bekanten die beste vom Philo seyn soll. Man weis nicht, wie man das mit dem Vorwurfe zusammen räumen soll, den Herr Dorville in seinen Anmerkungen zum Chariton an gar vielen Orten dieser Ausgabe macht. Er giebt nämlich dem Herrn Mangey Schuld, daß er sich mit dem Texte viele unerlaubte Freyheiten herausgenommen, und vieles aus eignem Kopfe, selbst wider die Art und Eigenschaft der griechischen Sprache, geändert habe. Das mögen die Critici unter sich ausmachen. Gelenii lateinische Uebersetzung hat der Engländer sehr verbessert.

Aber

Aber Morells seine von den Abhandlungen de nominum mutatione, de allegoriis und de somniis, war so sehr schlecht, daß sie ganz und gar hat müssen umgeschmolzen werden. Hergegen lobt Herr Mangey Adrian Turnebs seine, von den Büchern de vita Mosis. Zu Berichtigung des griechischen Textes sind ihm verschiedne Handschriften, von Rom, von Florenz, von Paris, Cambridge, Oxford, Hamburg, u. s. w. behülflich gewesen. Der Bischof von Lincop in Schweden, Herr Erich Benzel, der ehemals auch zu einer neuen Ausgabe von Philons Werken starke Hoffnung gemacht hatte, hat dem Herrn Mangey seinen ganzen Vorrath überlassen. Ueberdem sind ihm auch die beyden berühmten Gelehrten, die Herrn Taylor und Markland, die iezo in England die grössesten bekanten Griechen sind, mit ihrem Rathe an die Hand gegangen.

Am Ende der Vorrede beschwert Herr Mangey sich über die häufigen Druckfehler, die sich ohne sein Verschulden in diese Ausgabe eingeschlichen haben. Sein Amt, sagt er, hätte ihm nicht verstattet, den Druck selbst abzuwarten. Hätte, fährt er fort, ein vornehmer Herr mir eine Gefälligkeit erwiesen, die bey ihm stand, und die man selten einem versagt, der darum anhält, so würde diese Ausgabe um zween Jahre früher, und viel richtiger erschienen seyn. Was das für eine Gefälligkeit sey, das ist ein Räthsel für uns. Es liegt aber auch nichts daran, es zu wissen.

II.

The natural History of Aleppo and Parts adjacent &c. By Alex. Russel, M. D. Lond. 1756.

Diese Naturgeschichte von Aleppo und den angränzenden Gegenden beträgt ohne das Register 266 Quartseiten, nebst 16 Kupfertafeln. Ausser einer Beschreibung der Stadt und der vornehmsten natürlichen Dinge, welche die Nachbarschaft zeuget, wird auch die Landesart und die Beschaffenheit der Einwohner beschrieben, und von den daselbst gewöhnlichen Krankheiten, besonders der Pest, nebst den Verwährungsmitteln, deren sich die Europäer bedienen, Nachricht ertheilet. Die erste Veranlassung dazu ist das gewesen, daß der Verfasser Nachrichten von allgemeinen Krankheiten, besonders der Pest, die drey Jahr während seines Aufenthalts in der Stadt gewütet hat, in Ordnung bringen wollen.

Der erste Theil des Werkes beschreibet Aleppo und die umliegenden Gegenden. Haleb, oder wie wir es nennen, Aleppo, ist itzo die Hauptstadt in Syrien. Sie weichet zwar Constantinopel und Cairo an Grösse, Menge der Einwohner und Reichthum gar sehr, aber in Absicht auf die Gebäude giebt sie keiner Stadt im Türkischen Reiche etwas nach. Die Stadt und die Vorstädte liegen auf acht Hügeln, von denen nur der mittelste, auf dem sich das Schloß befindet, beträchtlich ist.

Eine

Eine alte ziemlich verfallene Mauer, und ein breiter Graben, der itzo meistens in Gärten verwandelt ist, umgeben die Stadt, deren Umfang ohngefehr vierthalb englische Meilen betragen mag. Mit den Vorstädten möchte er wohl sieben Meilen seyn. Man braucht nämlich ordentlich zwo Stunden und vier Minuten um die Stadt spatzieren zu reiten. Wenigstens vier bis fünf Meilen um Aleppo ist der Grund sehr steinig und uneben voll kleiner Erhöhungen. Von Westsüdwest bis Nordwest gen Westen erstreckt sich diese Art von Erdreiche wenigstens auf 20 Meilen mit Untermischung kleiner fruchtbarer Ebenen. Nordwärts und Südwärts wird das Land nach sechs bis sieben Meilen eben, und ist nicht mehr steinig. Ostwärts fängt sich eine weite Ebene an, die man die **Wüste** nennet, ob sie gleich viele Meilen über Aleppo einen schönen fruchtbaren Boden hat. Der Flus Coic der alten Singas, welcher kaum 18 bis 24 Fus breit ist, gehet längst dem westlichen Theile der Stadt wenige Yards von den Mauern hin, und hat kaum Wasser genug, einige Gärten an seinen Ufern zu versorgen. Höhere Gegenden, wohin sich das Wasser nicht leiten lässet, sind leer, oder zu Weinbergen, mit Oelbäumen, Feigen und Pistacienbäumen angelegt. Dieser Strohm, und diese Gärten enthalten fast das einzige Wasser, und die einzigen Bäume, die auf 20 Meilen *)

*) Fünf englische Meilen gehen ohngefähr auf eine Meile wie sie in Sachsen gebräuchlich ist. Ein Yard ist drey englische Fus.

um die Stadt herum anzutreffen sind, denn die Dörfer sind alle ohne Bäume, und die meisten sammlen nur Regenwasser in Cisterne. Die Breite von Aleppo hat ein französischer geschickter Mathematikverständiger, den der Verfasser aber nicht nennet, 36° 12′ N. im Jahr 1753 gefunden. Die Länge soll 37° 20′ ostwärts von London seyn. Von der See liegt die Stadt gerade zu ohngefehr 60 Meilen, und merklich darüber erhoben. Die Jahreszeiten sind in diesem Lande überhaupt zu reden sehr ordentlich, zumal zu Aleppo, wo die Luft ordentlich sehr gesund, und von Dünsten so rein und frey ist, daß alle und jede Einwohner vom Ende des Mayes bis zur Mitte des Septembers in ihren Höfen die Abendmahlzeit halten und darinnen schlafen, oder solches oben auf ihren Häusern verrichten, wo sie der freyen Luft ausgesetzt sind. Die Strenge des Winters rechnen sie nur auf 40 Tage, vom 12 Dec. bis zum 20 Jan. Während dieser Zeit ist die Luft ungemein durchdringend, zumal für Fremde, wenn selbige gleich auch aus einer kalten Gegend kommen. In den dreyzehn Jahren, da sich der Verfasser daselbst aufgehalten, ist das Eis nicht über dreymal stark genug gewesen, einen Mann zu tragen, und dieses noch dazu, wo es die Sonnenstrahlen nie getroffen hatten. Der Schnee ist, drey Jahr ausgenommen, nie über einen Tag liegen geblieben, und im tiefsten Winter ist es bey Windstille, im Sonnenscheine warm, ja gar heis. In dieser Witterung blühen Narcissen und Hyacin-

Hyacinthen; und Veilchen kommen aufs späteste zum Vorschein, ehe sie vorüber ist. Im Hornung werden die Felder schon völlig grün, die Bäume bleiben bis zum Ende des Mondes laublos, aber der Mandelbaum blühet aufs späteste vor seiner Mitte, und Abricosen, Pfirschen folgen ihm bald nach. Dieser angenehme Frühling hat keine Fehler, als seine Kürze, weil im April schon der Sommer herzueilet. Vor dem Ende dieses Monats sieht das Land so verbrannt und dürre aus, daß man es nicht für fähig halten sollte, etwas hervorzubringen, als die wenigen starken Pflanzen, welche diese Hitze aushalten. Von dieser Zeit an fällt nicht ein erfrischender Regen, und kaum eine Wolke zeigt sich, die vor der unerträglichen Hitze beschirmete, bis in das Mittel des Herbstmonats, da die Luft ordentlich durch ein wenig Regen erfrischt wird, von welchem bis zum zweyten Regen wenigstens 20 bis 30 Tage bey gemäßigter, heiterer, und sehr angenehmer Witterung vergehen; und wenn die Regen auch von kurzer Dauer, nur häufig, gewesen sind, so nimmt das Land bald ein neues Ansehen an. Nach dem zweyten Regen wird das Wetter veränderlich, und der Winter nähert sich nach und nach, nicht so schnell als der Sommer, denn die meisten Bäume behalten ihr Laub bis in die Mitte des Novembers, und auch die frostigsten Leute brauchen nicht eher Feuer, als bis am Ende dieses Monats; einige verbringen den ganzen Winter ohne Feuerung. Windstürme sind selten.

Ein ansehnlicher Theil des Landes liegt ungebauet, weil die Tyranney der Regierung, und die Unsicherheit des Eigenthums die Einwohner verdrossen macht. In Absicht auf künftigen Feldbau, lassen sie wenig brache liegen, auch düngen sie nicht sehr. Sie fangen um das Ende des Herbstmonats zu pflügen an, und säen ihren frühesten Weizen um die Mitte des Octobers. Der Frost ist niemals strenge genug, daß er sie hindern sollte, den ganzen Winter durch zu pflügen, so, daß sie alle Arten von Getreide gegen das Ende des Jänners, und Gerste zuweilen nach dem Mittel des Hornungs säen. Keine Ege wird nicht gebrauchet, sondern man pflüget den Grund, nachdem er besäet ist, das zweyte mal, die Einsaat dadurch zu bedecken; an einigen Stellen, wo der Boden etwas sandig ist, pflügen sie nur einmal, und zwar nach dem Säen. Der Pflug ist so leichte, daß ein Mann von mittelmässiger Stärke ihn ohne Schwürigkeit mit einer Hand führen kan; eine kleine Kuh, oder höchstens zwo, und zuweilen nur ein Esel sind zulänglich, ihn beym Pflügen zu ziehen, und ein Mann treibet und hält ihn zugleich, so leichte, daß er insgemein dabey seine Pfeife mit rauchet. Der Verfasser giebt hierauf ein weitläuftiges Verzeichnis, der Gewächse, die um Aleppo herum erbauet werden, oder auch im freyen Felde wachsen, nebst der Zeit ihrer Blüthe.

Metalle findet man um Aleppo, und so viel der Verfasser weis, in ganz Syrien nicht, obgleich einige Felsen, ihrem Ansehen nach, Eisen zu enthal-

ten

ten scheinen. Thon fehlt ihnen fast ganz und gar, und derjenige, den sie haben, ist so wenig zähe, daß sie nur eine schlechte Art von Ziegeln mit Mühe daraus machen, die sowohl als ihre Wasserge-fässe oft zerfallen. Ihr Töpfer- und Pfeifen-thon wird von Damascus und Sidon gebracht. Sechs Stunden von Aleppo findet sich eine Walk-erde, die man statt der Seife gebraucht, sie wird auch oft von lüsternen Weibesbildern gegessen. Ohngefehr achtzehn Meilen von Aleppo, ist eine grosse Ebene, die man insgemein das Salz-thal nennet; sie ist mit niedrigen felsichten Hügeln umgeben, die eine Art von natürlichen Wasserbehältnisse ausmachen, das den Regen, der von den Hügeln herabläuft, verwahret, wozu auch das Wasser aus einigen benachbarten Quel-len kömmt, so, daß den Winter über alles unter Wasser stehet, die Fläche aber ist zu weit und zu eben, als daß sich das Wasser auf eine ansehnliche Weise sammlen könte, daher dunstet es bald aus, und lässt einen Salzkuchen zurücke, der an man-chen Orten nicht weniger als einen halben Zoll di-cke ist; er beträgt nach dem Maasse des Regens, der im Winter fällt, mehr oder weniger, und mit dieser Rinde ist die ganze eingeschlossene Ebene bedeckt. Der Boden dieser Ebene ist ein steifer Thon, der stark voll Salz ist, aber in der erwähn-ten Quelle hat der Verfasser keinen salzigten Ge-schmack entdecken können. Im August sammlen viel Leute dieses Salz, welches sehr gut ist, und für diese Gegend zureichet.

Das wenige Rindvieh, das man hier hat, wird vornehmlich gebraucht, den Pflug zu ziehen, oder Wasser in die Gärten zu schaffen. Der gröste Theil dessen, das zu diesem Gebrauche angewandt wird, ist sehr gros, mit ansehnlichen langen Schenkeln, und einem magern Bauche, wie man oft auf alten geschnittenen Steinen abgebildet siehet. Das übrige Vieh dieser Art ist klein, und alles überhaupt hat sehr kurze Hörner. Die Türken und Juden essen fast nie Rindfleisch, und die Christen haben es nur seit einiger Zeit zu schätzen angefangen, so daß das meiste Rindvieh für Europäer geschlachtet wird. Man hat das Rindfleisch zu allen Zeiten gut, am besten aber im Sommer, da die Einwohner noch itzo die alte Gewohnheit heilig beobachten, den dreschenden Ochsen fressen zu lassen, was er will. Von den Schafen, die wegen ihrer grossen und fetten Schwänze von allen Reisenden sind angemerkt worden, wiegt eines, ohne Kopf, Füsse, Haut, und Eingeweide, ordentlich ungefähr 12 bis 14 Aleppische Rotolors, davon der Schwanz gemeiniglich drey oder noch mehr beträgt; Ein Rotolor ist fünf Pfund. Die gemästeten aber, von der grösten Art, wiegen zuweilen dreyssig Rotolors, davon der Schwanz zehn ausmacht. Diese grossen Schafe werden um Aleppo in Gärten aufbehalten, wo sie in keiner Gefahr sind, ihre Schwänze zu beschädigen; auf den Feldern aber müssen ihnen die Schäfer ein dünnes Bret unten an die Schwänze binden, damit sie solche nicht in Dornen u. d. g.

beschädigen, weil die Schwänze unten nicht wie oben mit dicker Wolle bedeckt sind; zur Erleichterung des Fortziehens macht man zuweilen Räderchen an dieses Bret, und daher ist die Nachricht entstanden, daß sie die Schwänze auf Karren nachschleppten.

Die Araber haben eine besondre Art, die Hasen zuzurichten, welche für sehr gut gehalten wird. Sie machen eine Grube in die Erde, welche sie mit Reisig anfüllen, und solches anzünden. Wenn alles brennt, wird der Hase mit Haut, Eingeweide, und allem, wie man ihn gefangen hat, hinein geworfen. Nachdem die Flamme ausgegangen ist, decken sie die Grube mit der lockern Erde zu, die sie ausgegraben hatten, und die zuvor um das Feuer herum gelegen hatte, so daß sie heis geworden war. So lassen sie ihn liegen, bis sie urtheilen, er sey zulänglich durchgebraten, werfen alsdenn Salz auf ihn, und verzehren ihn ohne weitere Zurichtung. Die meisten Leckerbissen, welche man um Aleppo haben kan, sind nur für die europäischen Christen oder vornehme Türken. Cameele werden von den Einwohnern zwar häufig Lasten zu tragen gebraucht, aber nicht gegessen, obgleich die Araber Liebhaber davon sind. Man hat ihrer hier vier Arten. Das Turkmanische Cameel ist stärker, grösser, haarichter, und von dunklerer Farbe, als eines der andern. Seine gewöhnliche Ladung ist 160 Rotolors oder 800 Pfund, zuweilen aber trägt es viel mehr. Hitze steht es nicht aus, und daher arbeiten sie mit ihm

im Junius, Julius und August nicht. Das arabische Cameel ist viel kleiner, von lichterer Farbe, und nicht so haaricht. Es trägt selten über 100 Rotolors; aber Hitze und Durst steht es besser aus, als das turkmanische, begnügt sich auch mit trocknen Disteln, und andern Pflanzen, die es in der Wüste findet, und immer frisst, indem es mit seiner Last fortgeht. Der Verf. hat in einer Caravane von Bussorah gesehen, daß die Cameele dieser Art funfzehn Tage lang ohne Wasser fortgegangen sind; sie haben aber, als sie an Wasser kamen, so viel getrunken, daß es ihnen geschadet hat. Der Dromedarius ist nach des Verf. Gedanken nur ein hochgezogenes arabisches Cameel, das von lichterer Farbe und besserm Ansehn ist, auch statt des feyerlichen Ganges der Cameele einen ordentlichen Schritt geht, mit dem es in einem Tage so weit kömmt, als die andern in dreyen. Das Cameel mit zween Höckern ist von persischer Zucht, und hier selten.

Auf den felsichten Hügeln befinden sich Hyänen, aber sie sind nicht so gros, als diejenigen, welche man auf den Gebürgen antrift. Herr Russel theilt die Zergliederung eines solchen Thieres mit, wie er selbige angestellt. Es war etwas grösser als ein grosser Bullenbeisser, dem es sonst in vielen Umständen glich. Seine Farbe war grau, und quer über schwarz gestreift, das Haar harte, und etwas länger als Hundehaar; vom Hintertheile des Kopfs, den Nacken und Rücken hinunter, hat es eine lange weisse Mähne, wie Aristoteles (H.

An.

An. L. 8. c. 899.) solche beschrieben hat. Plinius (H. Nat. L. VIII.) meldet, dieses Thier könte seinen Hals nicht bewegen; aber diese Meinung ist ungegründet: denn er hat Wirbel, und eine so leichte Bewegung, als bey Hunden. Im todten Auge fand der Verfasser nichts besonders; weil er es aber nicht lebend gesehen, kan er der Nachricht des Plinius nicht widersprechen, daß es tausenderley Veränderungen von Farben mache. Gleich über dem Hintern war eine Oeffnung, welche wie eine weibliche Scham aussahe, bey genauerer Untersuchung aber einem nicht allzu tiefen Sacke zugehörte, dessen Gebrauch der Verfasser nicht entdecken konte. Dieses hat vielleicht die Erzählung veranlasst, daß das Thier sein Geschlecht jährlich ändere, welches die Einwohner noch glauben. Das männliche Glied unterschied sich von des Hundes seinem darinne, daß es keinen Knochen hatte. Der Hodenbeutel war klein, und schien beym ersten Anblicke nur eine Hode zu enthalten; die andre ward durch die Haut so genau angehalten, daß man sie äusserlich nicht sah. Die zubereitenden und zuführenden Gefässe liessen sich von der Hode durch Muskelringe zurück verfolgen, aber sie waren zum Unglücke mit dem Eingeweide abgeschnitten worden, das derjenige, der das Thier geschossen hatte, weggeworfen hatte, um es leichter zu tragen. Die menschliche Stimme können diese Thiere nicht nachahmen, viel weniger die Schäfer rufen, sie zu verzehren, wie man berichtet hat. Sie scheinen die Heerden lieber zu haben, als den

Hir-

Hirten, und greifen Menschen nicht an, als zu ihrer Vertheidigung, oder bey ausserordentlichem Hunger; Begräbnisse aber berauben sie. Von den Hunden ist merkwürdig, daß keiner toll wird, ob sie gleich im Sommer so grosse Hitze ausstehn, und meistens von faulen Sachen leben. Die Wölfe aber scheinen rasend zu werden. Denn die Bauren reden von einem Thiere, das ein Mittelding zwischen Wolf und Hund seyn soll, und das sie vom Wolfe in nichts zu unterscheiden wissen; es fällt aber alles an, was ihm in den Weg kömmt, und die gebissenen Thiere oder Menschen werden toll.

Die Gewohnheit, sich der Tauben zum Brieftragen zn bedienen, ist hier seit vielen Jahren abgekommen. Wild zu schiessen, ist für viele Einwohner ein Mittel, ihren Unterhalt zu erwerben, zur Lust thun es wenig; die Vornehmen aber ergötzen sich mit Falken und Habichten. Mit einem Habichte, Shaheen genannt, der von der Grösse einer Taube ist, fangen sie oft die größten Adler, die hier in Menge sind. Vormals wurden sie abgerichtet, den Adler unter dem Flügel anzufallen, wodurch sie ihm den Gebrauch dieses Theils benahmen, daß sie also mit einander zu Grunde fielen, itzo aber werden sie gelehrt, ihn zwischen beyden Flügeln anzufallen, welches eben die Folge hat, aber sie langsamer herunter bringt, so daß der Falkenierer Zeit hat, seinem Habichte zu Hülfe zu kommen. Denn wenn er dieses nicht bald

thut,

thut, ist der Habicht in beyden Fällen bald verlohren.

Im Winter werden, besonders zur Fastenzeit der Christen, Fische aus dem Euphrat und Orontes gebracht; die Türken aber essen selten welche; sie schmecken auch meistens modericht. Auch aus dem Flusse Coic hat der Verfasser wider sein Vermuthen siebenzehnerley Fische erhalten.

Die Einwohner von Aleppo scheinen, des Unterschiedes der Religionen ohngeachtet, doch einerley Volk zu seyn. Es wäre zu wünschen, man könte diejenigen, die sich zum christlichen Glauben bekennen, für besser erklären, als ihre Nachbarn. Man rechnet ungefähr 235000 Personen in der Stadt und in den Vorstädten, darunter 200000 Türken, 30000 Christen, und 5000 Juden sind. Diese Rechnung haben einige Priester aus dem Harach (einer Steuer, die erwachsenen christlichen und jüdischen Mannspersonen abgefordert wird), aus der Menge des Brodes, das in der Stadt verzehrt wird, und der Menge derer, welche 1742 an der Pest starben, gemacht. Diese Menge verhielt sich bey den Christen wie fünf zu hundert, und daher rechneten sie solche bey den Türken in eben der Verhältnis, und bestimmten also ihre Zahl auf 300000. Da aber alle Christen, die es thun können, die Ansteckung zu vermeiden suchen, welches nur wenig Türken beobachten: so ist offenbar, daß von den letztern nach Verhältnis viel mehr sterben müssen, daher der Verfasser sie nur auf 200000 gesetzt hat. Die

Leute

Leute sind überhaupt hier von mittlerer Grösse, eher mager als fett, nicht allzuwohl gebildet, und weder sehr munter, noch sehr arbeitsam. Die Einwohner der Stadt haben eine schöne Farbe, aber die Bauern, und solche, die sich sehr im freyen, in der Sonne, aufhalten müssen, sind schwärzlich. Ihr Haar ist ordentlich schwarz, oder von dunkler Castanienfarbe, und man sieht selten andere Augen unter ihnen, als schwarze. Beyde Geschlechter sind in ihrer Jugend erträglich schön; aber der Bart verstellt die Mannspersonen bald, und die Weibsbilder kommen zeitig zur Reife, verwelken aber eben so bald, und sehen insgemein im dreyssigsten Jahr alt aus. Sie erhalten ihre monatliche Reinigung zwischen zwölf und funfzehn Jahren, welche bis ins vierzigste, zuweilen bis ins fünf und vierzigste dauert. Bey den meisten stellt sie sich alle vier Wochen ein, und dauert von drey zu sieben Tagen. Der grössere Theil der Weibsbilder wird zwischen vierzehn und achtzehn Jahren verheirathet, und oft eher. Die Zärtlichkeit der Liebe kan an ihren Verehlichungen wenig Antheil haben, weil die jungen Leute einander nicht eher sehen, als bis die Ceremonie vorbey ist. Eine schlanke Gestalt wird bey den Weibsbildern als unförmlich angesehen, so daß sie alles thun, was sie können, plump zu werden. Die Mannsbilder sind sehr dichte gegürtet. Die Gürtel der Weibsbilder sind nicht nur schmal, sondern auch sehr locker umgelegt, welches der Verfasser, nebst der Wärme des Landstrichs, und dem öftern Gebrauch

brauch der Bäder, als die Ursache angiebt, warum sie leichter gebähren, als das Britannische Frauenzimmer. Auch die zärtlichsten halten sich nicht über zehn bis zwölf Tage inne, und die Bauerweiber warten ihre Geschäffte meist gleich den folgenden Tag ab. Die Weiber von allen Ständen säugen ihre Kinder selbst, und gewöhnen sie selten vor dem dritten oder vierten Jahre, wenn die Mutter nicht eher wieder schwanger wird.

Caffee, sehr stark gemacht, ohne Zucker und Milch, ist eine Erfrischung, die überall sehr hoch gehalten wird, und eine Schale Caffee, nebst etwas nassem Confecte, welches insgemein in Conserve von rothen Rosen, die mit Limoniensafte säuerlich gemacht worden sind, bestehet, ist mit einer Pfeife Taback die gewöhnliche Bewirthung bey einem Besuche. Wenn sie weniger Umstände machen wollen, wird das Confect weggelassen, und wenn sie eine ausserordentliche Hochachtung zeigen wollen, lassen sie Sherbet bringen, welches ein Syrup, vornehmlich von Limonien, mit Wasser vermischt, ist; ferner lassen sie Rosenwasser oder eine andere wohlriechende Feuchtigkeit springen; und zuletzt wird Räuchwerk von Aloesholze gebracht, welches ein Zeichen ist, daß sich der Gast wegbegeben soll. Diese Bewirthung ist für den grössten Mann im Lande zulänglich, nur pflegt man Vornehmen noch ein gewirktes oder geblühmtes seidenes Tuch über die Knie zu legen, wenn sie trinken, und wenn es eine Ceremonienvisite von

einem

einem Bashaw oder andern Mächtigen ist, wird ihm ein schönes Pferd, zuweilen mit Sattel und Zeuge, oder andre dergleichen Geschenke von Wichtigkeit, gegeben. Leute vom niedrigen Stande, oder auch andere, die um etwas zu bitten haben, bringen, wenn sie besuchen, ordentlich ein Geschenk, aber auch eine Blume wird für hinlänglich gehalten. Taback rauchen alle Mannspersonen bis zur Ausschweifung, und auch viel Weibsbilder. Selbst die Landleute und gemeinen Arbeiter haben die Pfeife beständig im Munde. Ihre Pfeifen sind von einem Zweige eines Rosenstrauches, Kirschbaumes rc. gemacht, der zu dieser Absicht durchbohret ist, die Vornehmern haben Pfeifen von 5 bis 6 Fuß lang, und mit Silber gezieret. Der Kopf ist von Thon, und wird oft verändert, die Pfeifen selbst aber dauern Jahre lang. Viel Wohlhabende haben den persischen Gebrauch angenommen, durch Wasser zu rauchen, wozu sie sich des persischen Tabacks bedienen, der einen angenehmen Geruch hat, und auf diese Art gerauchet, weder Geschmack noch Geruch zurück lässt, wenn man den Mund ausspielet. Das gemeine Volk ahmet diesem Gebrauche ebenfalls nach, bedienen sich aber dazu des gemeinen Tabacks, etwas mit Wasser oder einer Infusion von Trauben benetzet, wozu sie bisweilen Sheera thun; welches eben das ist, was man in Indien Bing nennet, und in den Blättern des weiblichen Hanfes bestehet, die man erst pulvert, alsdenn in nassen Pfeffer legt, und mit heisser Asche bedeckt, bis eine Art von Kleister entste:

entstehet, den sie in einen dünnen Kuchen pressen, alsdenn in kleine Rauten schneiden und so essen. Ein halbes Quentchen hievon in eine Pfeife Taback, oder vielmehr in das Werkzeug, da der Taback durch das Wasser gerauchet wird, gethan, macht den Menschen trunken, oder vielmehr toll, und wenige Grane, mit etwas süssen eingenommen, thut eben die Wirkung, welche, wie man sagt, von sauren Sachen gehindert wird. Galen erwähnet schon diese tollmachende Kraft des Hanfes. Das Opium ist bey den Einwohnern von Aleppo nicht in solchem Ansehen als zu Constantinopel und an einigen andern Oertern, wird auch überhaupt nur in der Türkey von Leuten, die unordentlich leben, gebrauchet. Diejenigen, die es im Ueberflusse nehmen, heissen insgemein Teriaky; und des Andromachus Theriak heisst im Türkischen Teriack; daher zu vermuthen ist, daß man das Opium anfangs im Theriak gebrauchet hat; ietzo aber brauchen sie es unter andern Vermischungen; wenige nehmen es rein, und die grösste Menge, die man genommen hat, ist, so viel der Verfasser weis, drey Drachmen in 24 Stunden; die unmittelbaren Wirkungen, die er an den Liebhabern des Opium bemerket hat, sind, daß ihre Geister belebet worden, und daß sie aus einer niedergeschlagenen Gemüthsverfassung, in welche sie gerathen, nachdem die gewöhnliche Zeit nach Gebrauche des Opium verflossen war, gleich munter geworden sind. Die Folgen aber von seinem langwierigen Gebrauche sind, daß sie bald alt und wie dumm aussehen, wie

Der Verfasser glaubt, daß, ob gleich der Methodismus in seiner Empfängnis und Geburt unschuldig gewesen ist, er doch nunmehro zu einem öffentlichen Betrug aufgewachsen wäre. In einem Postscripte zu der Vorrede erinnert er noch, daß seine Nachrichten von den berühmtesten Predigern der Methodisten genommen sind. Sind diese so enthusiastisch, was wird der Methodismus denn seyn, wenn man die Handlungen ihrer Unterprediger untersucht? In dem dritten Theile selbst will sich der Verfasser näher in die Verwirrungen selbst einlassen, die als natürliche Folgen aus ihrer ganzen Einrichtung fliessen. Er rechnet hierzu die Angst, die Betrübnis, die Raserey, das Schreyen, die Verzückungen, die unter ihnen so gewöhnlich sind. Er prüfet einige Erzählungen von solchen Begebenheiten genauer, und führet ähnliche Beyspiele der Papisten an. Die Methodisten sehen einander mit Glanze umgeben, wie man die Heiligen zu malen pflegt. Sie werden entzückt, und Wesley sagt von sich, daß er in einer solchen Entzückung mit Christo, als mit seinem Freunde, geredet habe. Sie reden von Besessenen, und der Verfasser nimmt hier Gelegenheit, sehr weitläuftig von den Besessenen zu handeln, die Ursachen davon aufzusuchen, und die Wirkungen zu beurtheilen. Ihre Art, die Besessenen, und andre Kranke, zu befreyen und gesund zu machen, ist wunderbar, obgleich Herr Wesley sich von Wundern lossaget, oder, wenn man behutsamer reden will, hat doch ein wunder-

bares

bares Ansehn. Nach dieser sehr langen Abhandlung kömmt der Verfasser auf die Lehre der Methodisten von der Wiedergeburt oder neuen Geburt. Sie verstehen darunter nicht die Taufe, sondern etwas von derselben verschiedenes, und ihr ganz entgegen gesetztes. Whitefield nennt die Wiedergeburt durch die Taufe die Diana des gegenwärtigen Zeitalters. Wiedergebohren werden in dem höhern Verstande, sagen sie, ist nichts anders, als Vergebung der Sünden erlangen. Diese Lehre selbst, wenn sie die Erneuerung darunter verstehen, hat nichts anstössiges. Allein die Umstände, die vor dieser neuen Geburt vorhergehn, oder sie begleiten, sind ein starker Beweis von ihrer Enthusiasterey. Eine sehr lange Abhandlung von der Einweihung bey den Heiden zu ihren Geheimnissen, die man ohne Zweifel hier nicht vermuthet hätte, und womit die Lehre von der neuen Geburt verglichen wird, beschliesset dieses Werk. Wir glauben, daß ein jeder dadurch sich sattsam von der Enthusiasterey der Methodisten wird überzeugen können.

IV. A

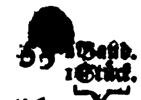
IV.

A Treatise on the Theory and Practice of Midwifery by W. Smellie M. D. Vol. I. The third Edition, Lond. 1756.

A Collection of Cases and Obseruations in Midwifery, by the Same, Vol. II. Lond. 1754.

Der erste Band dieser Abhandlung von der Hebammenkunst begreift ausser der Vorrede eine Einleitung und 4 Bücher. Herr Smellie hat seit mehr als 6 Jahren seine Aufsätze von Zeit zu Zeit verändert, und aus Nachsinnen und Erfahrung verbessert; wie er sich denn auch mit der Unterweisung in dieser Kunst nicht eher beschäftiget zu haben bekennet, als bis er sie lange getrieben gehabt; und seine Beobachtungen sind insonderheit die Früchte einer zehnjährigen Uebung derselben zu London. Er beziehet sich in der gegenwärtigen Ausgabe auf die 36 anatomischen Kupferplatten, welche er in Regalfolio herausgegeben, und dadurch eine grosse Deutlichkeit über seine Anweisungen verbreitet hat. Die Einleitung enthält eine kurze Geschichte des alten und neuen Zustandes der Hebammenkunst. In den ersten Zeiten ist solche vermuthlich am meisten von Weibern ausgeübet worden. Hippocrates kan mit Recht der Vater derselben heissen, weil alle nachfolgende Schriftsteller bis zu Ende des 16ten

Jahr-



Jahrhunderts aus seinen Werken die wesentlichsten Dinge, welche nicht nur die Krankheiten der Weiber und Kinder, sondern auch diese Kunst betreffen, abgeschrieben haben. Hier schaltet der Herr Verfasser eine kurze Vorstellung der Regeln desselben ein. Man hat eine englische Schrift, die Hebammenkunst des Aristoteles genannt, aber man findet wenig oder gar nichts von der Uebung derselben in seinen Werken. Celsus hat von der Geburt todter Kinder und dem Mutterkuchen gehandelt, und den Hippocrates abgeschrieben, wiewohl er ihn an Vollständigkeit übertrift, und verschiedene Verbesserungen seiner Kunst berühret. Moschion, welcher unter dem Nero gelebt haben soll, hat gewiesen, wie man sich bey schweren Geburten verhalten soll. Unter dem Trajan hat Rufus von Ephesus die Gebährmutter mit ihren Anhängern beschrieben. Galen, der ohngefehr 600 Jahre nach dem Hippocrates gebohren worden, schrieb über die Werke desselben Erklärungen und einige Aphorismen von Weibern und Kindern, hat aber unsere Materien wenig oder gar nicht berühret. Oribasius, ein Arzt des Julian, der von Ammen und der Milch geschrieben, gedenkt nichts von der Operation. Aetius, der entweder zu Ende des vierten oder fünften Jahrhunderts gelebt, war wie der vorhergehende, ein Sammler, hat aber nicht blos wie jener den Galen, sondern alle seine Vorgänger genutzet. Hiernächst folgt Paulus Aegineta, der entweder am Ende des vierten Jahrhunderts oder in siebenten gelebt hat, und der lezte

unter

Proben von der geringen Kunst dieser Mittel, und es ist besser gar nichts zu brauchen. An sich selbst, und an andern, hat der Verf. das Emplastrum commune cum mercurio, mit etwas weniger Quecksilber, und mehr Schwefelbalsam, am dienlichsten befunden. Dieses hat, im Anfange aufgeleget, oft den Fortgang der Krankheit gehindert, und auch später, ihr Wachsthum gehemmet, und ordentlich sie vor der sonst gewöhnlichen Zeit gehoben. Dieses ist von der weiblichen Art zu verstehen, denn die andern beyden haben selten einige Arzney nöthig (*).

Die Kupfer stellen zum Theil Pflanzen und Thiere, zum Theil aleppische Trachten und Gebräuche vor, unter denen ein Frauenzimmer, das aus einer langen Pfeife Toback rauchet, die Mode, die bey einigem deutschen Frauenzimmer angefangen hat, gemeiner machen kan.

(*) Diese Nachricht kan dienen, das zu ergänzen, was Hasselquist von diesem Uebel in den Abhandlungen der königl. schwed. Akad. der Wiss. berichtet hat. Man sehe Hrn. Prof. Kästners Uebersetzung 12 B. 139 S.

III. The

III.

The Enthusiasm of Methodists and Papists compared. In three Parts. 2 Vol. in 12. London 1754.

So viel Aufsehen auch die Methodisten in England seit etlichen und zwanzig Jahren gemacht haben: so wenig sichere Nachrichten haben wir doch von ihnen in Deutschland gehabt. Alles, was wir von ihnen wussten, bestund in den Erzählungen, die man in den Weimarischen Nachrichten von den neuesten Kirchengeschichten, besonders in dem vierten Bande, von ihnen antraf. Der Herr M. Alberti, dessen Briefe von England bekant genug sind, glaubte deswegen seinen Landsleuten nützlich zu seyn, wenn er gleich in dem ersten Theile seiner Briefe die Nachrichten, die er, bey seinem Aufenthalt in England, von den Methodisten gesammlet hatte, bekant machte. Man hat den Herrn Alberti beschuldiget, als wenn er zu vortheilhaft und gelinde von diesen Leuten urtheilte. So viel ist wenigstens gewis, daß die Methodisten, nicht ohne die gröste Nachsicht, von der Enthusiasterey ganz frey zu sprechen sind. Im Jahre 1739 machten sie sich besonders dadurch merkwürdig, daß sie unter freyem Himmel vor etlichen tausend Zuhörern zu predigen anfiengen. Dieses veranlasste den damaligen Bischoff von London D. Edmund Gibson in einem

vortreflichen Pastoralbriefe (*) wider sie zu schreiben. Er beschuldiget sie des Enthusiasmus, und sucht seine Beschuldigung durch acht Gründe zu unterstützen, die er selbst aus den Schriften der Methodisten genommen hat. Man kan diese acht Beweise so wohl in den Weimarischen Nachrichten am angeführten Orte, als auch bey dem Herrn Alberti finden. Unser Verfasser hat ohne Zweifel bey seiner Vergleichung des methodistischen und papistischen Enthusiasmus dieses Pastoralschreiben vor Augen gehabt. Nur wäre auch zu wünschen, daß er gleichfalls, nach dem Beyspiel des D. Gibsons, seine Vergleichungen unter gewisse Classen, oder nur in eine bessere Ordnung gebracht hätte. Er würde dadurch die beschwerlichen Wiederholungen vermieden haben. In der Vorrede zum ersten Theile erklärt der Verfasser sein Vorhaben. Er erinnert, daß wie der Bischof Stillingfleet den Fanaticismus der Römischen Kirche in seiner Abhandlung von ihrer Abgötterey sattsam bewiesen hätte: eben so deutlich wäre auch bisher der Enthusiasmus der Methodisten vor Augen gelegt worden. Eben der Enthusiasmus, wie er noch itzo ist, zeigte sich schon zu Ausgang des andern Jahrhunderts bey den Montanisten. Um sich davon

zu

(*) The Bishop of London's Pastoral Letter to the People of his Diocese; Especially those of the two great Cities of London and Westminster: By way of Caution, against Lukewarmness on one hand, and Enthusiasm on the other, 8. 55 Seiten.

zu überzeugen, darf man nur die Geschichte des Montanismus von dem D. Lee (*) nachlesen. Der Verfasser fängt deswegen den ersten Theil seiner Vergleichung mit einem Auszuge aus dieser Geschichte an. Er kömmt hierauf zu den Methodisten, beweiset das, was er von ihnen sagt, aus ihren Schriften, meistentheils aber aus den Auszügen des Wesleyanischen Tagebuches, oft sehr weitläuftig, und sucht alsdenn ähnliche Nachrichten unter den Papisten auf, die er besonders in den Lebensbeschreibungen der Ordensstifter, eines Franciscus, Dominicus, Lojola, und andern mehr findet. Unsre Leser können leicht vermuthen, daß ein Buch, welches fast aus lauter Anführungen besteht, keinen Auszug leidet. Wir wollen also nur die vornehmsten Sätze sammlen, die der Verfasser als Vergleichungspunkte des methodistischen und papistischen Enthusiasmus festgesetzet hat. Hieher gehöret ihr Predigen auf dem Felde unter freyem Himmel; ihr Misbrauch der Bibel zu einer Lotterie, ihr Vorgeben einer göttlichen Sendung, einer Kraft zu weissagen, einer himmlischen Begeisterung, eines ausserordentlichen göttlichen Beystandes bey ihrem Predigen. Sie reden aber nicht allezeit in einem so hohen Tone von sich; sie wissen auch von Kämpfen mit dem Satan, von ihrer beständigen Unruhe, von ihren Freuden, die stets mit Gewissensangst und Verzweiflung vermengt sind, zu sprechen. Hieraus

 entste-

(*) Sie ist im Jahr 1709 mit des D. Hickes Enthusiasm exorcised herausgekommen.

entstehen Zweifel, Unglaube, Verläugnung der geoffenbarten Wahrheit, und endlich Atheisterey. Der Verfasser beschuldigt sie einer Lieblosigkeit, weil sie alle Unglücksfälle, die Privatpersonen betreffen, als Strafgerichte Gottes erklären; einer Vermessenheit, weil sie den Zorn Gottes über eine Nation aus gewissen Begebenheiten sehen. Sie sprechen sich selig, und verdammen andere. Sie beleidigen und verachten die Ordnung und das Ansehen, reissen die Gewalt zu sich, die ihren Obern gehört, und suchen unabhängig zu seyn. Ihre Zänkereyen, ihre Beschuldigungen unter einander, ihre Trennungen, leitet der Verfasser aus ihrer Eifersucht, und aus ihrem Neide her. Sie scheinen die Moralität und die guten Werke zu untergraben, und den Weg zum Laster zu eröffnen. In vielen Lehren kommen sie mit den Papisten überein. Sie rühmen sich den gekreuzigten Christum bey der Geniessung des heiligen Abendmahls gesehen zu haben. Sie beten für die Verstorbenen. Zu ihren Regeln gehört, daß ein jeder den wahren Zustand seines Herzens, alle Fehler, die er in Gedanken, Worten und Werken begangen hat, in der Beichte ohne einige Zurückhaltung entdecke. Ein Hauptbeweis, daß sie zu dem Pabstthume geneigt sind, ist, weil sie papistische Bücher empfehlen. Aus dem Leben des Herrn von Renty, eines Franzosen, hat Herr Weslen einen Auszug gemacht, und ihn drucken lassen. Der Verfasser führt einige Umstände aus dem Leben selbst an, und glaubt, daß er einen grossen Antheil von

einem enthusiastischen Geiste gehabt habe. Ein andrer Papiste, den Wesley empfiehlt, ist Franciscus von Sales, ein canonisirter Heiliger. Sein Leben ist vor etwa zwölf Jahren Englisch gedruckt worden, woraus der Verfasser gleichfalls einige Nachricht giebt. Als ein Anhang zu dem ersten Bande wird der natürliche Hang des methodistischen Enthusiasmus zu dem Pabstthum aus etlichen Exempeln bewiesen. Das erste ist der Vater Bennet (*). Das andre ist die Lady Warner (**). Das dritte ist ihre Schwester, deren Leben bey dem vorigen zu finden ist. Das vierte Beyspiel ist aus folgendem Buche genommen: A Declaration of egregions Popish Impostures in casting ont Devils, By S. H. Der Verfasser heist Samuel Harsnet, und ward zulezt Erzbischof von York.

Die Vorrede zum dritten Theile, der den andern Band ausmacht, ist an den Herrn Wesley gerichtet, so, wie die vor dem andern Theile an Herrn Whitefield geschrieben war. Sie enthält Anmerkungen über etliche Stellen der methodistischen Bücher. Die wichtigsten betreffen theils das Bekänntnis des Herrn Wesley, daß Ignatius Lojola ein grosser Mann gewesen sey, theils die Uneinigkeit der Herrenhuter und Methodisten.

Der

(*) S. The miraculous Life and Conversion of Father Bennet, of Canfield in Essex, Doway 1623

(**) S. The Life of the Lady Warner, called Sister Clare of Iesus, London 1692

Der Verfasser glaubt, daß, ob gleich der Methodismus in seiner Empfängnis und Geburt unschuldig gewesen ist, er doch nunmehro zu einem öffentlichen Betrug aufgewachsen wäre. In einem Postscripte zu der Vorrede erinnert er noch, daß seine Nachrichten von den berühmtesten Predigern der Methodisten genommen sind: Sind diese so enthusiastisch, was wird der Methodismus denn seyn, wenn man die Handlungen ihrer Unterprediger untersucht? In dem dritten Theile selbst will sich der Verfasser näher in die Verwirrungen selbst einlassen, die als natürliche Folgen aus ihrer ganzen Einrichtung fliessen. Er rechnet hierzu die Angst, die Betrübnis, die Raserey, das Schreyen, die Verzückungen, die unter ihnen so gewöhnlich sind. Er prüfet einige Erzählungen von solchen Begebenheiten genauer, und führet ähnliche Beyspiele der Papisten an. Die Methodisten sehen einander mit Glanze umgeben, wie man die Heiligen zu malen pflegt. Sie werden entzückt, und Wesley sagt von sich, daß er in einer solchen Entzückung mit Christo, als mit seinem Freunde, geredet habe. Sie reden von Besessenen, und der Verfasser nimmt hier Gelegenheit, sehr weitläuftig von den Besessenen zu handeln, die Ursachen davon aufzusuchen, und die Wirkungen zu beurtheilen. Ihre Art, die Besessenen, und andre Kranke, zu befreyen und gesund zu machen, ist wunderbar, obgleich Herr Wesley sich von Wundern lossaget, oder, wenn man behutsamer reden will, hat doch ein wunderbares

bares Ansehn. Nach dieser sehr langen Abhandlung kömmt der Verfasser auf die Lehre der Methodisten von der Wiedergeburt oder neuen Geburt. Sie verstehen darunter nicht die Taufe, sondern etwas von derselben verschiedenes, und ihr ganz entgegen gesetztes. Whitefield nennt die Wiedergeburt durch die Taufe die Diana des gegenwärtigen Zeitalters. Wiedergebohren werden in dem höhern Verstande, sagen sie, ist nichts anders, als Vergebung der Sünden erlangen. Diese Lehre selbst, wenn sie die Erneuerung darunter verstehen, hat nichts anstößiges. Allein die Umstände, die vor dieser neuen Geburt vorhergehn, oder sie begleiten, sind ein starker Beweis von ihrer Enthusiasterey. Eine sehr lange Abhandlung von der Einweihung bey den Heiden zu ihren Geheimnissen, die man ohne Zweifel hier nicht vermuthet hätte, und womit die Lehre von der neuen Geburt verglichen wird, beschliesset dieses Werk. Wir glauben, daß ein jeder dadurch sich satsam von der Enthusiasterey der Methodisten wird überzeugen können.

Hierauf folgt Herr Amand von Paris, welcher die Methode, den in der Gebährmutter zurückgelassenen Kopf mit einem Netze herauszuziehen, angegeben hat. Edmund Chapman gab 1733 eine kurze Erklärung der Ausübung der Hebammenkunst zu London heraus; und machte zuerst eine Beschreibung der von den Chamberlains gebrauchten Zange bekant. In den folgenden Jahre erschienen die Beobachtungen des Giffard durch die Mühwaltung des D. Hody, welche viele nützliche Anmerkungen und Nachrichten enthalten, die den Gebrauch der Zange betreffen. Im Jahr 1739 gab der Helmstädtische Professor Heister zu Amsterdam einen Tractat von der Wundarzneykunst heraus, worinnen wir eine sehr kurzgefaßte und deutliche Erklärung der Hebammenkunst antreffen. 1742 stellte der Dublinische Wundarzt, Herr Ould eine Abhandlung von der Ausübung der Hebammenkunst ans Licht, welche zwey nützliche Anmerkungen über zween schwere Fälle in sich fasset. In dem folgenden Jahre gab Mesnard zu Paris ein Buch von eben dieser Materie heraus; und erfand zuerst die krummen Haken an statt der geraden. Ausser den angeführten Schriftstellern giebt es noch viele merkwürdige und nicht gemeine Beobachtungen, in den Schriften des Schenk, Hilden, Bonet, der Academien der Wissenschaften und der Wundärzte, in den philosophischen Transactionen, und in den Edinburgischen medicinischen Versuchen. Denen besten neuern Scribenten von den Krankheiten der Weiber und

Kin-

Kinder, nemlich des Sydenham, Harris, Boerhave, Friend, Hamilton, Hoffmann und Shaw nicht zu gedenken. Hierauf macht Herr Smellie folgende Anmerkung: Alle bisher angenommene theoretische Hypothesen sind vielen wichtigen Einwürfen ausgesetzt; und fast jedes Lehrgebäude ist von dem folgenden umgestossen worden. So wird es vermuthlich allezeit gehen; und da die Theorie in der Verbesserung der Hebammenkunst geringen Nutzen schaft, so sind dergleichen Untersuchungen die unerheblichsten. Dasjenige, was Hippocrates von der Gestalt der Gebährmutter, ihrer Bewegung, der Empfängnis, der Bildung des Kindes, und den Geburten in 7 oder 8 Monate geschrieben hat, ward bis in das leztere Jahrhundert für untrüglich gehalten, sodann aber eine Lehre von der Empfängnis und Ernährung der Mutterfrucht umgestossen, und es wurden viele neue und ungewisse Theorien eingeführt. Wir finden bey den Alten verschiedene schäzbare Kleinodien, die unter dem Schutte der Unwissenheit und des Aberglaubens stecken; weil der Beystand der Mannspersonen in der Hebammenkunst selten, ausser dem äussersten Nothfalle, gebraucht worden: und wir müssen in Ansehung dieser Unbequemlichkeiten erstaunen, daß wir so viele trefliche Beobachtungen in ihrer Ausübung antreffen; und uns der unbeträchtlichen Verbesserung schämen, die wir in so vielen Jahrhunderten, unserer Gemächlichkeiten, und der aus ihrer Erfahrung gezogenen Vortheile ungeachtet, unternommen haben. Wir

haben zwar eine bessere Methode der Entbindung in schweren und widernatürlichen Fällen eingeführet; wodurch viele Kinder erhalten werden, die durch die alte Gewohnheit haben umkommen müssen. Verdienen aber nicht viele von den neuern Hebammenmeistern den Tadel, womit man die niederträchtige Verhehlung der Arten ihrer Geburtshülfe belegt? Es sollte sie demnach dieses reitzen, künftig offenherzig und aufrichtig zu handeln.

Wir kommen zu der Abhandlung selbst. Das erste Buch enthält drey Kapitel. Das erste Kapitel beschreibt den Bau des weiblichen Beckens, so fern die Käntnis desselben zur Ausübung der Hebammenkunst nothwendig ist. Folglich wird nicht nur von den Theilen, sondern auch von der Verbeugung desselben gehandelt. Das zweyte Kapitel betrifft die äusserlichen und innerlichen Zeugungstheile der Weibspersonen. Das dritte Kapitel handelt von der monatlichen Reinigung, und von dem weissen Flusse ausser der Schwangerschaft; von der Empfängnis, wobey die Lehre von Befruchtung des Eyes durch das Saamenthiergen für die wahrscheinlichste, aber auch sehr ungewisse Meynung ausgegeben wird; von der Vergrösserung der Gebährmutter nach der Empfängnis; von der Grösse, Schwere und den Benennungen des Eyes und des Kindes; von Zwillingen; von der Ueberschwängerung; von Misfällen; von der unächten Empfängnis; von Mondkälbern; und von dem Mutterkuchen. Das zweyte Buch besteht

steht wiederum aus drey Kapiteln. Das erste Kapitel beschreibt die Krankheiten der Schwangern, welche unmittelbar aus der Schwangerschaft entspringen. Das zweyte Kapitel ist den zufälligen Krankheiten derselben gewidmet. Das dritte Kapitel betrifft die Misfälle, wobey von dem Tode des Kindes, und der Absonderung des Mutterkuchens von der Gebährmutter insonderheit gehandelt wird. Das dritte Buch ist in fünf Kapitel abgetheilet. Das erste Kapitel handelt von der Lage des Kindes in der Gebährmutter; von dem Befühlen, wodurch der Zustand des erstern erforscht wird; von den Merkmalen der Empfängnis, und von den Zeichen, wodurch Schwangere von solchen Weibern, deren Monatsflus verstopft ist, unterschieden werden können: von der Unterscheidung der falschen und wahren Geburtsarbeit; und von der Eintheilung der Geburtsarbeiten in natürliche, schwere, und widernatürliche. Das zweyte Kapitel, welches die natürlichen Geburtsarbeiten betrifft, erzählet die verschiedenen Lagen der kreissenden Weiber; die Handhabung derselben bey einer natürlichen Geburtsarbeit; die Zersprengung der Häute; den geringen, oder gar manglenden Abflus der Wasser; das nöthige Verhalten beym Herabsteigen des Kopfs des Kindes in das Becken; bey der Steifheit der Theile in langwierigen Geburtsarbeiten, und bey der Zurückhaltung des Kindes, welche von der Nabelschnur, von dessen Schultern, oder von dem engern Becken verursacht wird; die Handhabung des

Kindes nach der Entbindung, und insonderheit die Unterbindung der Nabelschnur, und die Herausziehung des Mutterkuchens. Das dritte Kapitel enthält einen Unterricht von schweren Geburtsarbeiten, wobey insonderheit von dem Gebrauch der vom Herrn Smellie verbesserten Zange, von der alten Art, den Kopf aus der Gebährmutter zu ziehen, und von dem Gebrauche der Scheere und des stumpfen Häkens gehandelt wird. Das vierte Kapitel begreift die widernatürlichen Geburtsarbeiten, welche in drey Classen abgetheilet sind. Das fünfte Kapitel handelt von Zwillingen, Misgeburten, und von dem Kaiserschnitte. Das vierte Buch besteht aus drey Kapiteln. Das erste Capitel zeigt, wie man mit den Wöchnerinnen von der Zeit ihrer Niederkunft an bis zu Ende des Monats umgehen soll, und erzählet die Krankheiten, denen sie während dieser Zeit unterworfen sind. Das zweyte Kapitel beschreibt die Handhabung neugebohrner Kinder, nebst ihren Krankheiten. Das dritte Kapitel schildert die nöthigen Eigenschaften der Hebammenmeister, Wehmütter und Ammen.

Der Zweck des zweeten Bandes ist die Bestätigung und Erläuterung der in dem vorhergehenden angepriesenen Art, die Hebammenkunst auszuüben, und enthält dreyssig Sammlungen von allerhand Fällen, welche sich nicht nur auf die gegebenen Regeln, sondern auch auf die anfänglich erwähnten Kupfertafeln beziehen, und theils aus den eigenen Anmerkungen des Herrn Smellie,

theils

theils aus den bewährtesten Schriftstellern entleh- net worden.

Die erste Sammlung handelt von der Trennung, Steifheit, und Verbeugung des Knochens des Beckens; die zweyte von Operationen, welche an äusserlichen Theilen unternommen worden; die dritte von der Dicke der Gebährmutter während der Schwangerschaft; die vierte von den Verstopfungen des Monatsflusses, dessen unmässigem Abgange, und von dem weissen Flusse; die fünfte von einer Geburtsarbeit, ohne vorhergegangene merkliche Bewegung des Kindes, und von Früchten ausserhalb der Gebährmutter; die sechste von der Ueberschwängerung; die siebente von Weibern, welche die gemeinen Schranken der Schwangerschaft überschritten haben; die achte von der unächten Empfängnis, den Muttergewächsen und Wasserbläsgen; die neunte von dem Polypus, der harten Geschwulst, und dem Krebs in der Gebährmutter, und deren Scheide; die zehnte von Beschwerlichkeiten, welche aus der Schwangerschaft entstehen, als vom Ekel, Brechen, Lüsternheit, Verhaltung des Harns, und Hartleibigkeit, Schwellen der goldnen Blutadern, Schenkel und Schamtheile, Schmerzen im Rücken, Bauche, und Seiten, und vom schweren Athem; die eilfte von Krankheiten, die eben sowohl zur andern Zeit, als bey der Schwangerschaft sich äussern, als vom Nieren- und Blasensteine, von Brüchen, von der Wassersucht, und von der Venusseuche; die zwölfte von Misfällen;

 die

die dreyzehnte von der Lage des Kindes während der Schwangerschaft, den Zeichen der Empfängnis, und der frühzeitigen Geburtsarbeit; die vierzehnte von natürlichen Geburtsarbeiten; die funfzehnte und sechszehnte von langwierigen oder verdrieslichen Geburtsarbeiten; die siebenzehnte von verdrieslichen Fällen, welche aus der Steifheit der Muttermündungen und Scheide entstanden; die achtzehnte von langwierigen oder gefährlichen Fällen, welche von Schwäche, Beängstigung, Bluten, Verzückungen, Fiebern, u. s. f. ihren Ursprung genommen; die neunzehnte von Verwickelungen der Nabelschnur, und von Zusammenziehungen der Gebährmutter vor den Schultern des Kindes; die zwanzigste von langwierigen Fällen, welche die Grösse des Kindes und der Wasserkopf veranlasset; die ein und zwanzigste von dergleichen Fällen, woran ein kleines, enges und verbogenes Becken Schuld gewesen; die zwey und zwanzigste von vermeintlich todt gebohrnen Kindern, von verschobenen Köpfen, und von der nicht genugsam unterbundenen, kurz abgerissenen, oder am unrechten Orte abgesonderten Nabelschnur; die drey und zwanzigste von Fällen, worinnen der Mutterkuchen schwerlich abgelöset worden; die vier und zwanzigste von schweren Fällen, worinnen sich der Wirbel dargeboten, und der Kopf des Kindes tief in dem Becken gesteckt hat; die fünf und zwanzigste von schweren Fällen, worinnen der Kopf des Kindes tief in dem Becken gestanden, und mit der Zange heraus gebracht worden; die

sechs

sechs und zwanzigste von dergleichen Fällen, die aus der Steifheit der Theile, Umwickelungen der Nabelschnur, und Zusammenziehung der Gebährmutter entstanden, wobey nicht weniger die Zange gebraucht worden; die sieben und zwanzigste von dergleichen Fällen, die sich auf die Grösse des Kopfs vom Kinde, und die Enge oder Verbeugung des Beckens gegründet, wobey der Kopf tief gesteckt, und mit der Zange herausgezogen werden müssen; wie denn auch die acht und zwanzigste, neun und zwanzigste und dreyssigste Sammlung ähnliche Fälle enthält, worinnen die Zange die gewünschte Wirkung dargeboten hat. Herr Smellie macht überdies in der Vorrede noch zu einem Bande von solchen Sammlungen Hoffnung.

V. Ma-

V.

Mathematical Lucubrations; containing new improvements in various branches of the Mathematics; by John Landen. London 1755. 4. 21 B. 5 Kupfertafeln.

Der Verfasser meldet in der Vorrede, vermuthlich zu Erklärung des Titels, daß er seine Abendstunden auf die Mathematik gewandt, und in solchen die Untersuchungen angestellet, die er hier mittheilet. Sie gehören allesamt in die so genannte höhere Mathematik, und sind in eilf Theile abgesondert. Der erste enthält eine Erweiterung der Lehre von den Dreyecken; der zweyte betrift gewisse Eigenschaften der Kegelschnitte; der der dritte lehret die Cycloide vermittelst eines elliptischen Bogens allgemein rectificiren; im vierten kömmt eine Untersuchung von der Kettenlinie vor; im fünften ein Lehrsatz, der sich auf den Kreis beziehet, vermittelst dessen die Summen einer grossen Menge unendlicher Reihen berechnet werden; im sechsten wird die Fluxionenrechnung angewandt, einiger unreinen Gleichungen Wurzeln zu finden; und im siebenten kommen Lehrsätze vor, die bey der Fluxionenrechnung von besonderm Nutzen sind, und zum Theil sich auf die Uebereinstimmung zwischen den Winkeln und den Maassen der Verhältnisse beziehen; im achten ist ein sehr allgemeiner Lehrsatz, welcher Summen

von

von Reihen zu finden, und Integralgrössen zu entdecken und zu vergleichen sehr grossen Nutzen hat, enthalten; im neunten findet sich eine leichte Art, gewisse Reihen-Summen zu berechnen, nebst andern Untersuchungen von den Summen der Reihen; im zehnten werden die Gränzen gewisser Producte, die aus unzählich vielen Factoren entstehen, gesucht, wobey man gewisse Integralgrössen durch Kreisbogen und elliptische Bogen finden lernt; im eilften endlich werden verschiedene nützliche Folgerungen aus dem Inhalte der vorigen Theile gezogen. Wir müssen von jedem Theile etwas umständlicher reden.

Des ersten Theils Anfang macht folgende Aufgabe: Von den beyden Enden einer gegebenen Sehne eines gegebenen Kreises, zieht man ein paar Linien, deren jede einen andern gegebenen Kreis berühret, so wie die Sehne selbst ihn berühret; daß also der zweyte Kreis in das Dreyeck beschrieben ist, das diese drey Linien machen. Man sucht den Halbmesser eines Kreises, der um dieses Dreyeck beschrieben werden kan. Hieraus folgen verschiedene Lehrsätze theils von der Vergleichung zwischen einem Dreyecke und den um ihn beschriebenen Kreis, theils von Vergleichungen der Seiten eines Dreyecks und der Sinusse der Winkel (*).

Der

(*) Daß dergleichen Lehrsätze aus der Vergleichung des Dreyecks mit dem umschriebenen Kreise fliessen, erhellet leichte. Der Hr. von Oppel hat auch viel dergleichen in seiner Analysi triangulorum aus eben der Quelle hergeleitet.

Dieu gehöret, worein arme Schwangere aufgenommen wurden. Auf diese Weise ward die Hebammenkunst stufenweise befördert, wozu der Fortgang der schönen Wissenschaften kam, welche um diese Zeit in Frankreich zu blühen anfiengen, und die Vorurtheile des schönen Geschlechts wider den männlichen Beystand in Geburten dämpften. 1668. gab Franz Mauriceau auch einer vieljährigen Uebung zu Paris, eine Abhandlung von der Hebammenkunst ans Licht, welche alles, was vorhero davon geschrieben worden war, übertraf. Zu seiner Zeit lebte D. Chamberlain nebst seinen drey Söhnen, welche die Hebammenkunst zu London mit grossen Ruhme trieben. Einer von den leztern übersezte den ersten Band von der Schrift des Mauriceau ins Englische. Ob es gleich in den leztern Jahrhunderte tresliche Hebammenmeister in London gab, und auch vor der Uebersetzung des Mauriceau das Buch des Guillemeau von der Hebammenkunst englisch herausgekommen war, so lies doch Nic. Culpepper daselbst eine Schrift unter dem Titel, Anweisung für die Hebammen, drucken, worinnen er die Theorie und Praxis der alten Scribenten abgeschrieben lieferte, und fleissig auf seine Uebersetzungen des Sennerts, Riverius, und unter andern auf seine eigne Schrift, der englische Arzt genant, verwies. Seine Werke sind viele Jahre in den Händen der Hebammen herumgegangen, und werden noch von der schlechten Gattung gelesen. Ihm folgte D. Salmon, der auch ein grosser Uebersetzer und Sammler war.

Er

Er ist eigentlich der Verfasser der unächten Hebammenkunst des Aristoteles, welche vielmals herausgekommen ist, und das Ansehen der wunderbaren Wirkungen verschiedener Arzeneyen unterstützet hat. Im Jahr 1706 gab Mauriceau seinen zweyten Band heraus, der viele Beobachtungen enthält; aber lange vorher hatte ihn seine Arbeit in so grosses Ansehen gesetzt, daß seine Landesleute dadurch gereizt wurden, von eben dieser Materie zu schreiben. Folglich haben wir die Werke des Portal, Peu und Dionis erhalten, welche aber den erstern nicht beykommen. Um diese Zeit hat auch Saviard verschiedene hieher gehörige Beobachtungen geschrieben. In Holland lies Heinrich Deventer 1701 ein Buch von der Hebammenkunst drucken, welches nicht von Fehlern frey ist, aber doch auch höchst nützliche Anzeigen enthält. Der nächste berühmte Schriftsteller ist la Motte, welcher in der Normandie sich aufgehalten, und 1715 eine Abhandlung von der Hebammenkunst ans Licht gegeben hat, welche, nach der Ausgabe des Werks des Mauriceau, das beste zu seyn scheinet, und vom Herrn Tomkins ins Englische übersetzet worden. Die meisten der darin enthaltenen Beobachtungen, sind mit vielen scharfsinnigen Anmerkungen erläutert. Ob wohl Herr Smellie, als er die Hebammenkunst zu treiben angefangen, der Methode desselben, die den Gebrauch der Instrumente ausschliesset, gefolgt ist; so hat er sie doch hernach mit glücklichem Erfolge verlassen.

Hierauf folgt Herr Amand von Paris, welcher die Methode, den in der Gebährmutter zurückgelassenen Kopf mit einem Netze herauszuziehen, angegeben hat. Edmund Chapman gab 1733 eine kurze Erklärung der Ausübung der Hebammenkunst zu London heraus; und machte zuerst eine Beschreibung der von den Chamberlains gebrauchten Zange bekant. In den folgenden Jahre erschienen die Beobachtungen des Giffard durch die Mühwaltung des D. Hody, welche viele nützliche Anmerkungen und Nachrichten enthalten, die den Gebrauch der Zange betreffen. Im Jahre 1739 gab der Helmstädtische Professor Heister zu Amsterdam einen Tractat von der Wundarzneykunst heraus, worinnen wir eine sehr kurzgefaßte und deutliche Erklärung der Hebammenkunst antreffen. 1742 stellte der Dublinische Wundarzt, Herr Ould eine Abhandlung von der Ausübung der Hebammenkunst ans Licht, welche zwey nützliche Anmerkungen über zween schwere Fälle in sich fasset. In dem folgenden Jahre gab Mesnard zu Paris ein Buch von eben dieser Materie heraus; und erfand zuerst die krummen Haken an statt der geraden. Ausser den angeführten Schriftstellern giebt es noch viele merkwürdige und nicht gemeine Beobachtungen, in den Schriften des Schenk, Hilden, Bonet, der Academien der Wissenschaften und der Wundärzte, in den philosophischen Transactionen, und in den Edinburgischen mediciniſchen Versuchen. Denen besten neuern Scribenten von den Krankheiten der Weiber und

Kin-

Kinder, nemlich des Sydenham, Harris, Boerhave, Friend, Hamilton, Hoffmann und Shaw nicht zu gedenken. Hierauf macht Herr Smellie folgende Anmerkung: Alle bisher angenommene theoretische Hypothesen sind vielen wichtigen Einwürfen ausgesetzt; und fast jedes Lehrgebäude ist von dem folgenden umgestossen worden. So wird es vermuthlich allezeit gehen; und da die Theorie in der Verbesserung der Hebammenkunst geringen Nutzen schaft, so sind dergleichen Untersuchungen die unerheblichsten. Dasjenige, was Hippocrates von der Gestalt der Gebährmutter, ihrer Bewegung, der Empfängnis, der Bildung des Kindes, und den Geburten in 7 oder 8 Monate geschrieben hat, ward bis in das leztere Jahrhundert für untrüglich gehalten, sodann aber eine Lehre von der Empfängnis und Ernährung der Mutterfrucht umgestossen, und es wurden viele neue und ungewisse Theorien eingeführt. Wir finden bey den Alten verschiedene schäzbare Kleinodien, die unter dem Schutte der Unwissenheit und des Aberglaubens stecken; weil der Beystand der Mannspersonen in der Hebammenkunst selten, ausser dem äussersten Nothfalle, gebraucht worden: und wir müssen in Ansehung dieser Unbequemlichkeiten erstaunen, daß wir so viele trefliche Beobachtungen in ihrer Ausübung antreffen; und uns der unbeträchtlichen Verbesserung schämen, die wir in so vielen Jahrhunderten, unserer Gemächlichkeiten, und der aus ihrer Erfahrung gezogenen Vortheile ungeachtet, unternommen haben. Wir

haben zwar eine bessere Methode der Entbindung in schweren und widernatürlichen Fällen eingeführet; wodurch viele Kinder erhalten werden, die durch die alte Gewohnheit haben umkommen müssen. Verdienen aber nicht viele von den neuern Hebammenmeistern den Tadel, womit man die niederträchtige Verhehlung der Arten ihrer Geburtshülfe belegt? Es sollte sie demnach dieses reitzen, künftig offenherzig und aufrichtig zu handeln.

Wir kommen zu der Abhandlung selbst. Das erste Buch enthält drey Kapitel. Das erste Kapitel beschreibt den Bau des weiblichen Beckens, so fern die Käntnis desselben zur Ausübung der Hebammenkunst nothwendig ist. Folglich wird nicht nur von den Theilen, sondern auch von der Verbeugung desselben gehandelt. Das zweyte Kapitel betrifft die äusserlichen und innerlichen Zeugungstheile der Weibspersonen. Das dritte Kapitel handelt von der monatlichen Reinigung, und von dem weissen Flusse ausser der Schwangerschaft; von der Empfängnis, wobey die Lehre von Befruchtung des Eyes durch das Saamenthiergen für die wahrscheinlichste, aber auch sehr ungewisse Meynung ausgegeben wird; von der Vergrösserung der Gebährmutter nach der Empfängnis; von der Grösse, Schwere und den Benennungen des Eyes und des Kindes; von Zwillingen; von der Ueberschwängerung; von Misfällen; von der unächten Empfängnis; von Mondkälbern; und von dem Mutterkuchen. Das zweyte Buch be-

steht

steht wiederum aus drey Kapiteln. Das erste Kapitel beschreibt die Krankheiten der Schwangern, welche unmittelbar aus der Schwangerschaft entspringen. Das zweyte Kapitel ist den zufälligen Krankheiten derselben gewidmet. Das dritte Kapitel betrifft die Misfälle, wobey von dem Tode des Kindes, und der Absonderung des Mutterkuchens von der Gebährmutter insonderheit gehandelt wird. Das dritte Buch ist in fünf Kapitel abgetheilet. Das erste Kapitel handelt von der Lage des Kindes in der Gebährmutter; von dem Befühlen, wodurch der Zustand des erstern erforscht wird; von den Merkmalen der Empfängnis, und von den Zeichen, wodurch Schwangere von solchen Weibern, deren Monatsflus verstopft ist, unterschieden werden können: von der Unterscheidung der falschen und wahren Geburtsarbeit; und von der Eintheilung der Geburtsarbeiten in natürliche, schwere, und widernatürliche. Das zweyte Kapitel, welches die natürlichen Geburtsarbeiten betrifft, erzählet die verschiedenen Lagen der kreissenden Weiber; die Handhabung derselben bey einer natürlichen Geburtsarbeit; die Zersprengung der Häute; den geringen, oder gar manglenden Abflus der Wasser; das nöthige Verhalten beym Herabsteigen des Kopfs des Kindes in das Becken; bey der Steifheit der Theile in langwierigen Geburtsarbeiten, und bey der Zurückhaltung des Kindes, welche von der Nabelschnur, von dessen Schultern, oder von dem engern Becken verursacht wird; die Handhabung des

Kindes nach der Entbindung, und insonderheit die Unterbindung der Nabelschnur, und die Herausziehung des Mutterkuchens. Das dritte Kapitel enthält einen Unterricht von schweren Geburtsarbeiten, wobey insonderheit von dem Gebrauch der vom Herrn Smellie verbesserten Zange, von der alten Art, den Kopf aus der Gebährmutter zu ziehen, und von dem Gebrauche der Scheere und des stumpfen Hakens gehandelt wird. Das vierte Kapitel begreift die widernatürlichen Geburtsarbeiten, welche in drey Classen abgetheilet sind. Das fünfte Kapitel handelt von Zwillingen, Misgeburten, und von dem Kaiserschnitte. Das vierte Buch besteht aus drey Kapiteln. Das erste Capitel zeigt, wie man mit den Wöchnerinnen von der Zeit ihrer Niederkunft an bis zu Ende des Monats umgehen soll, und erzählet die Krankheiten, denen sie während dieser Zeit unterworfen sind. Das zweyte Kapitel beschreibt die Handhabung neugebohrner Kinder, nebst ihren Krankheiten. Das dritte Kapitel schildert die nöthigen Eigenschaften der Hebammenmeister, Wehmütter und Ammen.

Der Zweck des zweeten Bandes ist die Bestätigung und Erläuterung der in dem vorhergehenden angepriesenen Art, die Hebammenkunst auszuüben, und enthält dreyssig Sammlungen von allerhand Fällen, welche sich nicht nur auf die gegebenen Regeln, sondern auch auf die anfänglich erwähnten Kupfertafeln beziehen, und theils aus den eigenen Anmerkungen des Herrn Smellie,

theils

theils aus den bewährtesten Schriftstellern entlehnet worden.

Die erste Sammlung handelt von der Trennung, Steifheit, und Verbeugung des Knochens des Beckens; die zweyte von Operationen, welche an äusserlichen Theilen unternommen worden; die dritte von der Dicke der Gebährmutter während der Schwangerschaft; die vierte von den Verstopfungen des Monatsflusses, dessen unmässigem Abgange, und von dem weissen Flusse; die fünfte von einer Geburtsarbeit, ohne vorhergegangene merkliche Bewegung des Kindes, und von Früchten ausserhalb der Gebährmutter; die sechste von der Ueberschwängerung; die siebente von Weibern, welche die gemeinen Schranken der Schwangerschaft überschritten haben; die achte von der unächten Empfängnis, den Muttergewächsen und Wasserbläsgen; die neunte von dem Polypus, der harten Geschwulst, und dem Krebs in der Gebährmutter, und deren Scheide; die zehnte von Beschwerlichkeiten, welche aus der Schwangerschaft entstehen, als vom Ekel, Brechen, Lüsternheit, Verhaltung des Harns, und Hartleibigkeit, Schwellen der goldnen Blutadern, Schenkel und Schamtheile, Schmerzen im Rücken, Bauche, und Seiten, und vom schweren Athem; die eilfte von Krankheiten, die eben sowohl zur andern Zeit, als bey der Schwangerschaft sich äussern, als vom Nieren- und Blasensteine, von Brüchen, von der Wassersucht, und von der Venusseuche; die zwölfte von Misfällen;

 die

die dreyzehnte von der Lage des Kindes während der Schwangerschaft, den Zeichen der Empfängniß, und der frühzeitigen Geburtsarbeit; die vierzehnte von natürlichen Geburtsarbeiten; die funfzehnte und sechszehnte von langwierigen oder verdrieslichen Geburtsarbeiten; die siebenzehnte von verdrieslichen Fällen, welche aus der Steifheit der Muttermündungen und Scheide entstanden; die achtzehnte von langwierigen oder gefährlichen Fällen, welche von Schwäche, Beängstigung, Bluten, Verzückungen, Fiebern, u. s. f. ihren Ursprung genommen; die neunzehnte von Verwickelungen der Nabelschnur, und von Zusammenziehungen der Gebährmutter vor den Schultern des Kindes; die zwanzigste von langwierigen Fällen, welche die Grösse des Kindes und der Wasserkopf veranlasset; die ein und zwanzigste von dergleichen Fällen, woran ein kleines, enges und verbogenes Becken Schuld gewesen; die zwey und zwanzigste von vermeintlich todt gebohrnen Kindern, von verschobenen Köpfen, und von der nicht genugsam unterbundenen, kurz abgerissenen, oder am unrechten Orte abgesonderten Nabelschnur; die drey und zwanzigste von Fällen, worinnen der Mutterkuchen schwerlich abgelöset worden; die vier und zwanzigste von schweren Fällen, worinnen sich der Wirbel dargeboten, und der Kopf des Kindes tief in dem Becken gesteckt hat; die fünf und zwanzigste von schweren Fällen, worinnen der Kopf des Kindes tief in dem Becken gestanden, und mit der Zange heraus gebracht worden; die

sechs

sechs und zwanzigste von dergleichen Fällen, die aus der Steifheit der Theile, Umwickelungen der Nabelschnur, und Zusammenziehung der Gebährmutter entstanden, wobey nicht weniger die Zange gebraucht worden; die sieben und zwanzigste von dergleichen Fällen, die sich auf die Grösse des Kopfs vom Kinde, und die Enge oder Verbeugung des Beckens gegründet, wobey der Kopf tief gesteckt, und mit der Zange herausgezogen werden müssen; wie denn auch die acht und zwanzigste, neun und zwanzigste und dreyssigste Sammlung ähnliche Fälle enthält, worinnen die Zange die gewünschte Wirkung dargeboten hat. Herr Smellie macht überdies in der Vorrede noch zu einem Bande von solchen Sammlungen Hoffnung.

V. Ma-

V.

Mathematical Lucubrations; containing new improvements in various branches of the Mathematics; by John Landen. London 1755. 4. 21 B. 5 Kupfertafeln.

Der Verfasser meldet in der Vorrede, vermuthlich zu Erklärung des Titels, daß er seine Abendstunden auf die Mathematik gewandt, und in solchen die Untersuchungen angestellet, die er hier mittheilet. Sie gehören allesamt in die so genannte höhere Mathematik, und sind in eilf Theile abgesondert. Der erste enthält eine Erweiterung der Lehre von den Dreyecken; der zweyte betrift gewisse Eigenschaften der Kegelschnitte; der der dritte lehret die Cycloide vermittelst eines elliptischen Bogens allgemein rectificiren; im vierten kömmt eine Untersuchung von der Kettenlinie vor; im fünften ein Lehrsatz, der sich auf den Kreis beziehet, vermittelst dessen die Summen einer grossen Menge unendlicher Reihen berechnet werden; im sechsten wird die Fluxionenrechnung angewandt, einiger unreinen Gleichungen Wurzeln zu finden; und im siebenten kommen Lehrsätze vor, die bey der Fluxionenrechnung von besonderm Nutzen sind, und zum Theil sich auf die Uebereinstimmung zwischen den Winkeln und den Maassen der Verhältnisse beziehen; im achten ist ein sehr allgemeiner Lehrsatz, welcher Summen

von

von Reihen zu finden, und Integralgrössen zu entdecken und zu vergleichen sehr grossen Nutzen hat; enthalten; im neunten findet sich eine leichte Art, gewisse Reihen-Summen zu berechnen, nebst andern Untersuchungen von den Summen der Reihen; im zehnten werden die Gränzen gewisser Producte, die aus unzählich vielen Factoren entstehen, gesucht, wobey man gewisse Integralgrössen durch Kreisbogen und elliptische Bogen finden lernt; im eilften endlich werden verschiedene nützliche Folgerungen aus dem Inhalte der vorigen Theile gezogen. Wir müssen von jedem Theile etwas umständlicher reden.

Des ersten Theils Anfang macht folgende Aufgabe: Von den beyden Enden einer gegebenen Sehne eines gegebenen Kreises, zieht man ein paar Linien, deren jede einen andern gegebenen Kreis berühret, so wie die Sehne selbst ihn berühret; daß also der zweyte Kreis in das Dreyeck beschrieben ist, das diese drey Linien machen. Man sucht den Halbmesser eines Kreises, der um dieses Dreyeck beschrieben werden kan. Hieraus folgen verschiedene Lehrsätze theils von der Vergleichung zwischen einem Dreyecke und den um ihn beschriebenen Kreis, theils von Vergleichungen der Seiten eines Dreyecks und der Sinusse der Winkel (*).

Der

(*) Daß dergleichen Lehrsätze aus der Vergleichung des Dreyecks mit dem umschriebenen Kreise fliessen, erhellet leichte. Der Hr. von Oppel hat auch viel dergleichen in seiner Analysi triangulorum aus eben der Quelle hergeleitet.

die gesuchte krumme Linie: $\frac{a^2dx^2}{edy} = ydx - xdy$; von dieser Gleichung nimmt er die Fluxionalgleichung, dy unveränderlich gesetzt, die sich mit ddx dividiren lässt, und auf $2a^2dx = eydy$ gebracht wird, woraus sich die Parabel findet. Die Gleichung für die Frage, wenn die Rechtecke nicht gleich sind, sondern in einer gegebenen Verhältnis stehen, hat eben diese Schwürigkeit noch mehr, da sie noch mehr zusammen gesetzt ist. Sie ist nämlich

$$(aey + (k-a).xy).dydx - (aex - \tfrac{1}{2}.(a-k)x^2)\,dy^2 + (\tfrac{1}{2}.(a-k)\,y^2 - \tfrac{1}{2}.(a+k).a^2)\,dx^2 = 0$$

Dieser Gleichung Fluxionalgleichung sucht er erstlich so, daß dx unveränderlich ist, und findet

$$\frac{dx}{dy} = \frac{2ae + (k-a)x}{ae + (k-a)x}.\frac{x}{y}$$

Ferner sucht er eben der vorigen Gleichung Fluxionalgleichung, wenn dy unveränderlich ist, und findet daraus (*)

$$\frac{dx}{dy} = \frac{ae + (k-a)x}{(a+k)a^2 + (k-a)y^2}$$

Beyde Werthe gleich gesetzt, geben für die gesuchte krumme Linie

$$y^2 = \frac{kk-aa}{ee}x^2 + \frac{2a.(a+k)x}{e},$$

daß also hier die Integration gar vermieden wird.

Der

(*) Es trift hier in beyden Fällen glücklich zu, daß die Glieder, in denen die zweyten Fluxionen nicht sind, sich aufheben, und man also die bleibenden allemahl mit diesen zweyten Fluxionen dividiren kan.

Der dritte Theil. Hier wird die Art von Cycloiden betrachtet, welche entstehet, wenn sich ein Kreis über einen andern wälzet, der Punct aber, welcher die Cycloide beschreibet, nicht in dem Umfange des wälzenden Kreises, sondern innerhalb oder ausserhalb desselben ist. Die Rectification dieser Cycloide kömmt auf die Rectification eines gewissen elliptischen Bogens an. Der gemeinen Epicycloiden Rectification ist ein besonderer Fall davon, wo der elliptische Bogen eine gerade Linie wird.

Der vierte Theil. Eine Kette, deren ganze Länge gegeben ist, und die aus unendlich kleinen Gelenken bestehet, hänget frey über zwo Rollen in einer Horizontallinie, so daß sie in ihrer Figur blos durch das Gewichte ihrer über die Rolle gerade herabhängenden Theile erhalten wird. Man begreift leichte, daß die Figur nicht anders ist, als wenn sie an der Stelle der beyden Rollen mit Nägeln befestiget wäre, und daher kömmt dafür eben die Gleichung heraus, die Joh. Bernoulli Lect. Hospit. 37 finden lehret. Weil aber das auf einer Seite herabhängende Stücke so schwer seyn mus, daß es dorten den krummen Theil der Kette erhält, so lässt sich die Länge dieses Stücks finden, und folglich berechnen, wie lang das gekrümmte Stücke ist, und die kürzeste Kette finden, welche sich auf die beschriebene Art aufhenken lässt. Diese kürzeste Kette hat zu ihrer Länge die Weite der Rollen von einander, mit der Zahl multipliciret, deren hyperbolischer Logarithme = 1 ist; und

 man

man kan jede längere Kette in zwo verschiedenen Lagen über die Rollen henken. Eine andere Folgerung, die hiebey vorkömmt, ist auch merkwürdig. Wenn n eine positive Zahl, was für eine man will, ist; und wenn man für ihre Potenz, deren Exponente $\frac{1}{a}$ ist, b schreibet, so ist (b — 1 : b). a nie kleiner, als der hyperbolische Logarithme von n n, so gros auch a seyn mag. Dieses kan dienen, gewisser krummen Linien Asymptoten zu bestimmen.

Der fünfte Theil. Den Anfang macht ein Lehnsatz, nämlich wie einer Gleichung Coefficienten und die Summen der Potenzen ihrer Wurzeln sich gegen einander verhalten (*). Dieser Satz, mit der Reihe ver-

(*) Newton Ar. un. 192 S. von s'Gravesands Ausgabe hat den Satz ohne Beweis gelehret. Verschiedene Mathematikverständige haben Beweise davon gegeben, als Joh. Bernoulli, der (Op. T. IIII. p. 22) anführet, daß er einen Beweis gefunden habe, ohne ihn mitzutheilen, Hr. Euler, Hr. Prof. Bärmann, und Hr. Prof. Kästner. Hr. Landens Beweis ist so beschaffen, daß man alle Gleichungen zwischen allen Coefficienten und den ihnen zugehörigen Summen der Potenzen durch ohne Ende fortgesetzte Rechnung finden müsste, weil man nämlich das Gesetze des Fortganges von einer auf die andere nicht deutlich übersiehet, welches Hr. Pr. Kästner in seinem Beweise besonders vorgestellet, und solche dadurch kurz und überzeugend gemacht hat. S. die philos. Untersuchungen und Nachrichten 6 St. 714 S.

verbunden, in welcher sich der Sinus durch seinen Bogen ausdrücken lässt, führet zu der Käntnis der Summen verschiedener Reihen von Brüchen, wo nämlich die Zähler 1. und die Nenner Potenzen der ganzen Zahlen sind. Joh. Bernoulli Op. T. IIII. n. 102. und Euler de Summis ser. reciprocar. Act. Petr. T. VII. p. 129. haben dergleichen Untersuchungen schon angestellt. Hr. L. findet eigentlich nicht den Sinus aus dem Bogen, sondern den Sinus der Summe oder Differenz zweener Bogen, von denen einer unveränderlich ist, durch eine Reihe von Potenzen des andern veränderlichen Bogens ausgedrückt. Diese Reihe lässt sich durch die allgemein bekanten Kunstgriffe nicht herausbringen, und Hr. L. bedienet sich dazu der Fluxionenrechnung. Er ist also auch, vermöge dieses allgemeinen Satzes, im Stande, den Erfindungen vorerwähnter beyden Gelehrten noch verschiedenes beyzufügen, worunter insonderheit merkwürdig ist, daß er die Summen von Reihen von Brüchen finden lehret, deren Zähler 1, die Nenner allezeit Producte aus Potenzen der beyden zunächst auf einander folgenden ungeraden Zahlen sind; nämlich

$$\frac{1}{3^n} + \frac{1}{5^n \cdot 7^n} + \frac{1}{9^n \cdot 11^n} \text{ u. s. f.}$$

Wenn für den Halbmesser 1 der halbe Quadrant $= h$ ist, so ist für $n = 1$ diese Summe $= \frac{h}{2}$;

 für

für n = 2 ist sie $\frac{hh}{2} - \frac{h}{4}$, und $\frac{h^3}{4} - \frac{3h^2}{8} + \frac{3h}{16}$ wenn n = 3, ferner $\frac{h^4}{6} - \frac{h^3}{4} + \frac{5h^2}{16} - \frac{5h}{32}$ wenn n = 4 ist, u. s. w. Der Verfasser hat die Art, diese Summe zu finden, nicht ausführlich angezeigt. Wer ihr nachforschet, wird finden, daß man dabey für jeden Werth von n eine gewisse Menge unbekanter Grössen annehmen mus, zu deren Bestimmung eine noch einmal so grosse Menge Gleichungen gegeben ist, weil nämlich die Grössen, die aus der einen Hälfte der Gleichungen bestimmt werden, in die andere Hälfte sich ebenfalls schicken. Daß dieses durchgängig für jeden Werth von n ausser den ersten fünfen, welche der Verfasser durchgegangen ist, statt finde, hätte wohl einige Untersuchung verdienet.

Der sechste Theil wendet die Fluxionenrechnung nach der Ueberschrift darauf an, die Wurzeln einiger unreinern Gleichungen zu finden. Eigentlich betrachtet der Verfasser nur die cubische Gleichung, $x^3 + ax^2 + bx = y$, in welcher er x und y veränderlich setzet, und durch wiederholtes Differentiiren und Integriren, einen Ausdruck des x durch y herausbringet, welcher sich von der gewöhnlichen sogenanten cardanischen Formel nur in einer grössern Weitläuftigkeit unterscheidet, die daher rühret, daß hier nicht, wie bey Cardans Formel, das zweyte Glied weggeschaft ist. Wir wissen nicht, warum Hr. L. dieser Uebereinstimmung

seiner

seiner Regel mit einer seit 200 Jahren bekanten, mit keinem Worte gedenket. Zum Gebrauche zwar würden wir Cardans Regel allezeit vorziehen, weil selbige die geringe Vorbereitung, die sie zu Wegschaffung des zweyten Gliedes erfodert, durch ihre Bequemlichkeit reichlich ersetzet: Indessen nützet unserer Einsicht nach Hr. L. Arbeit dazu, zu weisen, daß es nicht angehet, durch eine solche Formel, wie Cardan aus Scipionis Ferrei herausgegeben hat, den Werth von x unter einer möglichen Gestalt zu finden, wenn die Gleichung für x drey mögliche Wurzeln hat. Hr. König hat in den Memoires de l' Acad. Roy. de Prusse 1749 p. 180 eine Abhandlung von Cardans Regel geliefert, und darinnen geglaubet die Ursache, warum diese Regel einen unmöglichen Werth darstellet, wenn alle drey Wurzeln möglich sind, liege darinnen, daß man die beyden Theile, aus denen der Werth von x zusammengesetzt wird, dergestalt annimmt, daß das Ganze daraus in dem angegebenen Falle unmöglich wird. Aber daß dieses, ob es wohl an sich richtig ist, doch nicht die einzige Ursache sey, erhellet daraus, weil bey Herr Landens Verfahren ebenfalls die Formel für x unmöglich zu werden scheinet, wenn alle drey Wurzeln möglich sind, obgleich dieses Verfahren den Einschränkungen nicht unterworfen ist, die bey Cardans Regel vom Herrn König bemerket werden.

Diese scheinbare Unmöglichkeit, die sich in dem angegebenen Falle auch bey Herr Landens Formel

 findet

findet, veranlasset ihn, für diesen Fall eine andere Integration vorzunehmen, welche x dadurch finden lehret, daß man einen Bogen eines Kreises in drey Theile theilet. Auch dieses ist längst bekant, und wird von Herr Landen eben, weil er der Gleichung zweytes Glied nicht wegschafft, beschwerlicher, als auf die gewöhnliche Art, verrichtet, wie er sich denn des Vortheils, den die Logarithmen hierbey geben könten, nicht einmal bedienet, sondern mit den Sinussen selbst rechnet. Die Mannichfaltigkeit der Sinusse aber, welche, bey der Theilung eines Bogens in drey Theile, vorkömmt, und auf welche es ankömmt, wenn man alle drey Wurzeln der Gleichung finden will, braucht er gehöriger maassen (*). Hieraus leitet er nun weiter die Art her, die Cubikwurzel aus einer Grösse, deren einer Theil möglich, der andere unmöglich ist, wie $d \pm \sqrt{-e}$ auszuziehen, und wenn man dieses kan, so lässt sich die erste mit der cardanischen übereinstimmende Regel auch auf den Fall, da alle drey Wurzeln der Gleichung möglich sind, anwenden (**). Endlich zeiget Herr Landen

(*) Man s. Hr. Prof. Kästners Programma, vnde plures insint radices aequationibus Sectiones angulorum definientibus. (Gött. 1756.) §. 65.

(**) Bey dieser Anwendung wird sich in den beyden Theilen, aus den der Werth von x in Cardans Formel bestehet, das Unmögliche aufheben, und der Werth möglich seyn. Ja es wird drey solche mögliche Werthe geben. Also ist die Unmöglichkeit von Cardans Formel nur scheinbar.

den, daß man nach eben dem Verfahren, welches er bey den cubischen Gleichungen gebraucht, höhere Gleichungen auflösen kan, wenn nur derselben Coefficienten gewisse Verhältnisse untereinander haben, welche Bestimmung aber der Brauchbarkeit dieses Verfahrens bey höhern Gleichungen enge Schranken setzet. Die bekante Auflösung der biquadratischen Gleichungen vermittelst der cubischen, wird von ihm ebenfalls beygebracht.

Der Grund des siebenten Theils ist die Gleichung zwischen der Tangente eines Bogens, und der Tangente des vielfachen Bogens. Weil nun bekantermassen eine Tangente zu vielen Bogen gehöret, so hat diese Gleichung viel Wurzeln, und die Art, dieselben zu finden, oder, welches einerley ist, die Zerfällung eines Products in seine Factoren beruhet darauf, daß Tangenten von der gehörigen Anzahl Bogen bestimmt werden. Dadurch lassen sich auch zusammengesezte Brüche in einfachere zerlegen, und verschiedene Fluxionen auf Kreisbogen und Logarithmen bringen, welches Hr. Landen in diesem Abschnitte weitläuftig ausführet, und für die Vergleichung der Fluxionen mit Kreisbogen oder Logarithmen, Tafeln verfertiget.

Der Anfang des achten Theils wird mit dem Satze gemacht, welcher die Vergleichung zwischen den Gliedern einer Reihe, und den ersten Gliedern der Reihen ihrer Differenzen von verschiedenen Graden zeiget (*); woraus Formeln

 von

(*) Man findet ihn in Hausens Elementis Arithmet. Prop. 24.

von Integralen, und Summen von Reihen hergeleitet werden.

Der neunte Theil lehret besonders Summen von Reihen finden. Er beruhet ins besondere auf der Zergliederung eines Bruches in andere, z. E. daß

$$\frac{1}{x.\,x+1.\,x+2.\,\ldots\,x+m-1}$$

$$=\frac{x}{x.\,x+1\ldots.x+m}+\frac{x}{x.\,x+1\ldots.x+m}$$

Welche Betrachtungen mit dem Binomiallehrsatze, und mit Differentiiren verbunden werden.

Im zehnten Theile wird gewiesen, was für Werthe gewisse Integralgrössen für gewisse bestimmte Werthe der Grösse, die in ihnen veränderlich ist, erhalten, wie auch, wie man die Gränzen findet, denen sich Producte, deren Factoren nach gewissen Gesetzen ohne Ende fortgehen, beständig nähern, ohne solche je zu überschreiten.

Der eilfte Theil enthält einige brauchbare Folgerungen aus den vorigen.

Wir haben den Inhalt der leztern Theile, nur was das Hauptwerk betrifft, angezeiget, weil die einzelnen Lehrsätze daraus beyzubringen, für Kenner dieser Untersuchungen unnütze wäre, da diese Sätze nicht einmal verständlich hätten können erzählet werden, ohne einen allzu weitläuftigen Zusammenhang von Rechnungen beyzubringen. Man wird aus unserer Anzeige leicht sehen, daß die Bernoulli, Euler, und andere Mathematikständigen,

verständigen, eben dergleichen Betrachtungen angestellt haben, und was Herr Landen etwan eigenes hat, nothwendig mit vielem schon vor ihm bekanten untermengt seyn mus, welches überhaupt bey Untersuchen dieser Art, mit der sich schon so viele beschäftiget haben, nicht anders seyn kan.

VI.

Select Fables by Mr. Charles Denis, London printed for I. and R. Tonson and S. Draper, 8. 1754.

Man hätte aus der Seltenheit und Unvollkommenheit der bisherigen Englischen Fabeldichter beynahe schliessen sollen, daß sich das Englische Genie eben so wenig zu der Fabel, als das Französische zu der epischen Poesie schicke. Allein die gegenwärtigen Gedichte sind viel zu schön, als daß diese Vermuthung noch länger statt finden könnte. Es braucht zu des Denis Lob nichts weiter gesagt zu werden, als daß La Fontaine, den er sich beständig zum Muster vorgestellt, glücklich von ihm nachgeahmet worden. Die Erzählung ist eben so natürlich, und bey nahe eben so anmuthig; es fehlt ihr zuweilen diejenige Kürze, die wir in der La Fontainischen Fabel bewundern: hingegen hat sie den Vorzug vor dieser, daß sie die Schamhaftigkeit niemals beleidiget. Die Fabeln selbst sind meistentheils aus dem La Motte und La Fontaine genommen, doch verdienen sie mehr freye Nachahmungen, als Uebersetzungen genennt zu werden. Einige wenige rühren von der Erfindung des Denis selbst her. Um das Genie unsers Verfassers kennen zu lernen, wollen wir etliche von den letztern bekant machen, vorher aber die Zueignungsschrift der ersten Fabel, Ulysses und seine Gefährten,

an

an den Prinz Georgen von Wallis, die uns die edeln Absichten des Denis zeigt, mittheilen.
„Die Muse bringt ihr Geschenk Georgen, und
„unternimmt auf der muntern Erdichtung leicht-
„flatternden Schwingen ihren moralischen Flug.
„Sey aufmerksam, junger Prinz, auf das, was
„sie singt. Es ist die Wahrheit —— wie
„wenig wird sie von Königen gehört, und wie
„selten gesehen —— O Englands Hoff-
„nung, mit jeder äusserlichen Anmuth gezieret,
„nun ist es Zeit, Dein Herz zu bilden! Jed-
„wede Tugend nehme in Deinem Herzen Platz.
„Durch Braunschweigs Stamm müsse die Welt
„glänzend, und die Menschen glücklich werden!
„So wirst Du mit Verachtung auf diejenigen
„herabsehen, die ich in dieser Fabel darstellen
„will.„

Hierauf folgt die Fabel selbst, da Ulyssens Gefährten von der Circe in Thiere verwandelt werden, und die menschliche Gestalt, die ihnen Ulysses anbietet, nicht annehmen wollen.

Die 50 Fabel.

Die Zauberin.

Es war die mitternächtliche Stunde, als mitten im einsamen Walde eine gräsliche mit Kinderblut befleckte Hexe ihre zauberische Kraft wirken lies. Die Wörter werden gesprochen, der Circul abgezeichnet, und das Eisenkraut auf den Altar gelegt; unter die Heerden bläset sie ih-

ren giftigen Athem, und überall streut sie Pest und Tod aus. Ihre mächtigen Zeichen fodern Himmel und Erde auf, und Pluto zittert auf dem unterirrdischen Throne. Aus seinem Kreise getrieben, steigt der Mond vom Firmamente herab, und tausend Feinde kommen aus den tiefen Abgründen der Hölle hervor; alles steht um den Altar herum, um den schrecklichen Befehl zu erwarten. Es herrschte ein fürchterliches Stillschweigen, als die Zauberin sprach: ich habe euch aus der Höhe und Tiefe zu mir gerufen, damit ihr mir sagt, ob ihr wisst, wo ich meine geliebte Hündin finden könne. War es deswegen, schrie die alte Hekate, daß du den Mond vertriebest, und den Lauf der Natur hemmtest? Was frage ich nach dem Mond, oder auch nach der ganzen Welt, antwortete die Hexe, wenn ich mein artiges Geschöpf verlohren habe? Wie viele Frauenzimmer könte ich nennen, die ihres Schooshündchens wegen eben so handeln würden! Doch ich habe mein Augenmerk auf eine noch grössere Moral gerichtet. Wer soll den Strom aufhalten, wenn Könige und grosse Herren ihren Willen zu befriedigen suchen? Es kan euch in der That schmerzlich seyn, ihr armes unedles murrendes Volk; aber was liegt daran? es gereicht jenen zum Vergnügen. So verkürzt Alexander, wie wir lesen, um nur den verdrieslichen Tag hinzubringen, tausenden das Leben, und macht die Menschen zu Sklaven, um die Zeit zu vertreiben.

Die

Die 118te Fabel.

Der Bauer und das Rothkehlchen.

Ein Bauer schos einst, um sein Getrände zu erhalten, unter einen Haufen von Sperlingen, und das Schicksal fügte es, daß unter der übrigen Menge ein armes Rothkehlchen sein Leben einbüßte. Ach! schrie der sterbende Vogel mit jammernder Stimme, verdiente ich wohl diesen tödtlichen Streich? Ich habe euch niemals beleidigt, und viel mehr dadurch Nutzen geschafft, daß ich die Würmer auf dem Meyerhofe auffieng. Dein Schicksal ist hart, versetzte der Bauer, und es thut mir herzlich leid; aber deine eigne Unvorsichtigkeit bringt dich ins Unglück. Warum gesellteſt du dich zu den Dieben?

Die 109te Fabel.

Die zänkische Frau.

Ein Mann von seiner Sünden wegen verheyrathet —— —— —— Wie! fängt sich eure Erzählung so an? untersteht ihr euch, den heiligen Stand zu verspotten? Es sey fern, die Liebe verbietet mirs. Was ich erzähle, wird sich vielleicht nur dann und wann zutragen, ob gleich unter zehn Loosen nur ein Fehler seyn möchte. Einige Leute, die immer das schlimmste wissen, werden sagen, daß ich die Lotterie umgekehrt habe. Unser Mann war also einer von den wenigen Unglücklichen, dessen Frau niemals nachgeben wollte.

Des

Des Morgens und des Abends, und den ganzen Tag über hörte man das Getöse ihrer Zunge; nichts konte ihr unaufhörliches Geschwätz unterbrechen: es ist zu zeitig zu Bette zu gehen, es ist zu spät; es ist wahr, es ist nicht wahr; es ist schwarz, es ist weis; ihr habt Unrecht, ich habe Recht. Hat es jemals so unordentliches Gesinde gegeben? ihr seyd wahrhaftig ein artiger Herr. Ich will eine Aenderung machen, oder ich schmeisse alles zum Hause hinaus. Der Mann konte endlich dieses beständige Lärmen nicht länger ausstehn; er schaffte sie an einen entfernten Ort, wo sie mit geringer Kost vorlieb nehmen sollte, bis sie ihren Ton verändert hätte. Aber wer kan die Haut eines Schwarzen ändern? Doch ich wolte lieber versuchen, dieses zu thun, als eine zänkische Frau zu bändigen. Sechs Monate waren nun vorbey. Der Mann glaubte, daß ihr nunmehro der Muth ziemlich gefallen seyn würde, und lies sie wieder in die Stadt holen —— Wie befindet sich mein Kind, seitdem wir uns das letzte mal gesehen haben? Ich hoffe, die Vergnügungen des Landlebens sind meiner Frauen nicht unangenehm gewesen —— Die Gegend hat mir gut genug gefallen, antwortete sie, aber mein gröster Verdrus war, daß ich die Schäfer, die in eurem Lohne stehn, nichts weiter thun sehen solte, als unter dem Vorwande, die Schafe zu hüten, auf Pfeifen blasen, müssig gehen, essen und schlafen. Und nicht sie allein, sondern alles Landvolk. Lauter müssige Menschen und faule Kerle! in der That; so oft wir einander antrafen,

so

so hielt ich ihnen meine Predigt. Sie waren mir deswegen von Herzen gram; diejenigen, die ihren Has zeigen durften, thaten es so gar öffentlich; mir aber war das sehr gleichgültig. Ich erhielt sie in Furcht und Hochachtung. Ich wollte Frau seyn — und ich machte es so, daß sie es wusten — — Genug, Madame, unterbrach sie der Ehemann, ich brauche nichts weiter zu wissen. Wenn Leute, welche euch kaum einmal des Tages sahen, euer widerwärtiges Bezeigen nicht ausstehn konten, wie sollen die euer Getöse ausstehn, die euch den ganzen Tag über zanken hören müssen? Und was müsste ich, euer Ehemann, leiden, den ihr den ganzen Tag plagen würdet — — und die ganze Nacht noch dazu? Nein kehrt lieber wieder zurück, wo ihr hergekommen seyd. Wenn ich jemals wieder mit einer so zänkischen Frau lebe: o! so will ich beständig, auch nach diesem unglückseligen Leben, zu einem andern solchen Weibe verdammt seyn! Ja noch mehr: ich will an statt einer zwey haben, wenn anders ein solches Weib gefunden werden kan, wie ihr!

Wäre ein gutes Herz der Schönheit angebohren, so wolte ich mir morgen eine Frau suchen. Aber ach! Widerspruch, Unruhe und Verdrus vertreten oft die Stelle des Vergnügens, der Liebe und der Pflicht. — — Redet ihr nicht wie ein verschimmelter Junggeselle, höre ich eine alte runzlichte Jungfer ausrufen. Die Trauben sind sauer gewesen, wie man aus allem diesem Geschwätze merkt.

merkt. Was mich anbelangt, ich will lieber in meinem Bette allein liegen, und von Wasser und Brod leben, als mich mit einem solchen sauertöpfischen Kerl verheyrathen —— —— Ich bitte, seyn Sie nicht zornig; ich gestehe, daß Ihr Unwille vernünftig ist. Aber solte ein Sittenrichter sein Urtheil fällen, würde er nicht sagen, daß wir beyde Recht hätten?

VII. A

VII.

A Collection of the moral and instructive Sentiments, Maxims, Cautions and Reflexions, contained in the histories of Pamela, Clarissa and Sir Charles Grandison, digested under proper heads. London printed for S. Richardson, 1755. 12.

Wir würden unsre Leser beleidigen, wenn wir für nöthig hielten, ihnen die Verdienste der ewigen Werke Richardsons anzupreisen. Alle Freunde und Freundinnen der Tugend werden die Geschichten der Pamela, der Clarissa, und Grandisons kennen, und sie gelesen und bewundert haben. Vielleicht ist es ihnen nicht unangenehm, wenn wir sie mit einem Werke bekant machen, worinnen man die in diese Geschichten eingeflochtenen moralischen und lehrreichen Gedanken, Sittensprüche, Ermahnungen und Betrachtungen gesammelt hat. Man hat geglaubt, es würde von besondrem Nutzen seyn, wenn man die Lehren von der Geschichte absonderte, weil auch der aufmerksamste Leser oft durch die Begierde, den Ausgang der leztern zu wissen, abgehalten werden kan, sich die erstern einzuprägen. In dieser Betrachtung wollen wir an dem gehoften Nutzen nicht zweifeln, ob wir gleich glauben, daß die Lehren, mit der Anmuth der Geschichte ausgeschmückt, auf viele

Leser und Leserinnen einen leichtern Eindruck machen werden, als sie in diesem Auszuge machen können, wo man ihnen den Schmuck genommen hat, mit welchem ihr Verfasser sie ausdrücklich versehn wissen wollte. Man hat die alphabetische Ordnung beobachtet, und allemal die grössere und kleinere englische Ausgabe der Werke selbst angeführt. Wir wollen aus jedem einen Artikel mittheilen, um unsern Lesern die Einrichtung dieser Sammlung kennen zu lernen.

Pamela.

Erinnerungen an junge Frauenzimmer.

Ein junges Frauenzimmer, welches in einer anständigen Entfernung von den Mannspersonen bleibt, wird von ihnen desto höher geachtet werden; selbst von denjenigen, welche Anschläge auf ihre Ehre gemacht hatten.

Ein junges Frauenzimmer, das Bescheidenheit und wahre Verdienste besizt, wird sich glücklicher schätzen, wenn sie von tugendhaften, obgleich armen Aeltern abstammet, als wenn sie von hoher Geburt wäre, und unwürdigen Aeltern ihr Leben dankte.

Wenn ein junges Frauenzimmer gegen einen jungen Menschen, der sie zu lieben vorgiebt, in ihrem Herzen eine Neigung zu fühlen anfängt, und wenn die Rechtschaffenheit desselben nicht vollkommen ausser Zweifel ist: so ist dieses Frauenzimmer in doppelter Gefahr, und sie mus eben sowohl gegen sich selbst, als gegen ihn, auf ihrer Hut seyn.

Liebe.

Es ist das Merkmal einer tadelhaften Liebe, wenn wir geneigt sind, von einer Person gut zu denken, die es, allem Ansehen nach, nicht verdient.

Wenn wir lieben, so bemerken wir den geringsten Umstand, der den geliebten Gegenstand zum Vortheil gereichen kan.

Personen, die einander gefallen, und noch keine Gelegenheit gehabt haben, sich darüber zu erklären, erfinden sich eine stille Sprache, die eben so nachdrücklich ist, als die deutlichsten Worte.

Die Leidenschaft, welche gemeiniglich mit dem Namen der Liebe beehret wird, und die zu tausend Ausschweifungen Anlas giebt, rührt mehr von einer unordentlichen Phantasie, als einem richtigen Urtheil, her.

Verheirathung.

Die Heirath ist, auch unter einer glücklichen Aussicht in die Zukunft, ein feyerliches und schreckliches Bündnis. Da sie eine unwiederrufliche Veränderung des Lebens ist: so mus eine nachdenkende Seele, bey der Annäherung derselben, in Angst gerathen.

Wenn ein tugendhaftes junges Frauenzimmer, am Tage ihrer Vermählung mit dem Manne ihrer Wahl, sich nicht enthalten kan, an die grosse Veränderung ihres Zustandes mit Furcht zu denken; wie viel Mitleiden mus sie nicht verdienen, wenn sie gezwungen wird, sich dem Manne zu

 überlas-

VIII.

Aesop's fables, with instructive morals and reflexions, &c. containing two hundred and forty fables, with a Cut engrav'd on Copper to each fable, and the life of Aesop prefixed. London printed by S. *Richardson*. 8.

Der Herausgeber dieser äsopischen Fabeln, ist der grosse Richardson, aus dessen Werken man die eben iezt angezeigte Sammlung von Sittensprüchen und lehrreichen Betrachtungen gezogen hat. Unter allen englischen Ausgaben der äsopischen Fabeln, sind nur zwo merkwürdig; diejenige, welche vom Sir Roger Lestrange herrühret, und eine andre, die unter dem bey der Zueignungsschrift befindlichen Namen S. Croxal erschienen ist. Der leztere hatte angemerkt, daß Sir Rogers politische Betrachtungen, die er den Fabeln beygefügt, sehr gefährliche Lehren enthielten, und daß über dieses sowohl die Grösse des Buchs (denn es kam in Folio heraus,) als auch der ungeheure Preis desselben, diese Fabeln für die Jugend, zu deren Unterricht sie eigentlich bestimmt wären, ganz unbrauchbar machten. Man hat diese Anmerkungen gegründet befunden, und da Sir Rogers übrige Betrachtungen eben so vortreflich sind, als seine Schreibart einen Meister verräth: so hat man den angemerkten Män-

gein abzuhelfen gesucht, und diese neue Ausgabe veranstaltet. Folgende Stelle aus der Vorrede, enthält von derselben eine nähere Nachricht:

„Der Nutzen, welchen ein solches Werk der Jugend schaffen kann, wird von niemanden in Zweifel gezogen, und wir wollen uns dahero bey einer Wahrheit nicht aufhalten, die von unsern Vorgängern so sehr eingeschärft worden ist. Die Einwürfe, welche man Sir Rogers Ausgabe gemacht hat, betreffen die politischen Betrachtungen, die Grösse und den Preis des Werks. — Wir waren überzeugt, daß wir keine überflüssige Arbeit unternehmen würden, wenn wir den verwerflichen Betrachtungen eine allgemeinere und nützlichere Wendung zu geben suchten; wenn wir das Werk kleiner und für die Kinder geschickter machten, und wenn wir zu gleicher Zeit die vornehmsten Schönheiten, die man an Sir Roger mit so vielem Rechte bewundert, beybehielten. Dieses war unser erstes Vorhaben; ob wir gleich bey einer genauern Untersuchung nöthig fanden, weiter zu gehen.

Wir entschlossen uns desto eher, uns diese Freyheit zu erlauben, da Sir Roger in seiner Vorrede selbst offenherzig bekennet, daß er in einer Art von Verbindlichkeit gewesen, in sein Werk viele gemeine und schlechte Sachen mit aufzunehmen. Wir vermuthen, daß ihm diese Verbindlichkeit von seinen unglücklichen Umständen aufgelegt wurde, damit sein Buch desto stärker

werden möchte, welches er anfangs in Folio herausgab, und mit 383 Fabeln anfüllte.

Dieses, nebst andern Aenderungen, welche der Verstand und Inhalt der Fabeln und Betrachtungen zulassen wollten, hielten wir für hinlänglich, den Einwürfen wegen des Formats und des Preisses abzuhelfen. — An einigen Stellen haben wir uns mit der geringern Ehre begnügt, den Sir Roger zu verkürzen, wenn wir nicht mit gleicher Schönheit und Genauigkeit lehren ausdrücken konten, die von den seinigen unterschieden waren. — Da wir glauben, daß die Zeichnungen und Gemählde mit einer einnehmenden Gewalt auf die Gemüther der Kinder wirken: so haben wir den Inhalt jeder Fabel in Kupfer stechen lassen. — Ein jeder, der mit der Erziehung der Jugend zu thun hat, wird finden, wie sorgfältig wir gewesen sind, nur solche Fabeln zu sammeln, die zu dem Unterricht der Jugend von beyden Geschlechtern dienen können, und die zu gleicher Zeit, wie wir hoffen, nicht ganz unwerth sind, auch von Personen von reifern Alter und Verstande gelesen zu werden. „

Wir haben unsern Lesern mit gutem Vorbedacht diese ganze Stelle zu lesen geben wollen, damit sie sehen können, wie viel eigentlich Richardson an diesen Fabeln Antheil hat.

In Aesops Leben, welches diesen Fabeln vorgesezt ist, sind die bekanten Erzählungen von ihm enthalten, und seine vorgegebenen berühmtesten Thaten, z. E. wie er bey einem Gastgebot seines

Herrn

Herrn nichts als Zungen aufträgt, und wie er einen Diebstahl von Feigen, den seine Nebenknechte begangen, und ihm schuld gegeben hatten, durch die Wirkung des warmen Wassers, welches diese zu sich nehmen mussten, entdeckte, u. w. d. g. m. findet man dabey in Kupfer gestochen.

Wir fügen eine Fabel bey, um die Einrichtung bekant zu machen.

Die 44ste Fabel.

Die Wölfe, die Schafe und die Hunde.

Bey einem Kriege, der zwischen den Schafen und Wölfen geführt wurde, waren die Schafe so lange, als sie die Hunde zu Alliirten hatten, ihren Feinden gewachsen. Die Wölfe merkten dieses, und schickten dahero Gesanden an sie, ihnen Vorschläge zu einem Frieden zu thun. Unterdessen aber, ehe der Frieden völlig zu Stande gebracht werden konte, wechselten sie von beyden Seiten Geisseln, nämlich die Schafe gaben ihre Hunde den Wölfen, und die Wölfe ihre jungen Wölfe den Schafen. Indem sie im Begrif standen, den Frieden zu schliessen, fiengen die jungen Wölfe an gewaltig zu heulen. Die Wölfe schrien Verrätherey. Sie beschuldigten die Schafe einer Treulosigkeit, weil sie ihre Geisseln gemishandelt hätten. Sie fielen die Schafe, die von ihren Hunden verlassen waren, an, und lernten denselben ihre Unvorsichtigkeit, daß sie sich von ihren Beschützern entblößt hatten, mit ihrem Schaden bereuen.

Moral.

Es ist der höchste Grad von Thorheit, zwischen denjenigen eine Vereinigung stiften zu wollen, welche die Natur durch einen unversöhnlichen Haß getrennet hat.

Betrachtung.

Eine Nation, welche sich ausser Stand setzet, sich in dem Fall eines Krieges zu vertheidigen, hat Krieg zu gewarten. Ein Zustand, welcher ein Volk seinen Feinden Preis giebt, ist schlimmer als der Krieg selbst. Man darf nicht auf die Formalitäten eines äusserlichen Friedens trauen, deren ein unversöhnlicher Feind bey einer vorgegebenen Aussöhnung sich zu bedienen pflegt. Die christliche Religion befiehlt uns zu vergeben; aber die christliche Klugheit gebietet uns, zuzusehen, wem wir trauen. Es geht gerade in der Welt so zu, wie in dieser Fabel: man macht Waffenstillstand, und hebt ihn auf, nachdem man es seinem Vortheil gemäs findet; und man kan es als eine unumstößliche Wahrheit ansehen, daß es niemals an einem Vorwand zu einem Bruche fehlen wird, wenn ein Theil sich denselben vorsetzt, und seinen Eigennutz dadurch befördern kan.

Wir haben eine deutsche Uebersetzung dieses Werks zu hoffen, und so viel wir muthmassen, ist sie entweder von einem unsrer besten deutschen Schriftsteller selbst verfertigt worden, oder er hat sie doch wenigstens genau übersehen.

IX.

Vermischte Betrachtungen (*).

Das Leben des Menschen steigt, gleich der aufgehenden Sonne, geschwind zu seiner mittäglichen Höhe, und denn neigt es sich eben so plötzlich zu seinem Untergange. Wie der Körper der Menschen einer immerwährenden Veränderung unterworfen ist, und dem Grase gleicht, welches geschwind, ob gleich unmerkbar, zu seiner Vollkommenheit gelangt, und denn welkt, verfällt und stirbt; oder der Blume, die auf einen Augenblick blüht, sodann iht Haupt neigt, und dahin ist: also sind alle Vergnügungen, um die der menschliche Körper sich bestrebt, ebenfalls veränderlich und vorüber eilend. Da aber der geistige Theil des Menschen unsterblich ist: so mus er, wenn er glücklich seyn will, seine Glückseligkeit in unvergänglichen Dingen suchen. Es kan nichts so unvernünftig seyn, als wenn ein unsterbliches Wesen seine Glückseligkeit in Dingen zu finden glaubt, die veränderlich und sterblich sind.

Diese Welt ist, gleich dem menschlichen Körper, ebenfalls sterblich, und mus vergehen, wie ein Traum; allein die künftige Welt wird, gleich seiner Seele, ewig und unveränderlich seyn; und wird, wie die Wahrheit, unvergänglich bleiben.

Man hat es also als eine Gütigkeit Gottes anzusehen, daß er mit jedem Stande, und mit jeder

Lebens-

(*) Aus dem *London Evening*.

Lebensart, einige Widerwärtigkeiten verknüpft, und die Dornen des Schmerzens und der Sorgen mit den Rosen der Gesundheit und der Freude vereinigt hat, damit wir unsre Herzen nicht an diese Welt heften, sondern vor uns hin nach jener ewigen Wohnung sehen sollen, für die wir uns in diesem Leben blos zubereiten.

In dem Verfall des Menschen liegt ein grosses Geheimnis, aber in seiner Erschaffung liegt kein kleineres. Ein Stral von Unsterblichkeit in Materie gesenkt, und in Erde gekleidet! Ein Geist, der eher war, als seine gegenwärtige sterbliche Hütte, und der den Verfall derselben gewis überleben wird! Doch wir wissen nichts von dem Zustand unsers Geistes, ehe er in den Körper eingeschlossen wurde. Die Hand der Allmacht hat den Vorhang der Dunkelheit und Vergessenheit darüber gezogen, alle Spuren desselben sind gänzlich verlöscht, und wir haben nur ein heftiges Verlangen, ihn zu kennen. Unsre auf diese Art eingeschränkte Vernunft lehrt uns, die Allmacht unsers Schöpfers zu bewundern und zu verehren, und gegen alle seine Werke die höchste Achtung zu haben. Da unsre Vernunft sich nicht einmal zu der Erkäntnis unsrer selbst empor schwingen kan; wie viel weniger können wir fähig seyn, unsern Schöpfer zu begreifen? Unsre Vernunft sagt uns wirklich, daß es unmöglich sey; sie lehrt uns, zu der heiligen Schrift und der göttlichen Offenbarung unsre Zuflucht zu nehmen.

Wie es unrecht ist, an allem zu zweifeln, und auch bey der stärksten Ueberzeugung nichts zu glauben: also ist es ebenfalls unrecht, alles ohne Untersuchung für gewis zu halten, und Gründe ohne Unterschied für unsern Glauben hinzugeben.

Es ist zu befürchten, daß viele, die sich Christen nennen, ihre Religion nur um deswillen annehmen; weil es die Gewohnheit des Landes, oder der Gebrauch des Orts, wo sie leben, so mit sich bringt. Sie würden, wenn sie in der Türkey gebohren wären, eben so gute Mahometaner seyn. Sie sind Christen nicht durch die Wahl, sondern durch einen Zufall; nicht aus Gründen, sondern nur dem Namen nach.

Das Christenthum ist gewis die Religion der gesunden Vernunft; die heilige Lehre der Gottheit selbst; Gottes heiliges Wort und immerwährende Wahrheit. Es unterrichtet uns, wie wir unsern Schöpfer anbeten, und unsre Nebenmenschen lieben, und den Erinnerer unsrer Herzen hören, und ihm gehorchen sollen. Es enthält nicht nur die Vorschriften, die menschliche Natur zur Vollkommenheit zu erheben, sondern auch die Versöhnung und Verzeihung für alle Sünden und unvermeidliche Unvollkommenheiten der Menschen. Je mehr man es betrachtet, desto mehr überzeugt es; und die Zeit selbst, der Probierstein der Wahrheit, die Lehrerin der Falschheit, bestätigt die Wahrheit desselben, und verkündigt seine Macht.

Die

Die Religion ist ohne allen Zweifel der festeste Grund der Ehre und wahren Glückseligkeit in jedem Staat und in jeder Nation, und die sicherste Stütze einer jeden Art von Regierung. Durchsuchet die heiligen und weltlichen Geschichte aller vergangenen Weltalter, und ihr werdet finden, daß jeder Staat und jedes Land glückselig oder elend gewesen ist, nachdem es mehr oder weniger Religion hatte; und die Ursache davon ist offenbar. Einzelne Personen können, und werden ganz gewis, ihren Handlungen gemäs, in einem andern Leben belohnt oder bestraft werden, dahingegen ganze Staaten und Gesellschaften, in so fern sie dergleichen sind, nur in dieser Welt belohnt oder bestraft werden können.

Es ist dahero die grosse Pflicht aller Regenten, das Laster zu unterdrücken, und die Tugend aufzumuntern, und zwar nicht nur durch ihre Gewalt, sondern auch durch das Beyspiel ihrer Personen. Denn grosse Beyspiele werden da überreden, und ermuntern, wo Gewalt und Befehl zu schwach ist. Die heilsamsten Lehren der frömmsten Geistlichen werden nicht die gehörige Wirkung haben, wenn nicht die Grossen durch die überredende Gewalt ihrer Beyspiele dieselben einschärfen. Umsonst werden alle Schönheiten der Sittlichkeit, in ihren lebhaftesten Farben abgeschildert, wenn keine erhabenen Muster der moralischen Tugend, zur allgemeinen Nachahmung, vorhanden sind. Die untersten Classen des Volks, welche den grössten

Theil des menschlichen Geschlechts ausmachen, sind immer geneigt, die guten und bösen Gewohnheiten ihrer Obern nachzuahmen; und der gemeine Hause kan, durch die blose Gewalt des Beyspiels, leicht tugendhaft gemacht werden.

Da die Thronen der Könige, allein durch Tugend und Gottesfurcht, befestigt werden können; wie sorgfältig solten sich alle Monarchen bemühen, unter ihren Unterthanen moralische Tugenden, Frömmigkeit und Religion auszubreiten! Sie können eben so wohl erwarten, daß eine Blume niemals verwelken, oder der menschliche Körper niemals verwesen wird, als sie hoffen dürfen, daß Kronen und Königreiche dauern werden, wenn Laster, Ruchlosigkeit und Freygeisterey überhand nehmen.

Inhalt

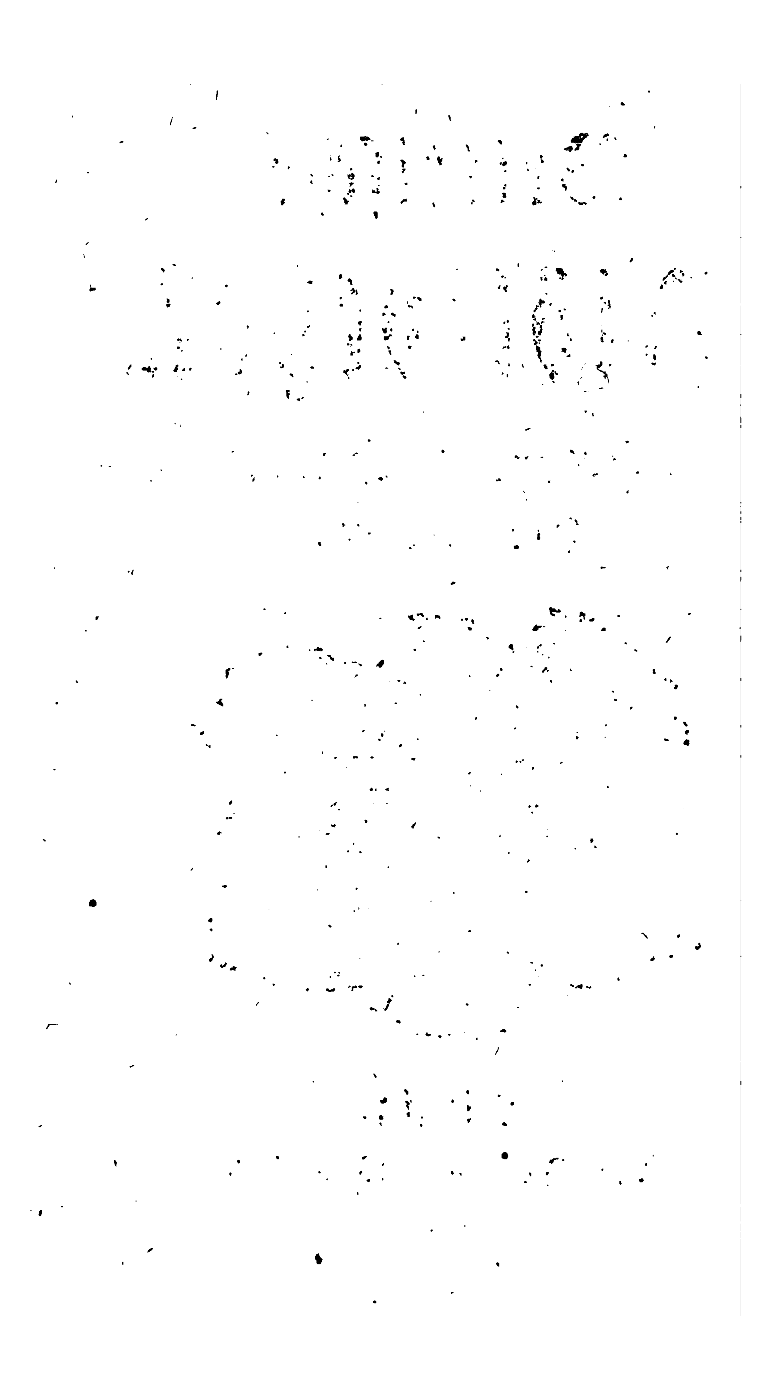
Brittische Bibliothek.

Zweyter Band.

Zweytes Stück.



Leipzig,
bey Johann Wendler.
1757.



I.

A Paraphrase and Notes on Six of the Epistles of Saint Paul, viz: Two Thessolonians, I Timothy, Philemon, Titus, II Timothy: attempted in imitation of Mr. Locks Manner, with critical Dissertations on several Subjects. The second Edition carefully corrected, with large additions, by *George Benson*, D. D. London 1752. 4. fast 4 Alphabeth.

Der ehrwürdige Verfasser dieses Buchs ist unter uns schon lange, als einer der geschicktesten Schriftausleger, bekant. Der Herr Johann David Michaelis hat dessen Erklärung des Briefes Jacobi im Jahr 1746 zu Halle lateinisch herausgegeben: auch nachhero 1750 in seiner eigenen Paraphrase der kleinen Briefe Pauli, verschiedne Anmerkungen des engländischen Gottesgelehrten, aus dem Werke, das wir vor uns haben, uns mitgetheilet. Herr Benson machte den Anfang mit dem Briefe an den Philemon im Jahr 1731, und da seine Arbeit wohl aufgenommen wurde: so lieferte er die übrigen fünf Briefe auf einmal im Jahr 1734, doch so, daß er dem Brief an Philemon die erste Stelle einräumte. Die andere Ausgabe seiner Paraphrase wollen auch wir iezo bekannt machen, und von der allge-

meinen Einleitung, und den angehängten Abhandlungen ausführlich reden, von der eigentlichen Paraphrase aber und den Anmerkungen kürzer handeln.

Herr Benson meldet uns in der ersten Vorrede, daß er seine Gedanken über jede Stelle der Schrift allemal vorher entworfen, und sie sodann mit den Meinungen anderer Ausleger verglichen habe, ohne sich vorzunehmen, ihnen allezeit blindlings zu folgen, noch geflissentlich von ihnen abzugehen. Er habe demnach für keine besondere Kirche, sondern für die ganze Christenheit geschrieben: nichts, als Wahrheit und Tugend, als Liebe und Freyheit, habe ihm die Feder geführet.

Die Briefe Pauli stehen sonst in einer andern Ordnung, bey welcher man hauptsächlich auf den Rang der Städte, in denen sich christliche Gemeinen befunden; oder auf die Würde der Personen gesehen, an welche der Apostel geschrieben hat. (*) Nach D. Walls Erinnerung hindert uns diese gewöhn-

(*) Diesen Gedanken lieset man in den meisten Einleitungen in das N. Test. auch in Bengels Uebersetzung des N. Test. in der Vorrede, wo eine chronologische Tabelle, die biblischen Bücher betreffend, sich findet: Paulus schrieb zuerst an die Thessalonicher beyde Briefe kurz auf einander, im Jahr Christi 52. Sein letzter Brief ist der andre an den Timotheus, vom Jahr Christi 67. auf welchen bald der siegreiche Märtyrer Tod folgte.

gewöhnliche Ordnung, den wahren Verstand einiger Stellen einzusehen. Der Apostel scheinet sich zuweilen zu widersprechen: indem der in der Ordnung folgende Brief eben das als zukünftig vorstellet, dessen Erfüllung der unmittelbar vorhergehende schon gemeldet hatte.

In der allgemeinen Einleitung des Herrn Benson wird der unter uns genug bekante exegetische Grundsatz bewiesen: **Jeder Schriftort habe nur einen einzigen und genau bestimmten Verstand.** Die Stellen der Schrift zum Beyspiel: 2 B. Mos. 21, 8. 3 B. Mos. 11, 21. scheinen einen doppelten Verstand zu haben: und sowohl jüdische als christliche Ausleger finden, oder glauben vielmehr, hierunter Geheimnisse zu finden: wie Eustathius und die Frau Dacier, in der homerischen Ilias, B. 4, 306. 307. und B. 5, 150. ebenfalls gethan haben. Weil man den angeführten Satz nicht genugsam erwogen hat, ist man auf die typische, allegorische und mystische Art, die Schrift zu erklären, gefallen. Die Essäer, und nach ihnen Philo, Origenes, Hieronymus, Augustinus und die Rabbiner sind die Urheber und Beförderer dieser Sekte, die durch die Schüler des Johann Coccejus, unter welche Herr Benson so gar Locken und D. Clarken rechnet, einen neuen Glanz und gleichsam ein neues Leben erhalten hat. Ausser diesen sind die Lehrer der römischen Kirche, die Fanatiker, und besonders die englischen Freygeister (zum Beyspiel Thomos Woolston,) Liebhaber allegorischer Erklärungen, weil sie sich schmeich-

 len

len, durch selbige ihren Irrthümern einen Schein der Wahrheit geben zu können. Es ist demnach nöthig sich von dem Satze zu überzeugen: „quod „vnius loci biblici tantum vnus sit & certus sen-„sus.„ Denn die ganze Offenbarung hilft uns weder zum Glauben noch zur Heiligung etwas, wenn ihre Foderungen undeutlich, und ihre Lehren den dunkeln Orakelsprüchen ähnlich sind. Wenn man also sich mit dem Verstande der Schrift zwar beschäftiget, aber sie nicht so auslegt, daß man, wie bey Erklärung menschlicher Bücher, die einzig wahre und bestimmte Bedeutung angiebt: so können Ungelehrte zweifelhaft werden, ob denn überhaupt das Wort der Offenbarung einer gewissen Auslegung fähig sey, und ob sie auf selbiges die Zufriedenheit in diesem, und die Hoffnung der ewigen Glückseligkeit in jenem Leben sicher gründen können. Allein, man merke diese Regel: die Auslegung mus sich nach der Schriftstelle richten; denn die Allegorie, die Parabel, die historische Erzählung, jede erfodert eine andre Art der Auslegung: und wer figürliche Ausdrücke nach den Buchstaben, oder gemeinen Redensarten figürlich erklären wollte, würde in beyden Fällen der Wahrheit verfehlen. Bey der Erklärung der Weissagungen setzet Herr Benson diesen Satz zum Grunde: Wo z. E. in einem Psalm, oder in einem prophetischen Buche ein Umstand vorkömmt, welcher sich auf keinen Menschen, den David, Salomo, Jeremias u. a. m. schicket; so mus der ganze Psalm, die ganze Stelle des Propheten von dem

Messia

Messia erkläret werden. Die Anwendung dieses Satzes wird auf den 2. 16. 72. Psalm auf die Stelle, Jes. 7, 14. 5 B. Mos. 25, 4. verglichen mit 1 Br. an die Corinth. 9, 8. 1 B. Mos. 16, 15. verglichen mit Br. an die Gal. 10, 21 ausführlich gemacht: und des D. Sykes Schrift von der Verbindung der natürlichen und geoffenbarten Religion, wie auch des Bischofs Eduard Chandlers Defence of Christianity, S. 329 zum Nachlesen empfohlen. Zuletzt werden einige Einwürfe, die sich der Verfasser selber gemacht, entkräftet.

Jedem Brief ist eine besondere Einleitung vorgesetzet, von denen Personen oder christlichen Gemeinden, an die Paulus schreibt, von der Absicht, Gelegenheit, und von dem Inhalte des Schreibers selbst. Dem andern Briefe an die Christen zu Thessalonich sind zwey Abhandlungen beygefüget, die erste über 2 Thess. 1, 5 von dem Königreiche Gottes: die andere über 2 Thess. 2, 1-12. von dem Menschen der Sünde, d. i. dem Erzbösewicht, den wir den Antichrist nennen: welches eigentlich eine moralische Person ist, die man mit keinem indiuiduellen Namen belegen kan; unter der man aber, nach Bensons Urtheil, die Päbstliche Hierarchie zu verstehen hat. Die Zugabe zur Erklärung des ersten Schreibens Pauli an den Timotheus, enthält eine ausführliche Abhandlung von der Theopnevstie. Der brittische Gottesgelehrte giebt folgende Erklärung davon: S. 318 „Wie Moses nach seinem 2 Buche, Cap. 25, 40

„den vollkommenen und ganzen Begriff von der
„Stiftshütte, deren Bild ihm Gott auf dem Ber-
„ge gezeiget hatte, recht faßte, und bey sich behielt:
„so hatten auch die Apostel, und nur sie allein, in
„ihrem Verstande, die vollkommene Vorstellung
„von alle dem, was sie von dem Evangelio leh-
„ren und aufschreiben, auch wie sie, nach diesem
„Muster, die christliche Kirche gründen sollten.„
Wie dieser Begrif von der gewöhnlichen Be-
schreibung der Theopnevstie abgehet, so finden sich
auch in dieser ganzen Dissertation verschiedene
Stellen, mit denen strenge Lehrer nicht zufrieden
seyn können. Auf die Paraphrase des Briefes
an den Philemon folget ein kurzer Beweis, daß
die Lehre, welche Paulus geprediget, von Gott
ihren Ursprung habe: weil der Apostel weder ein
Schwärmer noch ein Betrüger gewesen sey. In
dieser neuen Ausgabe lieset man S. 381 - 388
eines Ungenannten Brief an den Verfasser von der
doppelten Gefangenschaft Pauli in Rom. Zur
Erläuterung der Stellen, B. an den Titus, 1, 15
liefert Herr Benson eine gelehrte Abhandlung
von 5 Bogen, von der Abschaffung des jüdi-
schen Kirchengesetzes. Nachdem er vorläufig von
dem Sitten- Kirchen- und Civilgesetzen der Jüden
geredet hat, bestimmet er, welche Stücke des Ce-
remonialgesetzes die zu Christo bekehrten Jüden,
zu beobachten verbunden gewesen sind: zeiget das
Verhalten der aus dem Heydenthum Bekehrten,
gegen einige Foderungen des Kirchengesetzes; die-
se mochten vor ihrer Bekehrung gottesfürchtige,

oder

oder abgöttische Heyden gewesen seyn: (devout gentiles, or idolatrous) worauf er einige Einwürfe widerleget, und allerhand Folgen aus seinem Vortrag ziehet. Die Exegeten haben lange bemerket, Pauli zwey Schreiben an den Timotheus wären mehr eine Vollmacht, auf die er sich bey den Christen in Ephes beziehen könne: als ein Unterricht für den Timotheus selbst. Herr Benson bestätiget dieses mit seinem Beyfall. Paulus schrieb den andern Brief an den Timotheus im Jahr Christi 67 aus Rom, machte hierdurch gleichsam sein Testament, und bezeugte sein inbrünstiges Verlangen, seinen Sohn im Glauben noch einmal zu sehen, um ihm mündlich sagen zu können, daß er ihm im Leben und Leiden nachfolgen solle. In der gedachtem Briefe angehängten Dissertation lieset man einen Versuch über 1 Br. an die Corinthier, Cap. 12. und 14. von der Stiftung der ersten christlichen Gemeinen, (*) der Art der Kirchendisciplin, zu der Zeit als die Lehrer noch mit ausserordentlichen Wundergaben ausgerüstet waren, die Ursachen, warum Gott diese Haushaltung seiner Kirche geändert habe.

Was die Paraphrase selbst anbetrift, so ist unser Verfasser ein so vollkommener Meister hierinnen, daß auch Herr Siegmund Jacob Baumgarten, dessen Lob allezeit Ehre macht, die Herrn G. Benson, Jacob Pierce und Samuel Chandler, die Triumuiros in der Kunst, biblische Bücher durch

(*) Essay concerning the settlement of the primitive Church.

Paraphrasen zu erklären, nennet.(*) Es wird dem-nach nicht nöthig seyn, Proben hiervon anzufüh-ren: wir wollen vielmehr nur etliche Anmerkun-gen, die uns im Lesen wichtig geschienen, bekant machen.

Gleich 1 Theß. 1, 1 werden acht Bedeutungen des Worts Ecclesia angegeben. Es heisset dieses Wort: a) Eine jede Versammlung, Apg. 19, 32. b) Die allgemeine Kirche, d. i. alle Christen, sie mögen an einem Orte der Welt leben, wo sie wollen, Apg. 5. 1 Cor. 12. Ephes. 3. Phil. 3. c) Die sogenannte unsichtbare Kirche, d. i. die Gemeine der Heiligen, als Ephes. 1. Col. 1. d) Eine besondere Kirche in einem gewissen Lande, oder nur in einer Stadt: als 1 Theß. 1, 1. Offenb. 2. 3. als die sieben asiatischen Gemeinen, Offenb. 1, 4. e) Eine gottselige Versammlung in Privathäusern; als in des Aquila, Philemons und andern Häusern. Röm. 16. 1 Cor. 16. B. an den Philemon v. 16. f) In die himmlische, siegen-de und triumphirende Kirche, Ephes. 5, 27. g) Die Versammlungen der Christen an bestimmten Tagen, 1 Cor. 14, 34. 35. Auch endlich h) ein dem Gottesdienste gewidmeter Ort, 1 Cor. 11, 22.

Der 4te Vers, 1 Theß. 1. heißt in der Engli-schen Uebersetzung: Knowing, brethren beloved, your

(*) Siehe Herrn D. Baumgartens Vorrede zur la-teinischen Ausgabe der Bensonischen Paraphrase, des Briefes Jacobi. Halle 1746. 4. S. 10. und 19.

your election of God. Herr Benson verbessert dieses also: Knowing, brethren, beloved of God, your Election. Luther hat es schon lange eben so übersetzet: und 2 Thess. 11, 13. lauten die Worte eben so.

Paulus rühmet v. 8. den Glauben an Gott: d. i. die Annehmung des Evangelii. So bald einige Einwohner von Thessalonich der Lehre Christi Beyfall gegeben hatten: so fand diese seligmachende Lehre in andern umliegenden Städten, in Beröa, Athen und Corinth grossen Eingang. Paulus sagt Cap. 2, 3. er habe den Thessalonienfern nicht geprediget, ἐξ ἀκαθαρσίας, aus Unreinigkeit: d. i. nicht unlauter, ohne fälsche Absichten, ohne Vorsatz, die bösen Lüste zu befriedigen. Paulus setzet sich hier den falschen Lehrern entgegen, derer Unart auch Johannes, Petrus und Judas beschrieben, und besonders schreibet Petrus 2 Br. 2 Cap. v. 14. den falschen Aposteln Augen voll Ehebruchs zu: und unser Paulus schildert ihre fleischlichen Absichten 2 Br. an den Timoth. 3, 6. Herr Benson rettet beym 15ten Verse des 2 Cap. die Lesart ἰδίους προφήτας. Unter den Propheten, die von den Jüden umgebracht worden, darf man nicht den Stephanus, noch den Apostel Jacobum den grössern verstehen, sondern die Rede ist von den ältern Propheten, als den Jesaias, Jeremias u. a. deren Tod denen zu Pauli Zeiten lebenden Jüden zugeschrieben wird, weil sie eben eine so boshafte Gemüthsart hatten, als ihre Väter, Matth. 23, 35. Der Satan, dessen v. 18. gedacht

gedacht wird, und welcher Pauli Reise nach Thessalonich gehindert hatte, ist entweder sensu collectiuo, eine Menge böser Leute, dergleichen Jesus Joh. 8, 44. des Teufels Kinder nennet: oder ein dem Apostel wohl bekanter Feind des Evangelii, welcher vielleicht den grossen Aufruhr in Thessalonich, Apg. 17, 5. angestiftet hatte. Im 3 Cap. v. 10. Er wollte, was an den Glauben der Christen zu Thessalonich fehlte, erstatten. d. i. Er wünschte sie zu sehen, und durch weiteren mündlichen Unterricht ihre Erkäntnis Gottes und Christi zu vermehren. Siehe auch 1 Thess. 4, 13. 2 Thess. 2, 1. bey der streitigen Stelle, Cap. 4, 6. Niemand vervortheile seinen Bruder im Handel, in any matter, besser nach den Grundtext: in this matter; nimmt der Verfasser die Parthie derer, die glauben, Paulus rede von dem Ehebruche, und sähe vielleicht auf besondere Fälle in der Gemeine, an die er schreibet. Im 2 v. fodert Paulus: jeder solle mit seinen Händen arbeiten, oder auf was Weise er sonst könne, seine Kräfte zum Nutzen des gemeinen Wesens anwenden. Benson danket hierbey Gott, daß er England von der ungeheuren Menge heiliger Müssiggänger, die er mit den egyptischen Heuschrecken vergleichet, durch den König Heinrich VIII. und seine Nachfolger befreyet habe. Jüden und Heyden haben ein künftiges Leben geglaubt, allein, die Hofnung der Christen hierauf, von der v. 13. geredet wird, ist viel gegründeter und zuverlässiger. Siehe Jackson's Belief of a future State, fundamental to the Religion

ligion of the Hebrews. Die Christen sollen sich nach dem 18 Vers über das zeitige Ableben ihrer Freunde mit diesen Worten trösten, d. i. mit denen von Paulo gleich angegebenen Betrachtungen; denn in diesem Verstande wird auch das hebräische Dabhor gebrauchet. Der Apostel verbietet 5 Cap. v. 19. den Geist zu dämpfen; die Christen zu Thessalonich sollten sich nicht um die ausserordentlichen Gaben des heiligen Geistes bringen; sollten dieses Feuer ja nicht verlöschen lassen, noch muthwillig ausblasen, sondern, nach seinem 2 Br. an den Timoth. 1, 6. es vielmehr erwecken und anfachen. (ἀναζωπυρεῖν) Christen sollen, nach den 22 Vers, allen bösen Schein meiden. Herr Benson übersetzet: alle Arten des Bösen meiden. In diesem Verstande stehet das Wort Εἶδος beym Plato und Aristoteles, und Basilius nebst dem Theophylaktus legen Pauli Worte eben so aus.

Aus der Erklärung des andern Briefes an die Gemeine zu Thessalonich wollen wir nur folgendes anführen: 2 Cap. v. 2. Die Christen sollten sich unter andern nicht durch Geist verführen lassen: d. i. durch keine erdichtete Offenbarung. Im Alt. Test. fanden sich viele falsche Propheten, 2 B. der Chron. 18, 5. Jerem. 29, 8. Christi Weissagung, daß nach seinem Tode falsche Propheten kommen würden, Matth. 24, 24. fieng schon zu Pauli Zeiten an in ihre Erfüllung zu gehen; wie denn im ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt einige sich göttlicher Eingebung und Sendung rühmten, und auch ihre menschlichen Schriften

unter

unter dem Namen der Apostel, den Christen für göttliche Bücher aufdringen wollten. Der Antichrist, dessen Ankunft Paulus verkündiget, wird sich erheben, nach D. Luthers Uebersetzung, über alles, was Gott und Gottesdienst heisset: v. 4. besser nach dem Zusammenhange: über alle Götter der Erden, ja über das Sebasma selbst; die Könige werden Götter genennet, im 82. und 138. Psalm, Ez. 18. Joh. 10. Der Apostel hat Σέβασμα gesetzt, statt Σεβαςός, und verstehet darunter den Römischen Kayser; denn der Antichrist erhebet sich nicht über Gott, sondern will, wie eben dieser vierte Vers saget, nur Gott gleich seyn, und nennet sich auch Gott; welches denn auch dem Buchstaben nach eingetroffen. Zu Pauli Zeiten hielte etwas den Antichrist noch auf: nemlich die Macht der heydnischen Kayser; wie denn Chrysostomus und Tertullian statt τὸ κατέχον, lesen ὁ κατέχων. Und schon im 5ten Jahrhunderte nach Christi Geburt, als das Römische Reich ein Raub barbarischer Völker geworden war, erhub der Antichrist seinen Stuhl über die Majestät der Kayser zu Constantinopel. Herr Benson verweiset auf Geddes's Tracts: und spricht beym 9. Vers den Satan die Kraft Wunder zu thun völlig ab. Wie Satan die Eva betrogen habe, so werde der Antichrist auch die Welt durch lügenhafte Wunder zu täuschen suchen. Im dritten Cap. v. 15. heisset es in der deutschen Uebersetzung: „So jemand nicht gehorsam ist unserm „Worte, den zeichnet an mit einem Briefe.

Nach

Nach Herrn Benson ist die Meinung Pauli diese: „So jemand nicht gehorsam ist meinem Worte, (nemlich dem Befehl Pauli, in diesem Briefe, Cap. 3, 10. daß, wer nicht arbeite, auch nicht essen solle,) „den zeichnet an: Betrachtet ihn als einen unächten Christen, Röm. 16, 17. habet nichts mit ihm, (so lange er sich nicht ändert) zu schaffen; allein, ob er gleich an seiner Armuth schuld ist, so lasset ihn nicht gar verderben.

Ueber 1 Tim. 1, 1. merket Herr Benson an, Gott der Vater werde von Paulo Σωτηρ, der Heiland und Erretter genennet; wie auch an einigen andern Stellen der Schrift, als Luc. 1, 47. 2 Tim. 1. Br. an den Titus. 5. dieser Name gefunden wird. Der Apostel giebt Gott diese Benennung, um die Juden zu erinnern, sie könnten durch die Beobachtung des Ceremonialgesetzes nicht errettet werden. Die Geschlechtsregister, v. 4., mit denen sich Timotheus nicht beschäftigen solle, sind nicht die heydnischen Theogonien, noch die Abstammung der Juden von Abraham, sondern wie Herr Hanmond und nach ihm H. Benson glauben, die Gnostischen Aeonen. Siehe hierbey des Herrn Michaelis oben belobte Paraphrasen, welcher nichts vom Simon, dem Magus, noch dem Saturninus, noch den Gnostikern wissen will, sondern hier die Essener findet, die ihre Irrthümer in Ephes auszubreiten gesucht haben. Das Wort *οικοδομια Θεȣ* wird, mit Beystimmung vieler Ausleger, in *οικονομιαν Θεȣ* verwandelt. Der 9te Vers heisset im Englischen: „The Law is

„not

„not made for a righteous Man:„ Herr Benson verbessert diese Uebersetzung also: „ A Law is „not made against a righteous Man. Alle Völ„ker verdammen die Laster, und die Begriffe von „Recht und Unrecht sind überhaupt so bestimmt „und so deutlich, bey denen, die sich nicht muth„willig verblenden, daß man nirgends Gesetze zur „Unterdrückung der Tugend, und zum Schutze „schändlicher Laster findet.„ Durch diese Umschreibung entgehet man den gezwungenen Erklärungen des Worts κεῖται. Im 15 Vers sagt Paulus, er sey unter den Sündern der vornehmste. Man lieset im Griechischen πρῶτος, der erste; Paulus spricht: Er sey der erste, der Zeit nach, von denen, die zum Evangelio beruffen worden, da sie vorhero Feinde der christlichen Religion gewesen waren; denn die Demuth eines Christen verlanget nicht, daß er seinem Rechte etwas vergebe; und, da die obersten der Jüden wider ihr Gewissen Jesum getödet hatten, so waren sie viel grössere Bösewichter, mit denen Paulus sich in keine Vergleichung setzen durfte. Der Befehl Pauli, daß man für alle Menschen beten soll, Cap. 2, 1. gehet auf die Unart der aus dem Jüdenthum zu Christo Bekehrten, welche sich nicht viel um die Heyden bekümmerten; ob wohl die alten Jüden für das Leben der Könige in Persien, und das Leben seiner Kinder zu beten gewohnt gewesen waren: Esra 6, 10. Baruch 1, 11. Tertullian lobet die Christen, daß sie diese Pflicht, für die heydnischen Kayser zu beten, beobachteten, in seiner

Schutzschrift, Cap. 30. und 39. Der Apostel will, nach dem 3 Cap. v. 1. ein Bischof soll seyn eines Weibes Mann; d. i. niemand soll zum Bischofe erwählt werden, der, da er vorhero ein Jüde gewesen, sich von seinem Weibe ohne gültige Ursache scheiden lassen, und eine andere gefreyet hat. In der Anmerkung werden die Gedanken der Ausleger hierüber angeführet, und mit dem Einfall beschlossen: Man mag diese Worte erklären wie man will, so streiten sie doch allezeit wider das Verbot der Priesterehe in der römischen Kirche. Der Herr von Premontval hat in seiner Monogamie hiervon scharfsinnig gehandelt; und wir merken nur hierbey an, daß er viele seiner Beweise, die er für neu und ungesagt hält, aus Johann Brunsmanns unbekantem Buche, de nuptiis prohibitis, welches zu Frankfurt am Mayn 1688 herausgekommen, geschöpfet habe. Im 15 Verse dieses Capitels verbinden die meisten Protestantischen Ausleger die Worte: **Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit**, mit dem 16 Verse also: „Die Lehre von der Geburt des Soh„nes Gottes, ist aller Annehmung, alles Beyfalls „würdig, und ist ein Geheimnis der Gottseligkeit, „ja der Pfeiler und die Grundfeste der christlichen „Religion. Herr Benson umschreibet den 15 Vers folgendergestalt: „Ich habe dir geschrie„ben, daß du dich betragen sollst (as to behave „thy self,) als einen Pfeiler, der standhaft un„terstützet die Wahrheit in dem Hausse Gottes.„ Allein, es scheinet, es müsse im Texte heissen: ὡς

 στύλον

ςύλον καὶ ἑδραίωμα, und man könne das Zeitwort ἀναστρέφεσθαι nicht wohl von einem Pfeiler gebrauchen, welcher fest stehen und sich gar nicht bewegen soll.

Es ist noch eine seltsamere Auslegung dieser Worte, wenn man die Kirche, welche Paulus ein Haus Gottes nennet, wider die Regeln der Tropen, alsobald zum Grund und zum Pfeiler des Hauses Gottes machen will. Siehe Herrn Michaelis Paraphrase, in dieser Stelle.

Wir eilen zum Briefe an den Philemon, der, nach dem Herrn Benson, ein angesehener Mann unter den Christen zu Colossen gewesen ist. Die Anmerkungen zu diesem Briefe enthalten verschiedenes, welches zum Verstand aller übrigen Episteln Pauli ein Licht anzündet. Die Engl. Uebersetzung des 6. Vers scheinet so undeutlich zu seyn, daß unser Verfasser eine neue davon giebt: „So „that your partaking of the faith has been effi„cacious, by acknowledgment of every good „Man, who is among you, of those, who be„lieve in Christ Jesus.„ Daß Philemon an dem Glauben Theil genommen, und ein Christ geworden, hat einen grossen Einflus in die Gemüther der Christen zu Colossen gehabt; und alle Christen gestehen dieses. ἀγαθός, (nemlich πιςέυων,) εἰς Χριςὸν Ἰησοῦν. Oder man verbinde diese Worte also: τῆς πίςεώς σου, τῆς εἰς Χριςὸν Ἰησοῦν. Im 12 Verse nennet der Apostel den Onesimus, sein eigen Herz, (nach dem Grundtexte: sein Eingeweide,) d. i. seinen geliebtesten Freund; im 20 Verse kömmt

kömmt diese Redensart abermals vor, aber in einer andern Bedeutung; denn da bittet Paulus, Philemon wolle ihn, den Apostel, durch Gewährung des gebetenen, beruhigen.

In der Anmerkung zur Epistel an den Titus, Cap. 1. v. 5. folg. hat Herr Benson das Wort πρεσβύτεροι also erkläret: Man müsse darunter nicht die Aeltesten, oder Lehrer einer christlichen Gemeine verstehen, sondern dieser Name der Presbyter zeige nichts mehr an, als die Erstlinge der Gläubigen, d. i. diejenigen, welche in einem Lande oder einer Stadt zuerst an Christum gläubig geworden waren; und aus diesen wären in der ersten Kirche die Bischöfe erwählet worden; daher nenne sich der Apostel Johannes im andern und dritten Briefe: Τὸν πρεσβύτερον, einen alten Christen; wie auch Apg. 21, 16. Mnason, ein alter Jünger heisse.

Die Cretenser hat Paulus v. 12. γαστέρας ἀργάς genennet; die engl. und deutsche Bibel übersetzt: Faule Bäuche; da aber das Wort ἀργὸς auch geschwind heisset, als beym Homer in der Iliade ἀργοὶ κύνες, so übersetzt Herr Benson: swift-bellies or: devouring gluttons. Die Cretenser waren grosse Fresser; wie schon Phavorinus, Hammond und Price vor Herrn Benson gesagt haben. Im 8ten Verse des dritten Capitels ermuntert der Apostel die Gläubigen: sie sollten sorgen, in einem Stande guter Werke erfunden zu werden. Nach der Emphase des Worts προΐστασθαι soll es heissen: they shall stand up for good Works.

Titus sucht seine Zuhörer in der evangelischen Lehre so zu befestigen, daß sie recht eifrig seyn sollen, Gutes zu thun, ja daß es einer dem andern im Guten immer zuvor thun möge; denn gute Werke sind nicht nur etwas vollkommenes καλόν τι, sondern sie sind auch der menschlichen Gesellschaft höchst nützlich.

Die Anmerkung zum andern Briefe Pauli an den Timotheus sind sehr lehrreich, und verdieneten einen weitläuftigen Artikel. Wir wollen nur folgendes anführen: 1 Cap. v. 8. Timotheus soll sich des Zeugnisses Christi nicht schämen, d. i. nicht des Evangelii, nach Röm. 1, 16. 1 Cor. 1, 6. 2, 2. besonders nicht der trostreichen Lehre, daß die aus dem Heydenthume zu Christo bekehrte, frey wären von dem Mosaischen Kirchengesetze. v. 12. Die Beylage ist die Seele des Apostels, die er als ein Pfand den Händen Gottes anvertrauen wollte, mit der Hofnung, er werde sie treulich bewahren, und sie in der Auferstehung mit seinem Körper wieder vereinigen. Das 2 Cap. v. 6. wird also übersetzt: „Der Ackermann, welcher der Frucht des „Ackers geniessen will, muß vorher darum arbei„ten.„ Herr Michaelis erinnert, das Wort πρῶτον beziehe sich nicht auf κοπιῶντα, sondern auf γεωργόν; und denn sagt der Apostel: „Ein „Ackersmann isset billig zuerst von den Früchten „seines Ackers.„ Die Worte des 19. Verses: „Der feste Grund Gottes, reden von dem ewig bleibenden Bunde Gottes mit den Menschen, und von dem Instrumente des Bundes, (gleichsam

Traité

Traité d'Alliance) da denn das Siegel dieses Bundes die Ueberschrift hat: Der Herr kennet die Seinen; siehe 1 Br. an die Theſſ. 6, 19. Im 4ten Cap. v. 17. sagt Paulus: „Ich bin erlöset aus „des Löwen Rachen;„ deutlicher: „Ich wurde „dazumal noch vom Tode errettet, und wie dem „Löwen aus dem Rachen gerissen; nach 1 Sam. 17, 34. 35. 36. Unter dem Löwen verstehet Herr Benson den Helius Cäsarianus, den Nero, während seiner Reise nach Griechenland, zum römischen Statthalter gemacht hatte, und der ein bitterer Feind der Christen war. Dieses lehrreiche exegetische Werk schliesset sich mit einem vierfachen nützlichen Register, und wir enden unsre Nachricht von ihm, mit einem vollständigen Verzeichnisse der Schriften des Herrn George Benson, von denen wir die Titel Englisch hersetzen wollen:

1) A Paraphrase on the six of St. Paul's Epistles. London 1752.

2) A Paraphrase on the Seven commonly called Catholic Epistles. The second Edition, Lond. 1756.

3) The History of the first Planting of christian Religion, in three Volumes.

4) The Reasonableness of the Christian Religion in four parts.

5) A Volume of Sermons, 1746.

6) A Collection of ten Tracts.

7) A Summary View of the Evidence of Christ's Resurrection. (ist in den Berlinischen vermischten Abhandl. Th. I. übersetzt.)

8) The true Account of the Nature and End of the Sacrament of our Lord's Supper, adapted to the Use of such Protestants, who do not use the Book of common prayer.

9) Second Thoughts concerning the suffering and Death of Christ, as a propitiatory Sacrifice for the Sins of the World, and a Satisfaction to divine Justice.

10) A Critical and chronological History of the Rise, Progress, Declension and Revival of Knowledge chiefly religious.

II.

A mechanical Account of Poisons, in Several essays by Richard Mead, M. D. &c. The fourth Edition, Lond. 1747. 363 Seiten und vier Kupferplatten.

Ob wohl diese Abhandlung seit ihrem ersten Abdrucke vom Jahre 1702 mehr als zu bekant geworden, so kan man doch gleich das Vorzügliche der gegenwärtigen Ausgabe aus der Vorerinnerung erkennen. Der berühmte Verfasser meldet darinnen, daß er seine ehemaligen Begriffe, von der Wirkung des Gifts in den thierischen Körpern, verändert vortrage, und daß ihn hierzu Newtons Sätze und die elektrischen Versuche des Gray, welche der Herr du Fay verbessert, gebracht hätten. Hierauf erinnert er, daß er ietzt einen doppelten Zusatz liefere, welcher in einer Einleitung von der Natur des Nervensafts, und in D. Nicholls anatomischen Beschreibung der giftführenden Theile in den Vipern bestehe, welcher letztere die Stelle der weder vollständigen noch durchgängig richtigen anatomischen Beobachtungen des D. Areskine von diesen Thieren in der ersten Ausgabe einnehme. Die Vorrede zeigt den Nutzen der mathematischen Denkungsart in der Arzeneywissenschaft. Das Buch selbst begreift ausser der gedachten Einleitung sechs Versuche, welche von thierischen, mineralischen und vegetabilischen Gif-

ten und schädlichen Ausdämpfungen Lüften und Wassern handeln.

Das wesentliche der Einleitung bestehet in folgenden: Diejenigen Dinge, welche, ihrer ganzen Natur oder ihren meisten merklichen Eigenschaften nach, dem thierischen Leben so zuwider sind, daß ein geringer Theil derselben solches zerstöret, er mag nun durch den Mund, oder vermittelst einer Wunde in den Körper kommen, werden Gifte genannt. Einige haben von ihren Daseyn in der Natur wider die Güte des Schöpfers einen Einwurf entlehnet; aber Paracelsus und van Helmont mit ihren Anhängern haben sie für grosse Arzeneyen ausgegeben, deren verborgene Eigenschaften durch unsern Fleis herausgebracht werden müssen. Allein die ersten schliessen als kleine Weltweisen, die in der Einrichtung der Welt Fehler wahrnehmen, überhaupt unrichtig; und der Schlus der leztern ist gar zu weit hergeholet. Es ist wahr, daß dergleichen Naturerzeugungen in Absicht auf uns öfters arzeneyartig sind: aber sie sind nicht blos Arzeneyen, sondern auch Nahrungsmittel anderer Thiere; und diese dienen uns nicht nur zur Nahrung, sondern auch zuweilen zu Arzeneyen. Insekten, welche wir für schädlich halten, sind zum Leben gesunder Vögel und anderer Geschöpfe nothwendig. Ziegen und Wachteln werden von Nieswurz, und Stahre von Schierling feist, und die Schweine fressen ohne Nachtheil Bilsenkraut. Und wird wohl, mehrerer dergleichen Beyspiele zu geschweigen, iemand sagen, daß das Gift der Ot-

tern

tern nicht zu unserm Besten bereitet werde, da solche ohne dasselbe nicht diejenigen Eigenschaften erhalten würden, die sie wider hartnäckige Krankheiten kräftig machen? Was soll man aber von mineralischen Giften, z. E. von dem Arsenik sagen? allein dieses ist kein vollkommenes Mineral, sondern eine wirksame Substanz, der sich die Natur bey der Zubereitung verschiedener, und der Menschen nützlicher Metalle in der Erde bedienet. Also verhält es sich insonderheit mit dem Wachsen des Silbers, Kupfers, Zinns und Bleyes; deren sämmtliche Ochern ausser gemeinen Schwefel, viel Arsenik enthalten: so daß solches von den Chymieverständigen ein mineralisirendes Principium genennt werden kan. Und fast eben so wird man den Fall bey allen dergleichen Naturerzeugungen finden. Kurz, es giebt in dem Weltgebäude eine grosse Kette und Abhänglichkeit der Dinge von einander; und obgleich unsere Einsicht nicht jedes Glied derselben erreichet, so werden wir doch, je weiter wir in der Naturforschung kommen, immer mehr wahrnehmen, daß, wie Pope sagt, alles was ist, recht sey. Jedoch würde solches weit besser in die Augen fallen, wenn wir den Zusammenhang des Ganzen übersehen, und das Verhältniß betrachten könten, welches unsere Welt vielleicht zu einigen von jenen andern unzählbaren in dem unermeslichen Raume hat, die das allmächtige Wesen wahrscheinlicher Weise durch festgesetzte Gesetze von einander abhängig gemacht hat.

Obgleich die Gifte selbst von einander unterschieden sind, so stimmen doch ihre Wirkungen sehr überein. Der Bis oder Stich giftiger Thiere flösset in die Wunde einen Saft, welcher den Nervensaft ansteckt. Verschluckte Gifte verwunden die nervenartige Magenhaut. Auf beyde folgen Entzündungen. Der Schaden, welcher aus dergleichen äusserlichen oder innerlichen Verwundungen entstehet, greift um sich, und durchdringet den ganzen Körper. Daran ist die grosse Wirksamkeit des Nervensaftes, welcher bald durchgängig angesteckt wird, schuld. Also leiden die nervenartigen Häute krampfigte Ziehungen und Verzuckungen; welche nach den verschiedenen Verrichtungen der Theile, zu denen die Nerven gehören, verschiedene Wirkungen hervorbringen. Jedoch zeigen diese allezeit, daß der erste schlimme Eindruck in die Lebensgeister gemacht worden.

Die Natur des Nervensafts verdienet demnach untersucht zu werden: indem die unmechanischen Begriffe derjenigen Schriftsteller, welche dessen Daseyn in dem thierischen Körper läugnen, und die muskelartige Bewegung und Empfindung allein aus den Vibrationen der Nervenfasern, herleiten, keiner Aufmerksamkeit würdig sind. Das Gehirn ist eine grosse, und zur Abscheidung eines Safts von dem Blute, höchstvortreflich eingerichtete Drüse; folglich mus es, wie alle übrige Drüsen, einen Ausführungsgang haben. Die Nerven sind aber zu diesem Zwecke eingerichtet, und müssen folglich immer einen schicklichen subtilen

Saft

Saft enthalten. Dieser ist, so viel man aus den Wirkungen sehen kan, dünn, flüchtig, sehr kräftig und elastisch; und es ist höchstwahrscheinlich, daß er ein Stück von der allgemeinen elastischen Materie sey, so mit zarten Bluttheilen vereinigt, in dem Gehirne abgeschieden, und in die Fasern der Nerven gebracht wird. Dieses ist das Werkzeug der muskelartigen Bewegung und Empfindung.

Unter der allgemeinen elastischen Materie wird die subtile und wirksame, durch die Welt zerstreuete Substanz verstanden, von welcher Newton voraussetzet, daß sie die Ursache der Refraction und Reflexion der Lichtstrahlen ist, durch deren Vibrationen das Licht den Körpern Wärme mittheilet, und welche, indem sie alle Körper hurtig durchwandert, viele von ihren Wirkungen hervorbringet. Man kan auf eine vernünftige Weise aus der Einförmigkeit der Naturgesetze folgern, daß die Lebensgeister etwas dergleichen sind: weil ein Entwurf keine günstigere Vermuthung für sich haben kan, als wenn er ungekünstelt ist, und mit dem bekannten System der Welt ein Stücke ausmachet. Aber dergleichen wirksames Wesen in den Nerven mus sehr fähig seyn, von andern ganz kleinen und gewaltsamen Körpern Veränderungen anzunehmen: eben so, wie wir sehen, daß einige chymische Säfte, so bald sie zusammen kommen, in eine Gährung gerathen; woraus eine Mischung von einer ganz andern Natur, als man von den einzelnen Ingredienzien erwarten konte, entstehet.

So

So brauset der zusammengesetzte Salpetergeist, wenn er Würznägeleinöle beygefüget wird, bis zur Flamme auf: welche Gährung nichts weiter als eine Anziehung und Zurückstossung der zusammenkommenden Theilgen verschiedener Körper ist. Wer die Anziehungen und Zurückstossungen der zärtesten Theilgen der elektrischen Substanzen erwägt, der kan sich leichtlich eine Idee von dieser thierischen Flüssigkeit, und von der übermässigen Gewalt und Geschwindigkeit, womit sie wirket, machen. Der Verfasser bekennet, er habe vormals geglaubt, daß die Wirkungen der Gifte, insonderheit der thierischen, daraus, daß sie das Blut blos angreiffen, erkläret werden könten: aber die Geschwindigkeit, mit der sie schaden, nebst den nervenartigen Symptomen, hätten ihn veranlasset diese Meinung aufzugeben. Denn, sagt er, wenn nach Keils Rechnung die Geschwindigkeit des Bluts über fünf tausendmal geringer in dem vierzigsten Zweige von der grossen Schlagader, als in solcher, bevor sie Zweige abgiebt, ist; wie könte das Gehirn, Herz u. s. w. so plötzlich eine Verletzung fühlen, wofern sie ihnen nicht durch ein weit geschwinderes Mittel mitgetheilet würde? und dieses müssen die Lebensgeister seyn.

Diese Anmerkungen können, wenn sie verbessert werden, nützliche Anleitungen zur Heilung vieler Krankheiten geben. Denn obgleich einige sogenannte Nervenkrankheiten blos aus der unregelmässigen Bewegung und Verstopfung der Lebensgeister erkläret werden können; so müssen dennoch viele

viele derselben von schlimmen Zufällen der geisti-
gen Flüssigkeit selbst entspringen. Viele andere
schwer zu erklärende Fälle hängen fast lediglich
von den Lebensgeistern ab. Ranby hat z. E. beob-
tet, daß auf Schuswunden, wodurch die Mem-
branen sehr zerrissen worden, erst nach etlichen Ta-
gen Verzuckungen erfolgt sind, welche die Kinn-
backen des Kranken so steif gemacht, daß er nicht
reden können und sterben müssen. Dieses Sym-
ptom rühret offenbar von der üblen Beschaffen-
heit des Nervensafts her, welche auf die Zerreis-
sung der Membranen gefolgt ist.

Wie der ungleiche Zustand des Nervensafts die
Wirkungen der Gifte ändern kan; so können auch
diese, ob sie gleich von einerley Art sind, dennoch
ihrer Heftigkeit und dem Grade der Wirkung nach,
dergestalt von einander abweichen, daß sie auf
ganz unterschiedene Weise schaden. Daher sind
die Nachrichten von den ungleichen Todesarten,
welche verschiedene Schlangen, insonderheit in Afri-
ka, veranlasset haben sollen, nicht unglaublich. Der
leidensche Professor Herman, der viele Jahre in
Indien zugebracht hat, versichert, daß auch allda
giftige Geschöpfe von eben der Art, dergleichen die
afrikanischen Geschichtschreiber beschrieben, ange-
troffen würden, die durch unterschiedene Wirkun-
gen ihres Gifts tödteten; und daß Lucans Be-
schreibungen der Vipern, welche Cato in Libyen
gefunden, von der Natur entlehnt wären. Er
verwahrete verschiedene von dergleichen Schlangen
im Weingeiste, insonderheit diejenigen, die theils
durch

durch einen tödtlichen Schlaf, theils mit unbeschreiblichem Durste, theils aber durch Erregung eines Blutflusses aus allen Schweislöchern zu tödten pflegen. Obgleich aber das Gift den ersten Eindruck in den Nervensaft machet, so nimmt doch die ganze Blutmasse sehr geschwind an der Verletzung Theil; welches doch nicht von einer Vermischung desselben mit dem Gift, sondern von einem unordentlichen Kreislaufe und Stockungen derselben in den kleinsten Gefässen herrühret. Hierauf kommt der Verfasser zu der Betrachtung besonderer Gifte, und handelt im ersten Versuche von der Viper. Die Viper ist wegen ihres Gifts allezeit so berühmt gewesen, daß sie das entfernteste Alterthum zu einen Sinnbilde der Schädlichkeit gemacht. Man hielt sie so gar für das Strafwerkzeug der göttlichen Rache über ausserordentliche Verbrechen, die der öffentlichen Gerechtigkeit entgangen waren. Nach dem Herodot und Aelian hielten die Egyptier die Nattern für heilig, und betrachteten eine Gattung derselben als Diener des Willens der Götter, um das Unglück von den Frommen abzuwenden und die Bösen zu strafen. Die Isis ward mit einer Natter auf dem Kopfe abgebildet, welches ein Zeichen ihrer Weisheit und Macht seyn sollte. Die Griechen und Römer entlehnten von ihr für die Minerva eben dieses Denkzeichen, wie viele ihrer Bildsäulen und Gemmen beweisen. Pausanias berichtet von den Arabern, daß sie die Vipern, die man bey einem Balsambaume angetroffen, für heilig, und von aller

aller Beschuldigung frey erkläret. Noch jetzt sollen einige von ihnen solche als Schutzgötter verehren. Der König von Calicut lässet für die Schlangen Hütten bauen, um sie für den Regen zu schützen, und bestimmt ihrer Verletzung die Todesstrafe. So machte auch die Begebenheit mit dem St. Paulus, Apg. 28. welcher eine Otter ohne Nachtheil von der Hand geschleudert, die Einwohner von Malta bereitwillig, ihn zu einen Gott zu machen, weil sie leicht auf die Einbildung geriethen, daß diejenigen, welche die Wirkung solcher mächtigen Nachboten hintertreiben könten, zum mindesten in einer nahen Freundschaft mit den Göttern stehen müssten. Vielleicht hat das Alterthum deswegen dem Hermes, Aesculap, Hippocrates u. a. nicht nur auf ihren Bildsäulen eine Viper beygesellet, sondern sie auch unter dieser Gestalt verehret: indem die Krankheiten, insonderheit Pest, Fieber u. d. wie die Vipern, für Boten des göttlichen Zorns damals gehalten wurden, und diejenigen, welche durch ihre Kunst derselben Fortgang hemmen konten, solches aus besonderer Vergünstigung des Himmels zu thun schienen. Doch scheinet das Gesundheitsdenkzeichen der Alten nicht die Viper, sondern die unschädliche Schlange von derjenigen Art, welche Lucan innoxia numina nennet, gewesen zu seyn. Und in solchem Falle entlehnet Macrobius die Ursache dieser Gewohnheit mit Recht von der Eigenschaft solcher Schlangen, die jährlich ihre Oberhaut abwerfen, und auf diese Weise geschickte Sinnbilder der Gesundheit abgeben, weil

die

die Genesung von Krankheiten als der Anfang einer neuen Lebensperiode angesehen werden kan. Inzwischen haben dergleichen abergläubische Grillen von der Viper, nebst der irrigen Meinung, daß wenige Theile derselben vom Gifte frey wären, den Alten verwehret durch Zergliederung und Versuche ihrer Natur nachzuforschen. Und daher rühren die häufigen Irrthümer, die wir von ihnen empfangen haben; die man aber nach und nach verbessert, und den innerlichen Bau nebst den Eigenschaften und der Erzeugung dieses Thiers weitläuftig abgehandelt hat, welches insonderheit von dem Redi, Charas und D. Tyson in der Schrift von der Klapperschlange geschehen ist. Die Symptomen, welche auf den Bis der Viper folgen, sind ein scharfer Schmerz an dem verwundeten Ort; eine Schwulst, die erst roth aussiehet, hernach schwarzgelb wird, und sich nach und nach ausbreitet; eine grosse Mattigkeit; ein geschwinder, obwohl tiefer und zuweilen unterbrochener Puls; grosse Uebelkeit im Magen mit gallenartigen convulsivischen Brechen; kalte Schweisse und manchmal Schmerzen um den Nabel; und wofern die Cur nicht beschleunigt wird, folgt der Tod; es müste denn die Natur die Oberhand behalten, obwohl auch sodann die entzündete Geschwulst fortdauret. Oefters läuft aus der Wunde Eiter, und fahren um solche Bläsgen auf; und binnen einer Stunde wird die ganze Haut des Kranken gelb. Obwohl die Verschiedenheit der Himmelsgegenden, der Jahrszeit, der Wuth der Viper, ihrer Grösse

und die davon abhangende Menge des Gifts, die Tiefe der Wunde, die Verletzung eines mehr nervichten oder flechsichten Theils, und die häufigere Ausprützung des giftigen Safts, nebst andern dergleichen Umständen die Schädlichkeit erhöhen oder verringern können, so äussert sich doch solche bey allen fast auf einerley Weise.

Die Vipern können ohne ihren Gift nicht leben. Denn sie verschlingen die Eydexen, Frösche, Kröten, Mäuse, Maulwürfe u. d. wovon sie sich nähren, ganz; und diese bleiben in dem Magen, oder, wenn solcher sie nicht allein beherbergen kan, zum Theile in dem Schlunde liegen, bis sie durch die Speichelsäfte, mit Hülfe der Magenfasern und der Zusammenziehung der Muskeln des Unterleibes, in ein flüssiges und nahrhaftes Wesen aufgelöset werden, worzu viele Tage gehören. Deswegen können die Vipern so lange, und wie der Verfasser wahrgenommen hat, fünf oder sechs Monate ohne frische Nahrung leben; gleichwie auch ihr Blut gröber und klebrichter, als der meisten andern Thiere ihres ist, so, daß wenig davon ausduftet, und folglich weniger Ersatz nöthig ist. Ihr Magen hat eine sehr geringe Kraft, und ihr Herz nur eine Kammer, und der Kreislauf des Bluts geschiehet in ihnen eben so wie in einem Frosche oder in einer Schildkröte, in denen nicht über ein Drittheil durch die Lunge gehet: weswegen dessen Zerreibung darinnen geringer als in andern Thieren ist. Hieraus erhellet, daß die unmittelbare Tödtung des Raubes der Viper noth-

wendig ist, und hierzu dienen ihre Zähne mit dem Gifte. Ein guter Tropfen dieses letztern thut diese Wirkung. Der Verfasser hat öfters eine Viper gereizet, daß sie in etwas festes beissen, und ihren Gift ausschütten müssen. Nachdem er solchen auf einen Glasteller gebracht, und durch ein Vergrösserungsglas betrachtet hat: so hat er anfänglich nichts als viele in dem Safte hurtig schwimmende Salztheilgen wahrnehmen können; aber in einer sehr kurzen Zeit haben solche unglaublich dünne und scharfe Crystallen mit Knoten gebildet; so, daß das ganze Gewebe eine Spinnewebe, obgleich viel zärter und kleiner, vorgestellet; doch aber sind diese durchscheinenden Spitzen zugleich so steif gewesen, daß sie einige Monate auf dem Glasteller unverändert geblieben. Herr Mead erzählet hierauf einige Versuche, die er, nebst einigen Freunden, mit dem Gifte angestellet hat. Z. E. Man gos eine halbe Unze Menschenblut in ein warmes Glas, worinnen fünf oder sechs Gran frisches Vipergift war, es ward aber weder der Farbe noch der Dichtheit nach verändert, und man konte es von dem andern Blute, welches in ein von allem Gifte leeres Glas gegossen worden, nicht unterscheiden. Man vermischte beydes mit sauren und alcalinischen Dingen; und das erstere zeigte darauf eben eine solche Farbe und Dichtheit, als das nicht vergiftete Blut. Verschiedene Thiere als Hunde, Katzen und Tauben, die man von einer wütenden Viper beissen lies, starben theils geschwind, theils spat. Doch

äusserten

äusserten sich sogleich nach dem Bisse an allen Schmerzen, Verzuckungen u. s. f. Eine Taube, welche mit den grossen Zähnen eines vor drey Stunden abgeschnittenen und ganz welk gewordenen Viperkopfs in die Brust verwundet worden, bekam augenblicklich Verzuckungen u. s. w. und starb in sieben Stunden. Man lies eine scharfe stählerne krumme, und dem Viperzahne nicht unähnliche Nadel mit einer Hohlung an dem convexen Theile nicht weit von der Spitze machen: hierein that man einen Tropfen Gift, und verwundete damit die Nase eines jungen Hundes. Es folgten Brechen, Purgiren u. s. f. aber in einem geringern Grade, und der Hund ward wieder gesund. Aber eine mit dieser Nadel in den fleischichten Brusttheil verwundete Taube litte davon eben so viel als von dem Bisse, und starb binnen acht Stunden. Diese leztern Versuche hatten ein Absehen auf die Streitigkeit zwischen den Herrn Redi und Charas, von welchen der erstere behauptet, daß das Gift der Viper in dem gelben Safte des Zahnfleisches stecke, dahingegen der leztere solches in den aufgebrachten Geistern des Thieres gesuchet hat; ob wohl der Herr du Verney, und D. Areskine die Meinung des erstern durch verschiedene Versuche bestätiget haben. Endlich hat der Verfasser, nebst seinen Freunden, den giftigen Saft gekostet, nachdem sie ihn mit wenig warmen Wasser verdünnet gehabt. Alle empfanden einen sehr scharfen und feurigen Geschmack. Diese Empfindung vergieng nicht unter zwey oder drey

Stunden: und einem von ihnen, welcher es mit einem grossen ungewässerten Tropfen versuchet, schwoll die Zunge, und entzündete sich ein wenig, und der Schmerz daurete zwey Tage, obwohl diese Verwegenheit keine üblern Folgen hatte. Jedoch dienet dieses zu keinen Einwurf wider die Schädlichkeit dieses Safts: weil, wie etliche chymische Säfte blos mit gewissen andern gähren, so auch diese giftige Salze diese und nicht jene Flüssigkeit des Körpers angreifen können. Ueberdis löset der Speichelsaft in dem Munde die Salzspitzen auf: und wenn auch einige in den Magen und die Därme kommen sollten, so ist doch der Balsam der Galle ein kräftiges Gegengift. Der Verfasser bestätiget aus diesen Versuchen seine Meinung, daß nur der Nervensaft von dem Gifte angegriffen werde; und daß das Saure und Alkali nicht zureichen, die Wirkungen natürlicher Körper zu erklären. Die Alten kannten in so ferne die Natur des Vipergifts, wieferne sie behaupteten, daß es nur durch Wunden schade; wie aus dem Galen, Lucan und Celsus erhellet. Nach dem Plinius bestreichen die Scythen ihre Pfeile damit, nachdem es mit Menschenblute vermischt worden, wovon Aristoteles weitläuftig gehandelt hat. Die Tartarn thun noch iezt dergleichen. Die Indianer peitschen die Eidexe Gecco so lange bis sie ihren Gift von sich giebt, und die Wunden, welche die darein getauchten Pfeile machen, verursachen einen schleunigen Tod. Die Hottentotten bereiten aus den getrockneten Giftblasen der Cobras de Capello und deren

Geifer

Geifer einen Teig, und bestreichen damit ihre Pfeile, die sie zur Erlegung der wilden Thiere brauchen.

Die Gelbsucht ist eine besondere Wirkung dieses thierischen Gifts. Die Gelbsucht bestehet in einer Ergiessung der Galle auf die Oberfläche des Körpers und aller innerlichen Häute. Diejenige, welche auf den Viperbis folget, mag aus einer plötzlichen Zusammenzwängung der Mündungen der Gallengänge entstehen, welche macht, daß die Galle in dem Blute zurücke bleiben, und sich durch den Kreislauf über den ganzen Körper ergiessen mus; dergleichen Gelbsucht zuweilen sich nach heftigen Coliken äussert.

Was die Heilung solcher Verwundungen betrift, so waren vormals in Afrika die Psylli wegen der Heilung des Schlangenbisses berühmt. Und ihre ganze Cur bestand darinnen, daß sie mit dem Munde das Gift aus der Wunde saugten, den Pöbel aber dabey durch gewisse Ceremonien in Ehrfurcht gegen sich zu erhalten wussten; welches Celsus angemerket und die Nachahmung dieser Aussaugung als unschädlich gepriesen hat. Allein, die Einbildung, daß das in einer Wunde so gefährliche Gift nicht ohne Nachtheil in den Mund genommen werden könne, ist zweifelsfrey die Ursache gewesen, warum die Aerzte nicht auf deren Erhaltung bedacht gewesen. Inzwischen sollte diese Heilungsart wieder hergestellet werden. Zu London ward ein Mann von einer eben aus Virginien gebrachten Klapperschlange in einen Finger

gebissen. Er saugte sich sogleich die Wunde aus. Die Unterlippe und Zunge liefen sehr auf: er stammlete und verlohr einigermassen den Verstand. Er trank sodann viel Oel und warmes Wasser, worauf er sich heftig brach. Man zerschnitt eine lebendige Taube und legte sie um den Finger. Zwo Stunden hernach ward das Fleisch um die Wunde ausgeschnitten, der verletzte Theil mit einem Eisen gebrannt, und der Arm mit warmen Oel gebähet. Er bekam sodann seinen Verstand und seine Sprache wieder. Der Arm blieb den nächstfolgenden Tag geschwollen, ward aber durch gemeine Umschläge bald frey, und der Kranke litte weiter keinen Unfall. Da das Gift dieser Schlange schneller wirket und tödtlicher ist, als irgend ein anderes bekantes; so mus dasjenige Mittel, welches ihm widerstehet, unstreitig gegen der kleinen Vipern und aller übrigen dergleichen Creaturen, ihres, kräftig seyn. Das erste demnach, was nach dem Bisse in der Viper geschehen soll, ist dieses, daß der Kranke sogleich die Wunde aussaugen, oder dieses von einem andern thun lassen soll. Der Mund mus aber vorher gut mit warmen Oel ausgespület, und während der Saugung etwas davon darinnen gehalten werden. Hierauf wird ein Brechmittel, insonderheit von der Ipecacuanwurzel, deren Wirkung mit Oel und warmen Wasser befördert wird, nützlich seyn. Denn das Brechen verhütet, indem es die Nerven erschüttert, unordentliche krampfigte Bewegungen. Auch die Indianer in Virginien sollen mit gutem Erfolge

die

die von der Klapperschlange gebissene Wunde aus-saugen, viel abgekochte Schlangenwurz, die häufiges Brechen erreget, trinken, und auf den verlezten Theil diese Wurzel gekauet legen. Aller übrige äusserliche Gebrauch kan wenig helfen: weil er nicht vermögend ist zu verhindern, daß das Gift den Nerven mitgetheilet werde. Die von dem Celsus gerühmte Auflegung trocknen Salzes verspricht auch nicht viel. Die aus Ostindien kommenden Schlangensteine, welche aus der Cobra de Capello genommen seyn sollen, aber gekünstelte Körper sind, führen keine Kraft bey sich, wie der Verfasser ausser den Herrn Redi und Charas durch Versuche entdecket hat. Das gerühmte Mittel unserer Viperfänger ist nichts anders, als Viperfett, welches augenblicklich in die Wunde gerieben wird. Der Verfasser reizte eine Viper, einen jungen Hund in die Nase zu beisen; er heulte erbärmlich, und der verlezte Theil fieng an zu schwellen: nachdem etwas von diesem Fette darauf gelegt worden, so befand er sich den nächstfolgenden Tag sehr wohl. Weil aber einige Zuschauer die Heilung mehr dem Speichel des Hundes, der die Wunde geleckt, als dem Fett zuschrieben; so lies er ihn in die Zunge beissen; worauf er binnen vier oder fünf Stunden starb. Da dieses Fett aus zähen und klebrichten Theilen bestehet, die überdis durchdringender als die meisten öhlichten Substanzen sind; so mag es zweifelsfrey, wenn es sogleich gebraucht wird, die flüchtigen Salze des Gifts einwickeln, und solchergestalt verhindern,

 daß

daß dessen Theilchen nicht die crystallenen Spitzen bilden, welche die Hauptwerkzeuge des, den Biß begleitenden tödtlichen Schadens sind, aber auch diese Cur ist nicht zuverlässig. Der Verfasser hält seine für die sicherste: und der Kranke mus überdis, wenn er eines von den obbeschriebenen Symptomen fühlet, ins Bette gelegt, und durch herzstärkende Arzeneyen, sonderlich durch Raleighs Confection und das Vipersalz in Schweis gebracht werden.

Der Verfasser kommt zulezt auf den Nutzen der Viper in der Arzeneykunst. Unter den Alten treffen wir den Anton Musa zuerst an, welcher nach dem Plinius bey unheilbaren Geschwüren das Essen des Viperfleisches angeordnet. Zu Galens Zeiten waren die nützlichen Eigenschaften der Viper sehr gut bekant. Und Aretäus räth bey dem Aussatze (Elephantiasis) Vipern wie Fische zu essen. Die africanische Negern rösten die Nattern, und halten sie für die schmackhafteste Speise. Die Tonqvineser setzen ihren Freunden Arack vor, worin Schlangen und Scorpionen geweicht worden, weil sie solchen nicht nur für eine grosse Herzstärkung, sondern auch für einen Gegengift wider den Aussatz und alle Arten von Gift ansehen. In Bengala soll man gewohnt seyn, Personen, welche durch langwierige Krankheiten ausgezehret worden, die Cobra de Capello, oder dortige Viper zur Speise vorzuschreiben. Die italiänischen und französischen Aerzte ordnen fast zu eben diesem Zwecke, nemlich zur Stärkung und Reinigung der erschöpf-

schöpften oder verunreinigten Blutmasse sehr öfters Brühen und Gallerten von Vipern. Demnach bestehet die Hauptkraft des Viperfleisches darinnen, daß es den Kreislauf des Bluts beschleuniget, dessen gehörige Mischung befördert, und dadurch die Drüsen von denjenigen stockenden Säften säubert, welche durch ihre Säuerung viele, zum mindesten derjenigen Krankheiten veranlassen, welche unter dem Namen der Kröpfe, des Aussatzes, u. s. f. bekant sind. Diese guten Wirkungen rühren von dem durchdringenden starken Salze her, wovon die Vipern einen grossen Ueberflus haben, und womit sie ihre Nahrungsmittel versorgen. Und hierinnen bestehet der Unterschied zwischen ihrem Fleisch und anderer unschädlichen Schlangen ihrem, als welche, da sie von Kräutern u. s. f. leben, keine solche Eigenschaften haben. Folglich beobachten unsere Aerzte gar zu viel Sparsamkeit, wenn sie nur wenige Gran des Pulvers von gedorrten Vipern vorschreiben, oder aus einem bisgen Fleisch derselben Kügelgen bereiten; da vielmehr der Kranke öfters Brühen oder Gallerten von Vipern, oder sie, wie Fische gesotten, essen, oder zum mindesten den Wein, worinnen gedorrte Vipern sechs oder sieben Tage bey einer gelinden Wärme digeriret worden, und wovon der Verfasser in hartnäckigen Arten von Aussatz guten Erfolg gesehen hat, gebrauchen, oder in andern Fällen eine gute Menge von dem Salze der Viper nehmen sollte.

Der hierauf folgende Anhang von den Giftführenden Theilen der Viper und Klapperschlange

erläutert zwo Kupfertafeln, worunter der erste Theil von dem gemeinen Viperkopfe, und der zweyte Theil von dem Kopfe einer übermässig grossen Klapperschlange enthält. Die Viper hat auf ieder Seite zwey grosse Giftzähne, aus denen das Gift bey ihrem Beissen fliesset. Selten sitzen beyde in ihren Kinnladen fest. Der Verfasser hat zuweilen beobachtet, daß der äussere Giftzahn auf ieder Seite locker gewesen. Zuweilen war der inwendige auf der einen Seite, und der äussere auf der andern Seite locker; und bey der Hervorstossung der Zähne war der festsitzende mehr aufgerichtet als der lockere. Demnach mag die Viper nur einen Giftzahn auf einmal gebrauchen; indem das sämtliche auf einer Seite zubereitete Gift durch die Wirkung eines Zahns mit genugsamer Kraft in den Raub getrieben wird. Da der Zahn einen Halbzirkel bey der Verwundung des leztern beschreibt, so wird seine Kraft durch seine krumme Gestalt, die fast einer Vogelklaue ihrer gleichet, sehr gesichert. Weil aber diese Form mit einer grossen Schwierigkeit, den Giftzahn wieder von dem Theile, worein er gestossen worden, loszumachen verknüpft ist; so mus er öfters, wenn das verwundete Thier fortspringt, abbrechen. Auf den Ersatz dieses Verlusts zwecken die jungen Giftzähne von verschiedenen Graden der Vollkommenheit ab, welche allezeit in dem Beutel an den Wurzeln der grossen Zähne stecken, und wovon der Verfasser sechs auf einer Seite in einer Klapperschlange gezählt hat; ob er sich wohl

nicht

nicht getrauet, die Art anzugeben, nach der diese Ersatzzähne von Zeit zu Zeit zu den ledigen Kinnbacken gebracht werden, ungeachtet das Thier dergleichen Ersatz zu seiner Erhaltung erfordert. Die Giftzähne haben eine Hohlung, die sich mit einem Loche an ihren Vordertheil anfängt, und unweit der Spitze endigt. Das Gift wird aus einer Drüse, dergleichen in iedem Backen liegt, in die Hohlung des aufgerichteten Zahns, vermittelst des Beystandes des Beutels, worinnen beyde Giftzähne auf ieder Seite stecken, geführet. Alles dieses lässet sich in einer Klapperschlange viel deutlicher wahrnehmen. Diesen Erläuterungen, wovon wir nichts mehreres anführen wollen, weil es ohne dem Anblick der Kupferstiche nicht füglich verstanden werden kan, ist eine Anmerkung von dem Zwecke der Klapper in dem Schwanze der Klapperschlange beygefüget. Weil diese hauptsächlich von Eichhörngen und Vögeln lebt, so mus sie an den Fus eines Baums kriechen, und durch das Schütteln ihrer Klapper die darauf sitzenden Thiergen in eine solche Verwirrung setzen, daß sie, nachdem sie von einem Aste zum andern gehüpfet, und endlich ermüdet worden sind, auf die Erde fallen und von ihr aufgeschnappet werden können. Dieses wird das Bezaubern der Eichhörngen und Vögel genannt. Am Ende dieses Versuchs erscheinet noch eine Betrachtung giftiger Thiere. Der Verfasser behauptet, daß alle übrige giftige Creaturen, sie möchten beissen oder stechen, fast auf eben die Weise wie die Viper, Schaden anrichten,

ten, obwohl ihre Waffen verschieden wären. Die Spinne, welche von Fliegen, Wespen u. d. Insecten lebt, ist mit einer krummen Zange versehen, die recht an dem Maule angebracht und sehr scharf und zart ist. Hiermit sticht sie in das Fleisch der in ihr Gewebe verstrickten Thiergen, und flösset ihnen zugleich einen Saft ein, der sie tödtet; worauf sie ihnen alle Feuchtigkeit aussaugt. Van Leeuwenhoek hat die Waffen der Spinnen durch Hülfe seiner Gläser beschrieben; sie stecken auf ieder Seite des Mauls in einer Reihe von Zähnen bis sie hervorkommen, ihre Wirkung zu äussern. Er hat auch an dem converen Theile gegen die Spitze ieder Scheere eine Spalte gezeichnet, woraus nach seiner Meinung während der Verwundung das Gift fliesset. Allein der Verfasser hat niemals dergleichen Oefnung entdecken können, sondern nur wahrgenommen, daß ein kurzer weisser Rüssel (proboscis) beym Bisse aus dem Maule gestossen worden, welcher einen Saft in die Wunde geflösset; er ist darin bestärkt worden, nachdem er die Scheere der americanischen Rhamdu untersucht. Denn da diese über funfzig mal grösser als die europäische Spinne ist, so würde, wenn eine Spalte darinnen gewesen wäre, solche zweifelsfrey durch sein Vergrösserungsglas gesehen worden seyn; da er sie doch völlig ganz gefunden. Piso berichtet von der Rhamdu, daß man sich beym Haschen derselben sehr in Acht nehmen müsse, damit ihr Gift nicht ins Auge falle, weil solches einen völligen Verlust des Sehens verursache. Was Leeuwenhoek von der Feind-

schaft

schaft dieser Thiergen gegen einander vorbringt, hat der Verfasser oft beobachtet. Die verderblichen Waffen, der Scolopendra oder Centipes sind von der Spinne ihren einigermassen unterschieden. Dem Verfasser, dem eine aus Ostindien im Weingeiste zugeschickt worden, betrachtete die Scheren ihrer Zange durch ein Vergrösserungsglas, und bemerkte in jeder derselben eine kleine Oeffnung auf der obern Seite bey der Spitze. Leeuwenhoek, der eine lebendige besas, fand, daß wenn er die Scheere drückte, ein kleiner Tropfen Feuchtigkeit aus dem Loche drang. Fast eben so ist es mit stechenden Thieren beschaffen. Das Gift des Scorpions, welcher das vornehmste darunter ist, ist in unterschiedenen Ländern mehr oder weniger gefährlich, nachdem solches von ungleichen Graden der Hitze erhöhet worden: wie denn dessen Wirkungen in Afrika besonders schrecklich sind. Redi, welcher viele von Tunis erhalten hatte, reizte sie im November Tauben, junge Hüner u. d. zu stechen, welches keine schlimme Folgen hatte: aber bey angehenden Frühlinge stach einer, welcher den ganzen Winter nichts gefressen, und vorher durch seinen Stich keinen Schaden verursachet hatte, zwey Tauben hinter einander todt; aber die dritte und vierte auf diese Weise verwundete, litte keinen Unfall. Als er aber die ganze Nacht geruhet hatte, so tödtete er am nächsten Morgen eine andere. Redi konte an der Spitze des Stachels oft einen kleinen Tropfen weissen Safts unterscheiden, welcher nach der Verwundung in das Fleisch drang.

Gleich-

Gleichwie dieses Gift entweder während der Winterkälte nicht von dem Blute in die Hohlung des Stachels abgesondert wird, oder der Scorpion zu solcher Zeit nicht Kraft hat, solches mit Nachdruck auszuschütten; so ist auch in den heissen Monaten, wenn er durch zwey oder drey Anfälle erschöpft worden, der Stich nicht eher schädlich, als bis der Giftsaft wieder ersetzet worden. Der Verfasser betrachtete den Stachel eines dieser aus Ostindien gebrachten Thiere, und konte, vermittelst des Vergrösserungsglases, auf jeder Seite desselben, bey der Spitze eine lange Spalte wahrnehmen, die Leeuwenhoek abgebildet, und worauf er auch das Gift tröpfeln gesehen hat. Wenn man dieses Insekt in einen Zirkel glüender Kohlen einschliesset, und es nicht entfliehen kan, so soll es sich zwey oder dreymal in den Rücken stechen und sogleich sterben. Dieser Selbstmörder entscheidet die Streitigkeit, ob giftige Thiere von einerley Gattung einander umbringen. Und man hat angemerkt, daß zween Scorpionen, die in ein Glas gesetzt worden, mit einander gekämpft haben, und daß der getödtete von dem andern gefressen worden. Wie das Gift der wirksamste Theil der Nahrungssäfte der Vipern ist; so ist es auch des Scorpions seines, welcher hauptsächlich von Heuschrecken u. s. f. lebet.

D. Hooke hat den Mechanismus des Stachels einer Biene sehr genau beschrieben. Man kan zuweilen mit den blossen Augen sehen, wie sie das Gift ausschüttet; und durch das Vergrösserungsglas konte der Verfasser viele darinnen schwim-

mende

mende Salztheilgen entdecken. Wir treffen so gar in den Vegetabilien etwas diesem ähnliches an; indem Hooke gezeiget hat, daß die Spitzen der Nesseln eben, wenn sie in die Haut stechen, einen giftigen Saft in die Wunde flössen. Zur Cur der Bisse und Stiche nicht nur der angeführten Insekten, sondern auch anderer, als der Hornissen, Wespen, M[illegible]en u. s. f. preiset der Verfasser die Aussaugung des giftigen Tropfens, und ein Pflaster von Brod und Milch an.

Der zweyte Versuch unterrichtet den Leser von der Tarantul. Die Symptomen von dem Bisse derselben sind so seltsam, daß einige an der ganzen Sache gezweifelt haben. Arme, die gemeiniglich in dieses Unglück gerathen, und oft deswegen Allmosen bekommen, könten zur Verstellung verleitet werden. Ueberdis sind die Mutterbeschwerungen in dem Lande der Tarantul mit gleichen Erscheinungen verbunden. Allein, obwohl solchergestalt Betrügereyen statt haben, so würde man doch nicht eine Krankheit vorgeben, welche gar keinen Grund in der Natur hätte. Baglivi, ein Landeseingeborner, würde auch keine Abhandlung von dieser Materie geschrieben haben, wenn er nicht von der Wirksamkeit eines solchen Gifts überzeugt gewesen wäre. Zu dem hat Ludwig Valetta aus Apulien die Einwendungen derer Zweifler beantwortet; des Zeugnisses des Herrn Boyle nicht zu gedenken.

Die

Die Tarantul ist eine Spinne in Apulien, welche acht Augen hat und Gewebe spinnt. Sie hat acht Beine, viere auf ieder Seite, und in ieden drey Gelenke, aus dem Maule gehen zwo Spitzen die wie eine krumme Zange, oder wie Krebsscheeren aussehen: diese sind dichte und sehr scharf, daß sie leicht in die Haut stechen können. Zwischen diesen und den Vorderbeinen sitzen [illegible] kleine Hörner, welche mit denen Fühlern der Fliegen überein zu kommen scheinen; weil die Tarantul eben wie diese solche hurtig bewegt, wenn sie sich ihrem Raube nähert. Sie pflanzet ihre Gattung durch gelegte Eyer fort, deren man in einem zerlegten Weiblein oft hundert oder mehrere antrift: und diese werden theils durch die Wärme der Mutter, theils durch der Sonne ihre binnen zwanzig oder dreyßig Tagen ausgebrütet. In den Sommermonaten, insonderheit bey der grösten Hitze, beisset die im Getreide kriechende Tarantul, die Mäder und Vorbeygehenden: im Winter versteckt sie sich in Löcher, und zu solcher Zeit hat ihr Bis keine schlimme Folgen. Wenn aber solcher in heissem Wetter geschehen, so verliert der verlezte Theil geschwind seine Farbe, und bekömmt einen bleyfarbigen schwarzen oder gelblichten Kreis, nebst einer Entzündungsgeschwulst. Der Kranke verfällt binnen wenig Stunden in Uebelkeit, holt schwer Athem, wird durchgängig matt, und zittert zuweilen, und wird von einer Kopfschwäche angegriffen: erkundigt man sich nach seinem Zustande, so antwortet er entweder nicht, oder weiset mit

kläglicher Stimme und traurigen Blicke auf seine Brust. Hierbey verschaffen alle giftdämpfende und herzstärkende Arzeneyen keinen Nutzen; denn der Kranke wird, ihres wiederholten Gebrauchs ungeachtet, immer schwermüthiger, und auf eine seltsame Weise furchtsam, bis er in kurzer Zeit stirbt; woferne man nicht zur Musik Zuflucht nimmt. Bey dem ersten Klange derselben fangen die Kranken an, ob sie gleich, wie vom Schlage gerührt, darnieder liegen, nach und nach Hände und Füsse zu bewegen; bis sie sich endlich aufraffen, und mit wunderbarer Munterkeit einen drey- oder vierstündigen Tanz eröfnen: sodann werden sie ins Bette gebracht, erholen sich in kurzer Zeit vom Schweisse, und wiederholen den Tanz mit der vorigen Heftigkeit; werden auch davon nicht matt, sondern stärker. Dieses dauert drey oder vier Tage. Binnen dieser Zeit verlassen sie insgemein ihre Symptomen völlig, die sie aber um eben diese Zeit in dem nächsten Jahre angreifen; und wenn sie nicht diesen Rückfall durch Musik verhindern, so verfallen sie in Gelbsucht, Mattigkeit u. d. Krankheiten, welche zulezt unheilbar werden. Die Gattungen der heilenden Musik sind verschieden. Einige Kranke werden durch eine Pfeife, andere durch eine Pauke, andere durch eine Harfe u. s. f. ermuntert; so, daß die Musikverständigen zuweilen unterschiedene Versuche machen, ehe sie ihre Kunst nach dem Gifte einrichten können: doch ist es etwas gewisses und beständiges, daß alle die hurtigsten und lebhaftesten Töne nöthig haben, und

durch keine langsame u. schläfrige Harmonie beweg werden. Unter dem Tanzen verliehren die Kranken einigermassen den Gebrauch ihres völligen Verstandes, machen, wie Betrunkene, lächerliche Possen, stossen unverschämte Reden aus, und spielen gerne mit rothen Tüchern u. s. f. können aber nichts schwarzes sehen. Der Verfasser macht hier eine Ausschweifung, um die Natur des Tarantulgifts aufzuklären, welche die Hitze in Apulien, und das daher entspringende trockne Temperament, und die Geneigtheit zu Entzündungs- und Schwermuths-krankheiten der Einwohner betrift, und verknüpft damit eine allgemeine Anmerkung über den Wahnwitz. Die meisten Symptomen, der von der Tarantul gebissenen sind, ehe sie wahnwitzig werden, mit den auf den Viperbis folgenden einerley. Wie die gemeine Spinne mit ihrer Zange in das Fleisch sticht, und zugleich aus ihrem Rüssel ein flüssiges Gift in die Wunde flösst; so bahnen auch die ähnlichen Scheeren der Tarantul einem durchdringenden, aus eben einem solchen Theile ausgespriztes Safte, den Weg. Diese brennende Tropfen bringt den Nervensaft in eine Gährung, der ein Fieber folgt: die Absonderung dieser Flüssigkeit in dem Gehirne, und folglich ihre Ableitung in die Organa ist unordentlich: die auf die so sehr entzündeten Geister von äusserlichen Vorwürfen geschehenen Eindrücke greifen gar zu empfindlich an; und es werden, in einem solchen gestörten Zustande der Oekonomie, der Seele Bilder vorgestellet, welche gleichförmige oder unregelmässige Bewegungen

gungen in dem Körper hervorbringen. Diese Vorstellungen und Wirkungen richten sich insgemein nach dem Temperament des Kranken; und die Geister werden zu denjenigen Theilen getrieben, nach welchen sie beym gesunden Zustande am öftersten gerichtet worden. Diese Theorie wird wahrscheinlich werden, wenn man erwegt, daß Baglivi, als er ein von einer Taruntul getödtetes Kaninchen zerlegt, und das Gehirn bey dem Ursprunge der Nerven leicht entzündet, und hin und wieder schwarzgelbe Flecken, nebst vielem ausgetretenen Salzwasser gefunden: welches insgemein die Wirkung des durch einen Fehler in der Abscheidung des Nervensafts gehemmten Kreislaufs des Bluts ist. Das Auffahren der Kranken bey dem Klange eines Instruments, gehöret zu ihren übrigen Handlungen; denn da iedes äusserliche Ding gar zu stark in ihre in Unordnung gebrachte Flüssigkeit wirket; so pflegen auch Töne, die vormals zum Tanze getrieben haben, iezt dazu mit Ungestüm zu reizen. Der daraus entspringende Nutzen bestehet darin, daß die häufigen Schweisse, welche von der Bewegung der Gliedmassen erregt worden, durch Abführung der Entzündungstheilgen das in den Lebensgeistern erweckte Fieber dämpfen. Vielleicht kan man auch etwas der bestimmten Kraft und besondern Modulation der zitternden Stösse der Luft zuschreiben, die von den musikalischen Saiten in den elastischen Fasern des Gehirns veranlasset worden. Denn auf contractilische Körper kan ein gewisser Grad von Bewegung in der

umgebenden Flüssigkeit wirken, obwohl ein grösserer anders eingerichteter Grad gar keine solche Wirkung thun kan. Herr Mead sucht dieses durch den Versuch mit zwey musikalischen, gleich hoch gestimmten Instrumenten, da, wenn auf die Saiten des einen geschlagen wird, die darauf passenden des andern klingen, und durch die Ausfindung eines menschlichen Tons, wovon ein Weinglas zerplatzen mus, zu erläutern. Boyle erzählt von einem Ritter, den der Klang einer Sackpfeife den Harn zu lassen gezwungen. Hieraus lässet sich die Ursache begreifen, warum verschiedene Kranke eine ungleiche Art von Musik erfordern: weil nemlich einerley Vibrationen in ihre verschiedentlich gespannten Fasern nicht auf gleiche Weise wirken. Schon in den alten Zeiten ward die Musik zu arzeneyhaften Zwecken angewandt. Herr Mead meinet, die Geschichte des Königs Saul beweise den zeitigen Gebrauch derselben wider die Anfälle der Raserey. Galen rühmt von dem Aesculap, daß er die Gemüthsbewegungen durch Gesänge gedämpfet: dessen auch Pindar Meldung thut: und hieraus scheint der Begrif vom Bezaubern entstanden zu seyn. Nachdem Herr Mead noch einige Beweise von der den alten bekanten mechanischen Kraft der Musik angeführet hat, so sagt er, es sey nicht unwahrscheinlich, daß Pythagoras der Erfinder des Gebrauchs der Musik wider die Wirkungen des Tarantulbisses sey, da zumal Jamblichus melde, daß er Harmonien zur Heilung der Bisse erdacht habe.

Der

Der dritte Versuch handelt vom tollen Hunde. Die Wirkungen des Gifts vom Bisse des tollen Hundes äussern sich in verschiedenen Kranken auf eine so ungleiche Weise, daß die Beschreibungen derselben sehr von einander abweichen. Herr Mead leitet die seinige aus Beobachtungen her, die von einer beträchtlichen Anzahl Kranken genommen worden. Unter den Alten hat Cälius Aurelianus diese Krankheit am weitläuftigsten beschrieben; und die neuern Schriftsteller, die davon gehandelt haben, sind von Stalpart van der Wiel angezeigt worden. Die Bemerkung einiger seltsamen Erscheinungen bey ihrem Fortgange, die sich nur mit einer geringen Verschiedenheit bey allen Kranken äussern, können die Känntnis ihrer Natur nicht wenig aufklären. Alle Kranke haben dieses mit einander gemein, daß sie den Eindruck der Vorwürfe in die Sinne nicht gut vertragen können. Alles Fühlen ist schmerzhaft. Der Anblick eines weissen Dinges ist unerträglich u. s. f. auf gleiche Weise sind die innerlichen Membranen so empfindlich, daß sie ihr natürliches Gefühl nicht dulden können. Z. E. das Harnlassen erzeuget Schmerzen. In ihren Gesichtern äussern sich entweder Merkmale der Wuth oder der Traurigkeit. Vom Anfang bis zu Ende ihres Fiebers ist kein Schlaf vorhanden. Bey der Raserey ist die Stärke der Muskeln erstaunlich. Herr Mead hat einen Mann gesehen, der auf das Bette mit starken Seilen gebunden war, solche aber zerris und paralytisch starb. Vor dem Wasser hat der

Kranke anfänglich weder Furcht noch Ekel. Der Durst nöthigt ihn zu trinken zu verlangen; er erstaunet aber hernach, daß er kein Getränke zu sich nehmen kan, und verbittet solches nach mislungenen Versuchen gar. Allein, was ist die Ursache dieser sehr traurigen Vorfälle? Die Tollheit eines Hundes ist die Wirkung eines heftigen Fiebers, und dessen Gewisheit erhellet aus dem Bezeigen und der Zergliederung eines solchen Hundes. Kein Hund schwizet. Wenn folglich sein Blut in einer Gährung ist, so kan es sich nicht, wie bey andern Thieren, auf die Oberfläche des Körpers ausleeren. Demnach mus es viele salzige und wirksame Theilgen auf diejenigen Theile ausstossen, wo die beständigste und leichteste Abscheidung geschiehet: dergleichen sind aber die Speicheldrüsen. Aus diesem Grunde mus vielmehr Speichel bey einem Hunde, wenn er toll ist, als sonst, und zwar ein sehr schaumigter und mit hitzigen subtilen Thelen geschwängerter, abgesondert werden. Der Speichel ist einer von den am meisten gährhaften Säften in der Natur. Wenn solcher nun, indem er von den aus dem brausenden Blute empfangenen feurigen Salztheilgen angeschwollen ist, durch eine Wunde mit dem Nervensafte in einem andern Thiere vermischt wird, so kan er als ein Gährungsmittel diesen in heftige Bewegungen setzen, woraus alle Wirkungen einer unterbrochenen Abscheidung in dem Gehirne und eines gestörten Kreislaufs des Bluts, ein mit Wahnwitz verbundenes Fieber, Verzuckungen u. s. f.

folgen

folgen werden. Daß der Wahnwitz zuweilen mit Raserey, hingegen zuweilen mit Melancholie vergesellschaftet ist, rühret von dem Temperament des Kranken her; gleichwie die Wirkungen der Trunkenheit bey verschiedenen Menschen einander unähnlich sind. Aber die Wasserscheu ist kein Stück dieses Wahnwitzes, weil sie nur aus der Unmöglichkeit flüssige Sachen hinunter zu bringen entstehet; indem bey dem obgedachten Fieber, welches krampfartig ist, die zum Schlingen nothwendigen Muscеln verzuckt werden. Man hat überdis die Wasserscheu auch in andern Krankheiten wahrgenommen, und Herr Mead hat sie bey einer heftigen hysterischen Krankheit angemerkt; hingegen ist sie zuweilen auf den Bis des tollen Hundes, ungeachtet sich alle übrige gewöhnliche Symptomen, geäussert haben, gar nicht gefolget. Die Wasserscheu ist demnach blos eine in einem Ort verknüpfte Verzuckung, welche, wenn der durchgängige fieberhafte Angrif an dem Nervengebäude den höchsten Gipfel erreicht hat, selten abwesend ist. Nichts scheint wunderbarer zu seyn, als daß das diese Krankheit erzeugende Gift so lange in dem Körper verborgen ist, ehe es sich äussert. Aber wenn der giftige Speichel in den Nervensaft als ein Gährungsmittel wirket, so lässet es sich begreifen, daß solcher, ehe er merklich wirken kan, eine Veränderung in den festen Fasern des Gehirns verursachen mus, indem er vielleicht eine widernatürliche Spannung und Trockenheit der nervigten Häute erzeugt. Dieses wird in un-

 gleichen

gleichen Körpern in einem unterschiedenen Zeitraume geschehen: und wenn dieses Gährungsmittel schwach, und die Leibesbeschaffenheit stark ist, so kan kein merklicher Schaden erfolgen, bis eine zufällige Veränderung in dem Körper ihm eine neue Kraft giebt. Nicht weniger kan es seltsam scheinen, daß ein seiner Kraft nach so unterschiedenes, und durch so viele Umstände veränderliches Gift in einigen Körpern Symptomen von einerley verzuckender Art, jedoch nicht in einem solchen Grade, daß das Schlingen dadurch gehindert wird, und noch dazu blos zu besondern Zeiten hervorbringen soll. Z. E. eine Dame ward von einen tollen Hunde in den Zeigefinger gebissen; eine Minute darauf fühlte sie in diesem Theile einen Schmerz, welcher bis in die Schulter fuhr, und für ein Reissen gehalten wurde. Solcher kam alle Monate einen Tag vor dem Vollmonde wieder, und daurete insgemein drey Tage. Nach funfzehen Monaten verfiel sie in die Wasserscheu, und starb den dritten Tag. Ihre Freunde besannen sich sodann, daß der Bis so lange vorher geschehen war. Herr Mead beruft sich hierbey auf den Einflus des Monds, von dessen Wirkungen er in seiner Schrift de imperio Solis ac Lunae gehandelt hat. Er kommt sodann auf die Heilung, oder zu den Mitteln die Wirkungen dieses Gifts zu verhindern. Wir übergehen seine Beurtheilung der Vorschriften anderer Aerzte, und begnügen uns an der Anzeige seiner eigenen Methode. Er versichert, daß er solche niemals ohne

Erfolg

Erfolg gesehen habe, wenn sie vor dem Anfange der Wasserscheu beobachtet worden, es möge nun eine äusserliche Beschäftigung mit der Wunde nach dem Bisse vorher vorgenommen worden seyn oder nicht, ob er wohl eine kleine Erweiterung der Wunde und einen schicklichen Verband derselben billigt. Sie ist diese: Dem Kranken werden aus dem Arm neun oder zehn Unzen Blut abgezapft, und man nimmt eine halbe Unze von gereinigten, getrockneten und zerpülverten aschfarbigen Erdleberkraut (lichen cinereus terrestris) nebst zwey Drachmen gestossenen schwarzen Pfeffer. Dieses Pulver wird in vier Doses getheilet, wovon täglich eine früh nüchtern, vier Morgen nach einander in einer halben Pinte Kuhmilch genommen werden mus. Hierauf mus der Kranke einen Monat alle Morgen in ein kaltes Bad gehen, es mag nun solches in einen Brunnen oder Flusse bestehen, und ganz eingetaucht seyn, allein darinnen, wenn das Wasser sehr kalt, mit hervorragenden Kopfe nicht länger als eine halbe Minute bleiben. Sodann mus er noch vierzehn Tage wöchentlich dreymal hineingehen. Es wird zugleich das Lichen beschrieben, und unter die harntreibenden Mittel gezälet. Ray hat zuerst davon eine deutliche, Dillenius aber eine genauere Nachricht gegeben, und solches in die Classe der Mosse gesetzt; wiewohl Herr Mead diese Pflanze zu einer Mittelsubstanz zwischen dem Schwamm und dem Mos machet. Die hier beschriebene Weise des kalten Badens hat der Verfasser zuerst angegeben. Die Alten

brauchten es nicht eher als bis sich die Wasserscheu äusserte; und die Gewohnheit, da man den Kranken, so bald es seyn kan, zu dem nächsten Salzwasser schickt, und darinnen drey oder vier mal ganz eintaucht, kan nicht viel zur Verhütung einer Krankheit helfen, die ohngefähr einen Monat nach dem Bisse ausbricht. Der Druck des Wassers auf der Oberfläche des Körpers, und die Zusammenziehung der Hautfassern und Röhrgen durch die Kälte, thun die gute Wirkung. Die Ausdehnung der Gefässe von den gährenden Säften wird hierdurch gehemmet, und der Abflus des Harns auf so viele Tage befördert, daß alle Gefahr wegen eines Nervenfiebers, als der Folge des eingeflösseten Gifts verschwindet. Und wollte man glauben, daß das Salzwasser mehr drücken würde, als das süsse Wasser; so kan dieser Unterschied bey zwey oder drey Eintauchungen nur geringe seyn, und wird durch die Kälte der Brunnen, die der See ihre übertrift, ersetzet. Herr Mead schildert hernach die Untertauchung der Alten, erzählt die Heilung eines Wahnwitzigen durch Untertauchung in süsses Wasser, und nimmt daher Gelegenheit, die Versuche scheinbare Ertrunkene wieder zu beleben, anzupreisen. Uebrigens gestehet er, daß er alle übrige der Wasserscheu entgegengesetzte Heilungsarten vergeblich versucht habe; und ob er gleich zuweilen den Kranken dahin gebracht, daß er ungehindert trinken können; so sey er doch binnen vier und zwanzig Stunden mit einem Fieber und mit Verzuckungen gestorben. Jedoch räth

räth er, bey den schlimmsten Umständen zulezt nichts zu unterlassen: weil etwas bey einem Kranken einen guten Erfolg haben könte, welchen es bey hundert andern nicht gehabt hätte; und beruft sich hierbey auf einen glücklichen Versuch, wovon ihm Boerhave Nachricht gegeben hat.

Der vierte Versuch enthält eine Nachricht von giftigen Mineralien und Pflanzen. Diese Gifte sind von den thierischen hauptsächlich darinnen unterschieden, daß sie den Magen und die Därme verwunden. Unter sich kommen sie in ihren vornehmsten Wirkungen überein, iedoch sind die mineralischen die heftigsten, weil die grössere Schwere und Dichtheit ihrer Theile ihnen eine Kraft mittheilet, welche die Schädlichkeit der vegetabilischen Säfte übersteiget. Denn giftige Pflanzen schaden einigen Thieren gar nicht, oder sind ihnen nützlich, und geben ihnen Nahrung, weil ihr Magen dergleichen ätzende Substanzen zertheilen kan, und ihr Blut den Zusatz solcher hitzigen Theilgen erfordert; da hingegen eine mineralische Bösartigkeit nicht bezwungen werden kan. Herr Mead beruft sich zuerst auf das sublimirte Quecksilber, welches nichts anders, als eine Mischung von Quecksilber und gemeinem Salze, ist. Die Wirkungen desselben sind heftige kneipende Schmerzen mit einem schleimigten und schaumigten Auswurfe durchbrochen, der zuweilen blutig ist, und von dergleichen Stühlen begleitet wird, unerträgliche Hitze und Durst nebst kaltem Schweisse, Zittern, Verzuckungen u. s. f. Er meint, es verdiene erwogen

zu

zu werden, daß aus so unschädlichen Ingredien-
zien, dergleichen das Salz und in vielen Krankhei-
ten das Quecksilber ist, eine so schädliche Zusam-
mensetzung entstehen kan, und macht überhaupt
hierbey einige Anmerkungen über den Gebrauch
des Quecksilbers. Die schädliche Eigenschaft des
sublimirten Quecksilbers leitet er von den Salz-
theilgen ab, und drückt sich folgendermassen aus:
Obgleich die zusammensetzenden Theile des Queck-
silbers durch das Feuer in so kleine Theilgen zer-
trieben worden, daß sie in Dämpfe aufgestiegen,
so sind sie doch noch immer dichte und schwere Kör-
per, und setzen sich leicht in die Zwischenräume
der salzigen Krystallen, die eine Gattung schnei-
dender Klingen sind; deren Kraft aber nicht durch-
dringend hätte seyn können, woferne nicht das
Quecksilber, ohne ihre Spitzen stumpf zu machen,
oder ihre Figur zu zerbrechen, ihnen nicht eine
Schwere zusetzte, und also zugleich ihre Wirkung
verstärkte, und ihre hurtige Auflösung durch die
Magensäfte hinderte: als welche nunmehro ihre
zusammensetzende Theile nicht trennen können, weil
die leeren Räume, in die sie dringen solten, be-
reits von den Quecksilberkügelgen eingenommen
worden. Diese Krystallen reizen den Nervensaft,
indem sie die Magenhäute verwunden, und ihren
natürlichen Schleim abkratzen: worauf Verzu-
ckungen u. s. f. folgen müssen; und da die Blutge-
fässe zugleich gestochen werden, so entstehet eine
Entzündung aller benachbarten Theile, und eine
Stockung des Bluts, worauf sich Geschwüre und
zuletzt

zuletzt Brandschäden zeigen. Herr Mead erkläret auch, wie es zugehet, daß das sublimirte Quecksilber durch eine wiederholte Sublimation in eine sichere, und in vielen Fällen trefliche Arzeney verwandelt werden kan; wobey er zugleich von der Vorzüglichkeit des innerlichen Gebrauchs der mercurialischen Zubereitungen handelt. Das zweyte giftige Mineral, welches Herr Mead betrachtet, ist das Arsenik. Er beschuldigt die Schriftsteller, daß sie das Arsenik der Alten von dem neuern nicht unterscheiden, und gründet seine Beschreibung insonderheit auf die Versuche des D. Hampe. Das Arsenik der Griechen war der Lateiner ihr Auripigmentum, und das, was wir Operment nennen. Man findet es in Griechenland und Hungarn, und es ist niemals mit einem andern Mineral vermischt. Es bestehet aus einem blätterichten Gewebe und enthält viel Schwefel: indem es entzündbar ist, und mit sublimirten Quecksilber vermischt, einen wahren Zinnober giebt. Sein Regulus wirkt nicht als ein starker Gift. Es ist nützlicher in der Malerey als in der Arzeneykunst; und diejenigen Schriftsteller, welche eine Verwandelung der Metalle glauben, suchen darinnen den Stof zum Goldmachen. Aber das neuere Arsenik ist dreyerley, nemlich das weisse, gelbe und rothe. Alle drey Gattungen sind gekünstelt, und höchst wahrscheinlicher Weise den Alten unbekant gewesen. Die erste Art wird aus Kobolt und Potasche bereitet. Sie lässet sich in Wasser auflösen, und man hat in ihren Crystallen metallische

Kügel-

Kügelgen, welche des Quecksilbers seinen gleich gesehen haben, durch das Vergrösserungsglas entdeckt. Welches dasjenige bekräftigt, was Kunkel sagt, daß ein grosser Theil des Arsenik aus Quecksilber bestehe: so, daß man solches als ein flüchtiges metallisches Salz beschreiben kan. Gelbes Arsenik wird durch Sublimirung des weissen, mit Beyfügung einigen Schwefels bereitet. Dieses ist glänzend, und einem metallischen gelben Glase ähnlich. Das rothe ist von dem gelben blos darinnen unterschieden, daß mehr Schwefel nebst einer besondern Art von rothen Kobolt, Kupfernickel genant, hinzugesetzt wird. Aus der Zusammensetzung dieses Minerals kan man die Art seiner tödtlichen Wirkung leichtlich verstehen; indem die metallischen Theilgen, welche dessen Regulus ausmachen, den Salzkörpergen, welche den Magen nebst den Därmen in einen solchen Grade verwunden, daß der Brand daraus entstehet, Nachdruck und Heftigkeit mittheilen. Herr Mead, der sich auf Wepfers Erzählungen beziehet, tadelt demnach diejenigen Schriftsteller, welche ein so anfressendes Mineral, als ein Angehenke wider die Pest gerühmet haben. Mit den beyden angeführten Giften haben alle übrige aus dem Mineralreiche einige Aehnlichkeit, und sind mehr oder weniger gefährlich, nachdem ihre Salze eine verschiedene Kraft von den metallischen Theilgen empfangen. Hiermit verbindet Herr Mead die Anmerkung, daß die Schmelzung des alten Bleyes, welches von den Salzen in der Luft eine fressende Eigenschaft

genschaft erhalten, den Bleygiessern gefährlicher als des neuen seine sey, wie er denn auch eines höchstflüchtigen Giftsafts Erwähnung thut, welche aus Salzen, die mit metallischen Körpern verbunden gewesen, bestanden.

Sodann gehet er zu den giftigen Pflanzen fort. Die merkwürdigsten darunter sind die Cicuta und das Aconitum. Die erstere ist zweyerley, nemlich der gemeine Schierling und die Cicuta aquatica. Was die alte, sonderlich die athenienſische Cicuta gewesen, ist unbekant. Vermuthlich ist es eine Zusammensetzung aus schmerzstillenden und ätzenden Mitteln gewesen. Die Cicuta aquatica ist wenigstens in unsern kalten Ländern viel heftiger als die andere. Die Wirkungen, welche der Genus ihrer Wurzel in Kindern hervorgebracht, waren, nach Wepfers Berichte, Schmerz und Hitze in dem Magen, schreckliche und mit dem Verluste des Verstandes verknüpfte Verzuckungen; Verdrehung der Augen; Bluten aus den Ohren; Verschliessungen der Kinnbacken; Bemühungen zum Brechen ohne Auswurf; Schlucken und Schwellen, und nach dem Tode ein Ausfliessen eines grünen Schaums aus dem Munde; welches auch vom Stalpart van der Wiel bekräftiget wird. Demnach bestehet diese Pflanze aus hitzigen scharfen und ätzenden Theilen; welche die nur gedachten Symptomen verursachen, indem sie die Säfte des Magens verdünnen, und dessen Nerven verletzen. Denn der Nervensaft wird von der Seele nach einer heftigen Reitzung in einer

Art

Art von Verwirrung gegen den angegriffenen Theil gerichtet, damit er die Ursache der unangenehmen Empfindungen fortschaffen soll: welches, wenn die Reizung nicht gar zu gros ist, durch die Zusammenziehung der Magenfasern und der Muskeln des Unterleibes, wodurch ein Brechen erreget wird, geschiehet. Allein, wenn das Kneipen unerträglich ist, so leiden die Fasern krampfigte Ziehungen, welche den Magenmund zusammenzwängen, daß die schädliche Materie nicht ausgestossen werden kan. Durch die Ansteckung des Nervensystems leidet plötzlich der ganze Körper; denn Blutgefässe werden durch die Heftigkeit der Verzuckungen zerrissen, und das Blut sucht sich einen Ansgang. Mit dem Aconitum ist es fast eben so beschaffen; wie die Versuche des Wepfer erhärten; wie denn überhaupt aus den übrigen Beobachtungen desselben erhellet, daß die giftigen Pflanzen, ob sie wohl durch eine besondere Kunst von einander unterschieden werden können, dennoch durch eine ähnliche Wirkung tödten. Hierauf erläutert Herr Mead die Ursache der Verschiedenheit der Symptomen, die aus vegetabilischen und mineralischen Giften entstehn; und hält die Gifte, womit die Landeseingebornen in Afrika und Indien so gut sollen umgehen können, daß sie dadurch in einer kurzen oder langen Zeit tödten, für Früchte oder verdeckte Säfte ätzender Pflanzen. Die gemeine Cur aller in den Magen gekommenen Gifte bestehet darinnen, daß sie wiederum, so bald

als

als es möglich ist, durch Brechen ausgeworfen, und die Häute gegen ihre stechende Schärfe verwahret werden. Das Trinken warmer Milch und süssen Mandelöls stimmt bey vegetabilischen Giften mit der ersten Absicht überein. Aber die andere erfordert bey mineralischen Giften eine andere Sorgfalt. Denn da ihre Kraft von der Verbindung metallischer Theilgen mit Salzkrystallen abhängt; so ist die Trennung derselben nothwendig. Dieses kan geschehen, wenn man viel Lauge trinket, die durch eine Auflösung vom Weinsalze im Wasser bereitet worden; welche Vermuthung Herr Mead auf einen Versuch gründet, den Kunkel äusserlich mit einem Kinde gemacht hat.

Der fünfte Versuch erkläret die Wirkung des Opium. Die Alten rechneten das Opium unter die Gifte, und gaben ihm die erste Stelle unter den unempfindlich machenden Mitteln. Herr Mead nennet die schlafmachende Kraft desselben eine von dessen Hauptkräften. Er sucht demnach seine Leser zu seinen Erklärungen durch eine Beschreibung des Unterschiedes zwischen einem wachenden und schlafenden Körper, und durch eine Betrachtung der Ursachen der angenehmen Empfindung und Schläfrigkeit nach dem Essen, vorzubereiten. Die Kräfte des Opium rühren von einem flüchtigen und alkalinischen, mit einer ölichten schweflichten Substanz genau vermischten Salze her. Wir erhalten von ihm, iedoch in einem höhern Grade, alle diejenigen Wirkungen, welche auf das angenehme in dem Magen von einer

mässigen Anfüllung entstandene Gefühl folgen. Denn keine Körper sind so geschickt unsere empfindlichen Häute auf eine angenehme Weise zu rühren, als diejenigen, welche aus flüchtigen Theilen bestehen, deren Wirksamkeit durch die Glätte anderer schlüpfrigmachender und ölichter gelindert worden: und die, indem sie die Säfte des Magens verdünnen, und ein Kützeln in der Nervenhaut erregen, eine angenehme Fülle verursachen, und die Seele mit Ideen der Zufriedenheit unterhalten. Solchergestalt kan man leicht erkennen, wovon der Mechanismus der übrigen Kräfte des Opium, als die Stillung der Schmerzen, die Hemmung unmässiger Ausleerungen u. s. f. abhänge; daß nemlich nicht nur die Seele, indem sie eine angenehme Empfindung annimmt, von einer widrigen abgekehret werde; sondern, daß auch, da jeder Schmerz mit einer Zusammenziehung des Theils verbunden ist, die von dem Opium verursachte Erschlaffung der Fasern die Gewalt der Reitzung aufhebe. Mit unmässigen Absonderungen ist auch meistentheils eine Reizung der Werkzeuge verbunden, durch deren Wegschaffung die Ausleerung gedämpft wird. Nun vermindert die verdickende Eigenschaft des Opium das zupfende Gefühl in den Häuten der Lunge, Eingeweide u. s. f. Folglich bleibt die scharfe Feuchtigkeit in grösserer Menge als zuvor darinnen, ehe sie so beschwerlich wird, daß sie fortgeschaffet werden mus: indem es eben so viel ist, als würde der Theil nicht gereizet, wenn das beschwerliche

Gefühl

Gefühl von der Seele nicht beobachtet wird. Alle diese Wirkungen werden durch die Vermischung der Theilgen des Opium mit dem Blute vermehret. Dieses wird verdünnet, und dessen Gefässe, insonderheit im Gehirne, werden ausgedehnet; und da solches die Kanälgen, wodurch der Nervensaft in die Theile fliesset, drücket, so wird der Einflus des leztern verringert. Hierauf gründet sich das schwere Athemholen bey denjenigen, die das Opium brauchen, indem dieses von der Verdünnung des Blutes in der Lunge untrennbar ist. Demnach hat die Wirkung des Opium mit anderer flüchtigen Geister ihrer eine grosse Gleichheit. Bey den Türken und Persern ist es nichts ungewöhnliches, daß sie ein oder zwey Drachmen Opium essen; und es erfolgt nichts anders als eine rechte Trunkenheit. Sie erlangen die Fertigkeit, viel zu vertragen, stufenweise, indem sie mit kleinen Dosen anfangen, und solche nach und nach erhöhen, gleichwie nach Galens Berichte ein athenienfisches Weib es nach und nach durch einen wiederholten Gebrauch dahin gebracht hat, daß sie ohne Schaden viel Cicuta geniessen können. Herr Mead tadelt hierbey die unrichtigen Methoden derjenigen Aerzte, welche durch das Opium solche Ausleerungen verstopfen, die keine krampfigten Ziehungen oder Reitzungen begleiten. Die Giftartigkeit desselben leitet er aus dem Gebrauche einer gar zu grossen Menge desselben ab: weil es in diesem Falle den Magen entzünden, und das Blut zu einem solchen Grade verdünnen

müsse, daß die Gefässe ihre Spannungskraft nicht wieder bekommen köuten; worauf apoplectische Symptomen u. d. folgten. Er beschreibet sodann einen Versuch, den er mit einem Hunde angestellet, und beschliesst diese Abhandlung mit der Anweisung, wie man die schädlichen Wirkungen des Opium heben soll. Er erkläret ausser dem Brechen, Aderlassen und Blasenziehen, saure Arzeneyen und laugenhaftige Salze für dazu taugliche Mittel.

Hierauf folgt ein Anhang vom Kirschlorbeerbaumwasser. Dieses ist das einfache von den Blättern des Laurocerasus, oder des Kirschlorbeerbaums destillirte Wasser: dessen schlimme Wirkungen erst vor einigen Jahren in Irrland, wo man öfters den Brandewein damit gefärbet hat, beobachtet worden. Es tödete nemlich ein geringer Theil desselben jähling zwo Weibspersonen. Die damit von einem dasigen gelehrten Arzte an Hunden unternommenen Versuche wurden in London mit gleichem tödtlichen Erfolge wiederholet. Alle Hunde verfielen sogleich in Taumeln und Verzuckung der Glieder, worauf augenblicklich eine vollkommene Lähmung folgte. Nach der Zerlegung derselben fand man in keiner inwendigen Haut eine Entzündung. Die Blutadern waren sehr voll und ausgedehnet, und das Blut war darinnen ungemein flüssig. D. Nicholls bereitete ein solches Wasser, welches viel stärker war, als es ordentlicher Weise zu seyn pfleget, indem er es zweymal von frischen Blät-

tern

kern destillirte. Dadurch bekam er ein Drachma schweres olivenfarbiges Oel, welches auf den Grund von drey Pinten Wasser fiel, aber durch öfteres Schütteln den leztern völlig wieder einverleibet ward. Zwo Unzen desselben tödeten einen mittelmässigen Hund, ehe noch eine halbe Minute verflos, und indem es durch die Kehle lief. Herr Mead sagt, nichts beweise überzeugender, als dieses Wasser, daß alle Gifte fürnemlich in den Nervensaft wirken, und sucht die Wirkung desselben aus seinen in der Einleitung angenommenen Muthmassungen von der Natur des ersten begreiflich zu machen. Die tödtende Kraft dieses Wassers schreibt er dessen übermässigen Sättigung mit dem schweren Oele zu. Sodann erzählet er, daß er einen dadurch gelähmten Hund mit ammoniacalischen Salzgeist wieder zurecht gebracht habe; und meint, daß dieses Gegengift wider aller Gifte, die ohne eine entzündende Eigenschaft unempfindlich machen, und die Bewegung des Nervensafts hindern, kräftig seyn werde. Zugleich verwirft er aus einer ähnlichen Ursache das von den Kernen schwarzer Kirschen abgezogene Wasser.

Der lezte Versuch handelt von giftigen Ausdünstungen aus der Erde und dergleichen Lüften und Wassern. Wenn die Schriftsteller die Art, wie schlimme Ausdünstungen tödten, erklären sollen, so schränken sie solche meistentheils auf einige Gifte ein, die durch ihren Eingang in den Magen schaden: und leiten die Bösartigkeit der Lüfte

aus ihrer Schwängerung mit arsenicalischen, mercurialischen und dergleichen Miasmen her, welche nothwendiger Weise die flüssigen und festen Theile verletzen müsten. Allein, dieses ist nicht in allen Fällen wahr. Denn es giebt tödtliche Ausdünstungen, die von den gedachten Giften abweichen, und die Substanz selbst, woraus sie kommen, ist unschädlich, ob sie auch gleich in den Magen aufgenommen wird. Die Lateiner nannten die giftigen Erddämpfe mephites. In den alten Zeiten waren viele Oerter deswegen berühmt; worunter insonderheit die Coryciſche Höle in Cilicien merkwürdig ist, welche in die Zeiten des Homer reicht. Es sind auch iezt dergleichen Dämpfe nicht seltsam; und ob sie gleich meistentheils in unterirdischen Plätzen angetroffen werden; so findet man sie doch auch auf der Oberfläche der Erde, absonderlich in Ländern, die viel Mineralien oder Feuer in sich schliessen, dergleichen Hungarn und Italien sind. Herr Mead hat die berühmte Dampfhöle la Grotta de' Cani, selbst besucht. Ob er sich wohl nicht erkühnt zu behaupten, daß ihre Tödtungsart sich auf jeden Erddampf deuten lasse, so scheint sie doch, wie er glaubt, bey den meisten statt zu haben: wo aber dieses nicht ist, so ist die einfache Schädlichkeit nur mit einer andern vergesellschaftet; und sodann werden einige ausserordentliche Symptomen oder Erscheinungen in den getödteten Thieren das hinzugekommene Gift entdecken. Die italiänische Höle tödtet nicht nur Hunde, sondern auch andere

andere Thiere. Carl der Achte von Frankreich beobachtete dieses von einem Esel; und zween Sclaven, welche der neapolitanische Vicekönig, D. Pietro di Toledo mit den Köpfen gegen die Erde halten lassen, haben gleichfalls das Leben eingebüsset. Aus dem Boden dieser kleinen Grotte, welche acht Fus hoch, zwölf lang und sechs breit ist, steigt ein dünner, subtiler und heisser Rauch auf, der einem scharfen Auge genugsam sichtbar ist, und einen an einander hängenden Dampf ausmachet, welcher die ganze Oberfläche des Bodens bedeckt; er zerstreuet sich aber nicht wie der Rauch in der Luft, sondern fället geschwind nach seinem Aufsteigen wieder zurück auf die Erde; indem die Farbe der Wände von der Grotte das Maas seines Aufsteigens ist: Denn so weit ist sie dunkelgrün, weiter hinauf siehet sie wie gemeine Erde aus, und solches beträgt zehn Zoll. Kein Thier wird verletzt, wenn dessen Kopf über das gedachte Merkzeichen gehalten wird. Welches aber mit dem Kopfe nicht darüber hinausreichet, verliehret sogleich alle Bewegung, fället als todt nieder, oder in eine Ohnmacht, die Gliedmassen werden verzuckt und zittern, und zuletzt bleibt nur ein schwaches Schlagen des Herzens und der Schlagadern übrig; welches auch bald gar aufhöret. Wird aber das Thier bey Zeiten herausgenommen, und an die freye Luft gelegt, so erholet es sich bald wieder; noch eher aber, wenn es in die benachbarte See geworfen wird, deren Kälte die Hautfasern zusammen ziehet, und den

Kreislauf des Bluts wieder herstellet. Alle Lichter verlöschen augenblicklich in diesem Dampfe. Kein Pistol gehet darinnen los. Wird ein Barometer dergestalt in die Grotte gesetzt, daß der Dampf des Stagnum ganz bedeckt, so pflegt das Qveksilber weder anders zu fallen noch zu steigen, als in der äussern Luft. Hier kan man kein eigentliches Gift vermuthen: denn sonst würde das aus der Grotte genommene Thier sich nicht sogleich, ohne einige Aeusserung solcher Symptomen, die aus einer mit ätzenden Dünsten geschwängerten eingeathmeten Luft entstehen, erholen; und dergleichen Dünste würden die Luft in dem obern Theile der Höle anstecken, die doch rein und zum Athemholen bequem ist. Herr Mead behauptet folglich, daß man den doppelten Nutzen des Athenholens, als wodurch das Blut in der Lunge von der Luft zerrieben, und mit etwas zum Leben Nothwendigen versehen werden könne, zu Hülfe nehmen müsse, wenn man die tödtliche Kraft dieses Dampfs verstehen wolle. Er beruft sich hierbey auf seine Abhandlung von der Pest, worinnen er erwiesen, daß eine belebende Materie aus der Luft in das Blut durch den Athem komme; und schliesset, daß in diesem Dampfe eine Eigenschaft stecke, welche in der Lunge die Luft hindere, dem Blute den belebenden Geist mitzutheilen. Die Erde, von welcher der Dampf aufsteigt, hat eine grünliche Farbe und säuerlichen Geschmack, so des Vitriolphlegma seinem sehr gleichet; folglich kan dieser Dampf ein fetter vitriolartiger, und von

einer unterirdischen Wärme aufgetriebener Dampf genannt werden. Es ist zur Aufblasung der Lungenbläsgen und den darauf folgenden Eintritt der subtilen Materie aus der Luft in das Blut nothwendig, daß der Nervensaft ungehindert eindringen kan: folglich ist es höchst wahrscheinlich, daß die gedachten vitriolartigen Theilgen eine zurückstossende Kraft in die elastische Materie dieses Safts äussern, wodurch die Fasergen, in die er gehen sollte, gänzlich erschlaffen, und ihre Kraft verliehren. Es darf auch nicht seltsam scheinen, daß die Lebensgeister, vermittelst einer schweren Flüssigkeit, so jähling gehemmet werden sollen; indem ihre Bewegung durch flüchtige an die Nase gehaltene Salze augenblicklich wieder hergestellet wird; welche aber allezeit alkalinisch, d. i. von einer den vitriolartigen oder sauren Geistern entgegengesetzten Natur sind. So sind auch die Lungenbläsgen der in der Grotte getödteten Frösche eingesunken, und von Luft ganz leer, wodurch dieser Schlus bestätigt wird. Verlangt man einen weitern Beweis, so kan man Antimonium, Wismuth, oder ein anderes dergleichen Mineral in zarten Pulver zerstossen, und mit aqua fortis, oder Salpetergeist anfeuchten; und es wird eine grosse Hitze mit einem schwarzen dicken Rauche entstehen, worinnen ebenfalls Kerzen verlöschen, und Thiere, wiewohl langsam, ersticken. Die tödtlichen Wirkungen der unterirdischen Dämpfe in Minen, Brunnen und dergleichen verschlossenen Plätzen, wie auch die Dünste von eingesperr-

 ten

ten Holzkohlen können eben auf diese Weise erkläret werden; indem solche insgemein saure Ausdünstungen aus mineralischen Substanzen sind. Herr Mead mischt sodann eine Betrachtung über die dampfartige Veränderung der gemeinen Luft ein, welche aus zu starker Hitze, und einer damit verbundenen, gar zu grossen Menge wässeriger und anderer grober Theilgen entstehen, und die Ursache durchgängiger Krankheiten, insonderheit derjenigen, welche wegen ihrer schlimmen Symptomen bösartige heissen, seyn kan. Zuletzt fället er sein Urtheil von dem Wasser. Da dieses das Vehiculum unsrer ganzen Nahrung ist, so mus es, wenn es andere Eigenschaften als diejenigen, welche es hierzu geschickt machen, hat, auch andrer Eindrücke bey seinem Durchgange in den Körper machen. Weil ein Theil von Paris aus Arcueil mit Wasser versorgt wird, dieses aber von Steintheilgen so voll ist, daß die Röhren, wodurch es läuft, davon überzogen werden, so sind die Einwohner hier mehr als an andern Orten dem Blasensteine ausgesetzt. Auf gleiche Weise werden die groben Theilgen, womit das Wasser gesättigt ist, als metallische, salzige u. s. f. nachdem ihre Schwere und die Weite der Kanäle, nebst andern dergleichen Umständen, beschaffen ist, in dem thierischen Körper nach den Gesetzen der Bewegung hier und da bey dem Kreislaufe abgesetzet. So erweitern die mineralischen Körper, und nitrösen Salze des Schmerwassers auf den Alpen die Halsdrüsen. Deswegen

gen wählten die Alten das Trinkwasser durchs Gewichte, und gaben den leichtesten den Vorzug. In den giftigen Quellen sind die ätzenden Körper= gen mit dem Wasser vermischt, und dringen ver= mittelst desselben desto tiefer in den thierischen Körper. Daher hat man arsenikalische und Brunnen. Einige Veränderungen in dem Was= ser sind zwar nicht eigentlich giftartig, haben aber doch schädliche Wirkungen; hieher gehöret der Misbrauch, daß man stillestehende unreine Brun= nenwasser zum Bierbrauen und zur Bereitung anderer Getränke nimmt. Der Scharbock ist zu allen Zeiten und an allen Orten von dem Gebrauche solcher Wasser hergeleitet worden, und ein neuer Schriftsteller, der die thonich= ten Erdschichten um London, Paris und Am= sterdam mit einander vergleicht, zeiget, daß diese Krankheit, da, wo das Wasser das schlimmste ist, am meisten ausbreche, indem das durch einen thonichten Boden laufende Wasser an groben Theilgen und metallischen Salzen einen Ueberflus hat, die nach D. Listers Anmerkung in dem menschlichen Kör= per nicht überwältigt werden könnnen, oder unverdaulich sind, und folglich darinnen aller= hand Schaden anrichten müssen. Schon Plinius hat die Verwerflichkeit derjenigen Wasser, welche beym Kochen die Wände der Gefässe übertünchen, berühret: aber eben dieses thun unsere Brunnenwasser, wie die

Thee=

Theekessel beweisen. Hippokrates hat nicht nur die Krankheiten, sondern auch das Temperament verschiedener Völker aus dem Unterschiede ihrer Luft und ihrer Wasser grossen Theils erkläret. Die zwey letzten Kupfertafeln dieses Buchs erläutern die Nachrichten von der Scolopendra, dem Scorpion, der Tarantul und dem Lichen.

III.

Pious Memorials; Or, the Power of Religion upon the Mind in Sickness and at Death &c. By the late Mr. Richard Burnham. London 1754. 8vo.

Diese frommen Nachrichten enthalten nichts als Beyspiele sowohl von Personen geistlichen Standes, als auch anderer vom erhabenen Range, über deren Gemüther die Religion in Krankheiten und im Tode ihre Macht gezeiget hat. Herr Hervey, der unsern Lesern wegen seiner Betrachtungen auf eine sehr vortheilhafte Art bekant seyn wird, hat in der Vorrede allen Lesern dieses Buch empfohlen. Wir wollen das vornehmste aus derselben anführen, ehe wir zu dem Buche selbst kommen. Die Vortreflichkeit der christlichen Religion für allen andern Religionen ist oft mit aller Stärke der Vernunft bewiesen, und mit allem Schmucke der Beredsamkeit vorgetragen worden. Diese Nachrichten aber enthalten einen neuen Beweis von dieser höchstwichtigen Wahrheit; einen Beweis nach eines iedweden Fähigkeit, und der von derjenigen Scene unsers Lebens hergenommen ist, in der ein jeder auftreten mus. Wenn nichts stärker auf das Gemüthe der Menschen wirket, als Beyspiele, was werden nicht gesammelte Nachrichten von solchen Personen ausrichten, die, nach einem Le-

ben

ben von exemplarischer Gottesfurcht, und von erhabner Tugend, noch sterbend die Vortreflichkeit des Evangeliums, und die Annehmlichkeiten der Religion bezeugen; Personen, die nach den Ländern, Würden und Zeiten verschieden sind; Personen in den schrecklichsten Augenblicken ihres Lebens, wo Heucheley die Maske fallen lässt, wo weltliche Absichten ihr Gewichte verliehren: alle diese vereinigen sich in einerley Gesinnung; alle setzen ihr Vertrauen auf einen grossen Mittler. Sollte eine solche Sammlung nicht von dem grössten Nutzen seyn? Hervey hat sich oft gewundert, daß noch niemand diese Materie berühret habe. Er hat sich aber sehr erfreuet, daß Addison ihm in seiner Meinung zuvorgekommen ist. Dieser sagt: (*) „Nichts in der Historie ist geschickter den Leser zu verbessern, als die Erzählung von dem Tode grosser Männer, und von ihrem Verhalten bey dieser fürchterlichen Gelegenheit.„ Diese Sammlung enthält nichts als wahre und genaue Erzählungen von dieser Art. Sie sind mit eben den Worten des Verfassers, aus denen sie genommen sind, vorgetragen. Die Verschiedenheit der Schreibart wird dem Leser nicht wenig unterhalten und vergnügen. „Die „Beyspiele selbst zeigen keine romanhafte Unempfindlichkeit der Stoiker, keine unvernünftige „Kühnheit der Sceptiker, keine unanständige „Leichtsinnigkeit eines Petronius, keine mitlei- „dens-

(*) Zuschauer Th. 4. St. 289.

„denswürdige Ungewisheit eines Sokrates, son-
„dern alle entdecken wahren Muth, vernünftige
„Zufriedenheit, und wohlgegründete Hofnung.„
Sie können den Dienern des Evangeliums bey
ihren Arbeiten grossen Nutzen schaffen. Christen
von starkem und schwachem Glauben, finden hier
Nahrung. Auch Ungläubige, wenn sie diese Bey-
spiele etwan lesen, werden sie bewundern. Weil
es ein allgemeines Gesetz ist, daß alle sterben müs-
sen, so gehöret auch der Inhalt dieses Buches für
alle. Nirgends sind die schönen Verse des
Virgils

Felix, qui potuit rerum cognoscere caussas
Atque *metus omnes*, & *inexorabile fatum*,
Subiecit pedibus, *strepitumque Acherontis* auari
Georg. L. II.

besser erkläret, und ihre wahre Bedeutung durch
mehr Exempel bestätiget worden, als in diesen
Nachrichten. Die Freundschaft des Herrn Her-
vey gegen den verstorbenen Verfasser, (denn
er hat diese Nachrichten erst auf seinem Sterbe-
bette gesammlet,) und gegen seine unglückliche Witt-
we; die christliche Liebe gegen seine Nebenmen-
schen; das Verlangen, gegen das Publicum seine
Dankbarkeit zu bezeigen, sind die Ursachen gewe-
sen, warum er seine Empfehlung dieser Schrift
vorgesetzet hat.

Wir wollen den Leser nunmehro in den Stand
setzen, daß er selbst urtheilen kan, ob diese Nach-
richten die Empfehlung des Herrn Hervey ganz
verdie-

verdienen, oder nur zum Theil. Wir wollen erst alle diejenigen nennen, die der Verfasser zu Beyspielen anführet, und alsdenn etliche Nachrichten unsern Lesern ganz vorlegen. Diejenigen, von denen der Verfasser Nachrichten gesammlet hat, sind: Ignatius, Polycarpus, Prosper, der Schüler des Augustin, Fulgentius, Beda, Johann Huß, Hieronymus von Prag, Zwinglius, Oecolampadius, Thomas Bilney, Jacob Baniham, Thomas Cromwell, Graf von Essex, Leo Juda, Martin Bucer, Martin Luther, George Wisheart, Caspar Cruciger, Caspar Coligni, König Eduard der sechste, D. Rowland Taylor, D. Ridley, D. Hugh Latimer, Johann Philpot, Johann Hooper, Johann Bradford, Laurentius Saunders, D. Farrer, D. Thomas Cranmer, Philippus Melanchthon, Johann Calvin, Johann Jewel, Johann Knox, Johanna Königin von Navarra, Heinrich Bullinger, Eduard, Deering, Abraham Buchholtzer, Caspar Olevian, George Johnius, Willhelm Whitaker, Robert Rollock, Johann Holland, Catharine Brettergh, Theodor Beza, Broughton, Thomas Holland, Johann Jacob Grynäus, Johann Lord Harrington, Willhelm Bradschaw, Algerius, Robert Bruce, Willhelm Cowper, Johann Arndt, Philipp von Mornay, Johann Bruen, Richard Rothwel, D. Johann Preston, D. Thomas

Taylor,

Taylor, Franciscus Higginson, Johann Carter, Jana Ratcliffe, Jonathan Burr, Herring, Johann Dod, Thomas Shepard, Johann Cotton, Samuel Stene, Samuel Crook, D. Willhelm Gouge, Jeremias Whitaker, Thomas Gataker, Margaretha Ducke, Margaretha Corbet, Peacock, Henrich Alring, Thomas Hooker, D. Andreas Riwet, Elisabet Wilkinson, Witwe des D. Heinrich Wilkinson, Andreas Pern, D. Jacob Usher, Johann Janeway, Eduard Hopkins, D. Robert Harris, D. Peter du Moulin, der Marqvis von Argyle, Jacob Guthrie, Samuel Rutherford, Samuel Newmann, Hugh Mackail, Johann Wilson, Jonathan Mitchel, Samuel Mather, Carl Chancey, D. Thomas Goodwin, Johann Graf von Rochester, Heinrich Dorney, Homel, Thomas Shepard, Johann Elliot, Richard Baxter, Maria Delittle, Robert Fleming, Giles Firmin, Baily, Johann Baily, Wilhelm Burkitt, D. Philipp Jacob Spener, Johann Howe, Thomas Halyburton, Richard Taylor, Johann Terry, D. Cotton Mather, Housman, D. Isaac Watts. Dieses sind die Personen von denen Nachricht gegeben wird. Als ein Anhang stehen noch einige Nachrichten von dem Herrn Richard Burnham selbst. Nunmehro wollen wir dem Leser die Nachrichten, die wir bey unserm Verfasser von dem

Ignatius, und von dem ohnlängst verstorbenen D. Isaac Watts finden, ganz vorlegen.

Ignatius sahe Christum im Fleische; denn er war ohngefähr zwölf Jahr alt, da Christus gecreuziget wurde. — Er war Lehrer in der Gemeine zu Antiochien, und folgete gleich auf den Apostel Petrus.

Weil er die heidnische Abgötterey vor dem Trajanus so scharf angegriffen hatte, so wurde er zehen Soldaten übergeben, die ihn nach Rom führen sollten. — „Von Syrien, bis ich nach Rom „kam, sagte er, habe ich mit Thieren gestritten, „sowohl zu Wasser als zu Lande, bey Tag und „bey Nacht, denn ich war mitten unter zehen „grausamen Leoparden, (so nennete er die zehen „Soldaten, die ihn bewahrten) gebunden. Sie „wurden um so viel grausamer gegen mich, je„mehr sie Wohlthaten von mir erhielten. Ich „aber, an dieses höchst ungerechte Bezeigen nun„mehro gewöhnet, bin zugleich täglich mehr und „mehr unterrichtet worden, das Creuz zu tragen; „jedoch dadurch bin ich noch nicht gerechtfertiget. „Wenn ich nur schon zu den Thieren gekommen „wäre, die für mich aufbehalten sind; ich wün„sche, daß sie mit ihrer grösten Wuth auf mich „fallen möchten! Ich will sie auffodern zu ihrem „Endzwecke, damit sie mich ohne Verzug auf„fressen, und mich nicht etwan verschonen, wie „sie einige andere verschonet, und aus Furcht nicht „berühret haben; und sollten sie etwan allzuträge „seyn, so will ich sie nöthigen mich anzufallen.„

Ver-

Verschonet mich nicht, ich bitte euch: ich weis wohl, wie viel mir dieses Nutzen schaffen wird. Ich fange nunmehro an, ein Schüler meines Lehrers, Christus, zu seyn: — Ich achte nichts sichtbares, wenn ich nur Christum gewinne. —

„Lasst das Feuer, das Creuz, die Zerschmetterung meiner Gebeine, die Zerstümmelung meiner Glieder, die Zerstöhrung meines Körpers, und alle die Qualen, die nur ein Mensch, ja selbst der Teufel, erfinden kan, auf mich zufallen, wenn ich nur meinen Herrn, Jesus Christ, besitzen kan.„

Als sein Märtertod nahe war, sagte er: „Ich bin das Korn Gottes: wenn die wilden Bestien mich werden mit ihren Zähnen gemahlen haben, so werde ich sein weisses Brod seyn.„ Seine gewöhnlichen Worte waren: „Meine Liebe ist gecreuziget.„ Er zeigte dadurch entweder Christum an, den er liebte, oder auch daß seine Begierden der Welt gecreuziget wären, Gal. 6, 14.

Er sahe Christum nach seiner Auferstehung, wie er selbst in einer von seinen Episteln schreibet: „Wahrhaftig, saget er, ich sahe ihn nach seiner Auferstehung im Fleische, und ich glaube, daß er es ist.„

Sein Märtyrtod fällt in das eilfte Jahr der Regierung des Trajans, und in das hundert und siebente nach Christi Geburt. Bey dem Verfasser stehet das dritte, welches ohne Zweifel ein Druckfehler ist. Er geschahe zu Rom.

D. Isaac Watts ist einer von den vornehmsten

presbyterianischen Geistlichen gewesen. Seine Schriften sind in Deutschland bekant genung, und zeigen von seiner Frömmigkeit. Er hat sich besonders durch seine geistlichen Lieder um seine Gemeine verdient gemacht. Unser Verfasser giebt von ihm folgende Nachrichten: Er war zu Southampton den 17 Julius 1674. (*) von Aeltern geboren, die wegen der Religion ansehnlich, und wegen der Drangsalen, die sie unter der Regierung Carls des andern bey der Verfolgung der Dissenters ausgestanden hatten, sehr berühmt waren. Sein Gemüthe verrieth frühzeitig eine Begierde nach den Wissenschaften, und zeigte dadurch eine besondere Fähigkeit, und versprach einen grossen Nutzen der Zukunft. Er fieng sehr zeitig an die lateinische und griechische Sprache zu lernen, und er brachte es in kurzer Zeit sehr weit. Man nahm an ihm gar bald viele vortrefliche Eigenschaften, und eine vorzügliche und erhabene Frömmigkeit wahr. In seinem neunzehnten Jahre trat er in die Gesellschaft derjenigen Kirche, bey welcher sein würdiger Lehrer Prediger war. Nachdem er sein Studiren auf der Academie geendigt hatte, so wendete er noch zwey Jahre zu dem Lesen, zu Betrachtungen und zum Gebete an, um sich zu dem wichtigen Werke, wozu er sich selbst zu widmen willens war, recht würdig vorzubereiten. Er fieng an seinem Geburtstage 1698 an zu predigen: und im Jahre 1701 ward er zum Prediger

(*) Siehe die Leichenrede des D. Jennings.

ger beruffen. Ohnerachtet die damaligen Zeiten fürchterlich waren, so war er doch nicht furchtsam; er trat vielmehr seine Stelle voller Muth und Herzhaftigkeit an, und ward dazu den 18 März feyerlich ordiniret.

Allein, die Freude seiner Kirche, und zugleich seine eigne, ward bald darauf sehr verdunkelt. Eine hartnäckige Krankheit legte ihn nieder, und von dieser erholte er sich sehr langsam wieder. Nachdem seine Gesundheit zunahm, so erneuerte er seinen Fleis, um seine Pflicht zu erfüllen: und dieses that er auch zum grossen Vergnügen, und zu grosser Erbauung seiner Kirche. Um diese Zeit ohngefähr richtete er eine Gesellschaft aus jungen Gliedern seiner Kirche auf, die zum Gebet und zu gottseligen Unterredungen zusammen kamen. Dieser übergab er den Entwurf von dem vortreflichen Buche, das den Titel hat: *Eine Anweisung zum beten.* Ein edles Vorhaben, dessen Absicht war, das Leben und die Macht der wahrhaftigen Religion weiter auszubreiten! Nunmehro fuhr er in seinem angenehmen Werke mit grossem Fortgange fort, bis auf das Jahr 1712. in welchem ihn wieder ein heftiges Fieber überfiel, und seine öffentlichen Geschäfte bis auf das Jahr 1716 unterbrach. Von diesen Zeiten des Elends sagte er mit einer wahrhaftig erhabenen Seele, und mit dankbaren Herzen, und schämete sich nicht, es der Welt wissen zu lassen, — „daß zu der Zeit, da „das Leben und die Natur dahin gesunken, das „Christenthum und das Evangelium seine Stütze

„gewesen wäre. Mitten unter den heftigen
„Schmerzen meiner Krankheit, und den be-
„schwerlichen Monaten derselben, Gott sey Dank,
„habe ich niemals die Augen der Vernunft und
„der Religion verlohren, ob ich gleich manchmal
„sehr viel Mühe gehabt habe; die Maschine mei-
„nes Körpers in einer solchen Ordnung zu erhal-
„ten, damit ich entweder die Pflicht eines Men-
„schen oder eines Christen ausübete, besonders
„wenn ich meine Augen zuschlos, um den Schlaf
„und die Ruhe zu suchen, und nicht eher Hülfe
„hatte, wider die unordentliche Gährung natür-
„licher Säfte zu streiten. (*)„ Der göttliche
Friede des Gewissens, welchen er unter dieser
Versuchung genos, seine vernünftige und auf die
heilige Schrift gegründete Hofnung; sein Ver-
trauen auf die göttliche Güte, und zugleich sein
demüthiges Gebet zu Gott bey dieser Gelegenheit,
sind vortreflich schön in seiner Unterredung mit
sich selbst ausgedrückt. „Doch, gnädiger Gott,
„mitten unter diesen Stürmen der Natur sehen
„deine Augen eine sanfte und heilige Stille durch
„das Reich des Gewissens herrschen: alles in
„demselben liegt in Friede und Ruhe. Eine be-
„wunderungswürdige Gnade vertreibet deine
„Schrecken aus dieser demüthigen Brust, die,
„obgleich beflecket mit Sünden und Thorheiten,
„doch freudig ist in busfertigen Frieden und mu-
„thiger Hofnung, besprengt und beschützet von
„ver-

(*) Siehe seine Miscellaneous Thoughts, p. 172.

„versöhnendem Blute. Deine Kraft des Lebens
„lächelt mitten unter der Verwüstung, gleich
„himmlischen Sonnenstrahlen, verborgen hinter
„den Wolken, die aber in glücklichen Augenbli-
„cken hervorbrechen, und mit einer Menge von
„Glanz die Finsternis zertheilen: das angenehme
„himmlische Licht übergüldet die Schrecken des
„Sturms, und giebt dem Herzen die köstlichen
„Stärkungen.

„O herrlicher Trost eines unendlichen Elends,
„ein Gewissen und ein Gott! Ein Freund um
„sich, und ein besserer Freund in der Höhe! das
„ist der Fels meines starken Schutzes, das ist der
„Schild meiner sichern Vertheidigung wider die
„höllischen Pfeile. Erhebe dich, meine Seele,
„und ziehe deinen Muth an: Hier ist die leben-
„dige Quelle einer göttlich süssen und ewig neuen
„Freude, ein ruhiges Gewissen und ein lä-
„chelnder Himmel.

„Mein Gott, erlaube einem kriechenden Wur-
„me zu sagen, dein Geist weis, ich liebe dich.
„Armer, Elender sich zu unterstehen einen Gott
„zu lieben! Allein, Gnade verlangt es, und Gna-
„de nimmt es. Du siehest meine arbeitende
„Seele. So schwach mein Eifer ist, so ist mein
„Eifer doch wahrhaftig; er erduldet deinen prü-
„fenden Ofen. Göttliche Liebe zwinget mich;
„ich bin dein. Eine die Menschheit angenom-
„mene Liebe hat mich ergriffen, und hält mich in
„allmächtigen Armen: Hier ist meine Erlösung,
„meine ewige Hofnung. Mitten unter dem

„Elende einer Welt und sterblicher Menschen bin
„ich des Herrn, und er ist ewig mein. (*)„

Bey diesen merkwürdigen Zeiten eines siechen und elenden Lebens war die Macht der Religion an ihm recht augenscheinlich zu sehen. Und was für göttliche Wirkungen brachte nicht alsbald seine Wiedergenesung hervor? Wie sehr war nicht sein Herz mit Liebe zu Gott erfüllet? Und in was für einer nachdrücklichen Sprache entdeckte er nicht seine Seele!

„Allmächtige Macht, ich liebe dich: glückseli-
„ger Name, mein heilender Gott; und möchte
„mein innerliches Herz ewig dich lieben und an-
„beten! O es ist gut, demüthig an deinem heili-
„gen Throne zu warten, zu deinen Füssen zu be-
„ten, und deine finstern Blicke, und dein Schwei-
„gen mit einer gedultigen Seele zu ertragen.
„Die Hand der Barmherzigkeit ist nicht zu kurz
„zu helfen, noch ist das Ohr der himmlischen Er-
„barmung taub gegen das sterbliche Schreyen.
„Es bemerkete mein Aechzen, alle meine Seufzer,
„meine langen Klagen durch einen weisen, obgleich
„für den Leidenden sehr kummervollen Aufschub,
„und deine Hand brachte zur rechten Zeit die
„sehnlich gewünschte Erleichterung.„

Nach dieser göttlichen Begeisterung oder feyerlichen Danksagung gegen seinen allmächtigen Heiler; übergiebet seine Seele, auf das stärkste gerührt von der Barmherzigkeit die sie erhalten hatte,

(*) Siehe Miscell. p. 175.

hatte, den wiederhergestellten Körper, und wünschet, ihn als ein lebendiges und heiliges Opfer, das Gott von neuem gewidmet worden ist, darzustellen.

„Erhebet euch von meinem Lager, ihr ohnlängst kraftlosen Glieder, beweiset eure neue „Stärke, und zeiget die mit glücklichem Erfolge „begleitete Wissenschaft des göttlichen Arztes; „traget diesen wankenden Körper zu seiner heiligen „Wohnung: allda lasset mich, geehret mit „seiner Würde, mich niederwerfen vor seinen Füssen; „lasset mich verkündigen seine Gnade, verkündigen „Erlösung durch seinen sterbenden Sohn, „der sündigen Welt den Namen des Erlösers „sagen; dann steig, meine lobende Seele, mit „heiligen Gesängen zu seinem erhabenen Throne; „durchlaufet, meine besten Gesänge, die Gegenden „des Himmels, und schallet wieder, und indem „ihr die feyerlichen Wünsche meiner angstvollen „Stunden bezählet, so werden tausend „freundschaftliche Lippen das Lob unterstützen.„

„Jesus, grosser Beystand, dessen mitleidige „Augen meine lange Angst bemerkten, und die „mit schmerzendem Herzen und mächtiger Fürbitte „mein Elend und alle meine Seufzer vor dem „Vater — Gott verbreitete, unterstützet nunmehro „mein Lob; dein heiliger Weihrauch soll „alle meine Opfer der Freude heiligen; mache diese „Töne seinen Ohren angenehm. Mein Herz „und Leben, meine Lippen und jede Kraft schon „von der Hand des Todes ergriffen, widme ich

dem unsterblichen Geiste verlassen wurde. Und nach einem Leben von ganz vorzüglichen Diensten, sowohl gegen Gott, als auch gegen sein Zeitalter, entschlief er in Jesu den 25 November 1748. in dem 75. Jahre seines Alters.

Also starb einer von den grössesten und besten der Menschen; der wegen der Vorzüge seines Gemüthes, wegen der Reinigkeit seines Herzens, und wegen der Vortreflichkeit seines Lebens verehrungswürdig war.

Wir erinnern uns aus dem Bücherverzeichnisse voriger Michaelismesse eines Buches, das den Titel hatte: Biographia Piorum. Es scheinet einerley Absichten mit unsern frommen Nachrichten zu haben. Vielleicht machet der Verfasser der Biographie sich diese Nachrichten zu Nutze, wenn es seine Absicht leidet.

IV. Maxims,

IV.

Maxims, Characters, and Reflections critical, satyrical and moral, London 1756. 8.

Wir finden in diesem Werke scharfsinnige Maximen, meisterhaft ausgebildete Charakter, und lehrreiche Betrachtungen. Ueberall verräth der Verfasser eine nicht gemeine Käntnis der Menschen und ihrer Sitten; und seine Leser müssen es ihm Dank wissen, daß er ihnen seine Gedanken, die er in den stillen Stunden des Nachsinnens nur für sich aufgezeichnet hatte, mitzutheilen sich entschliessen wollen. Er gesteht zwar, daß er anfangs blos zu seinem eignen Vergnügen die Herausgabe seines Werks veranstaltet; er fügt aber hinzu, daß, wenn er das Glück hätte, Beyfall zu finden, sein zweytes Vergnügen grösser seyn würde, als sein erstes. Unsre Leser werden aus demjenigen, was wir ihnen aus diesem Buche mittheilen wollen, zu urtheilen im Stande seyn, ob der Verfasser den Weg verfehlt habe, sich dieses grössere Vergnügen zu verschaffen.

Unter den Maximen finden wir folgende:

Niemand ist durch einen andern mehr hintergangen worden, als durch sich selbst.

Die besten Köpfe können in Sachen, die vor die Gerichtsbarkeit des Herzens gehören, ein unrichtiges Urtheil fällen.

Der menschliche Verstand ist der Vater des Zweifels.

Die

Die Freude ist die Beschäftigung der Jugend und die Beschäftigung ist die Freude des Alters.

Derjenige mus gewis ein Thor seyn, den ich auch zu der Zeit dafür ansehe, da er mich lobt.

Viele Menschen werden von jedermann getadelt und doch von jedermann gesucht; andre werden von allen gepriesen, und doch von allen vermieden; könte man also nicht die Frage aufwerfen: ob es nicht wünschenswerther sey, getadelt, als gelobt zu werden?

Der Mensch, sagt man, ist ein vernünftiges Geschöpf; aber man solte lieber sagen, er ist ein Geschöpf, das fähig ist, vernünftig zu seyn, so wie man sagen kan, der Papagey ist ein Geschöpf das fähig ist, reden zu lernen.

So wie ein weiser Mann, aus Liebe, oft thörigt handeln kan: so kan ein Thor oft aus Eigennutz wie ein weiser Mann handeln.

Die Freundschaft erhebt sich niemals zur Liebe, aber die Liebe lässt sich oft zur Freundschaft herab.

Wie glücklich sind wir, daß die Bewunderung anderer mehr von ihrer Unwissenheit, als von unserer Vollkommenheit abhängt!

Grosse Geister sind selten wollüstig, aber grosse und angenehme Geister sind es fast allezeit.

Finis coronat opus; keine Maxime hat eine allgemeinere Aufnahme als diese, und gleichwohl ist, wenn ich sie recht verstehe, keine so falsch, als sie. Ich nehme gerade das Gegentheil an, und ich behaupte, daß das glückliche Ende eines Werks blos von der guten Einrichtung, dem guten Anfang

fang desselben abhängt. Meine Maxime ist also dieser opus coronat finem.

Es ist in unzähligen Fällen besser, eine falsche Meinung, die wir für wahr halten, als eine wahre, an der wir zweifeln, zu haben.

Von den Charactern haben wir folgende für unsre Leser ausgesucht.

Melissa hat nicht viel gemeinen, aber einen grossen Theil ungemeinen, oder vielmehr auf Abwege gerathenen Verstand. Sie versteht Latein, sie hat viel Verse geschrieben, sie weis Historie, und Metaphysik; sie ist eine heftige Feindin vom Aberglauben und dem Priesterstande; Moses und dergleichen Leute stehen bey ihr in keinem Ansehen. Melissa wird sich gern mit euch über eine Materie unterhalten, und wenn ihr mehr davon sprecht als sie; (fast hätte ich gesagt besser, und ich hätte mich nicht wenig vergangen;) so fliessen ihre Worte mit einer so grossen Leichtigkeit und Geschwindigkeit, daß Melissa gewis, wenn ihr anders Geschmack habt, eure Aufmerksamkeit und vielleicht auch eure Bewunderung erlangen wird. Aber alsdenn dürft ihr den Strom nicht zurückleiten, ihr dürft ihren Verstand in seinem Laufe nicht unterbrechen, denn wenn sie einmal von dem Wege abgekommen ist: so verliehrt sie sich immer weiter und weiter von ihm, bis in endlose Labyrinthe. Sie lenkt sich überall hin, wo sie einen Fussteig gewahr wird, ohne darnach zu fragen, wo er sie hinführt. Sie spricht nicht aus Empfindung, sondern aus dem Gedächtnis, und

von einer Art von Instinct getrieben, so, daß das, was sie sagt, zwar vernünftig ist, aber von ihr selbst durch die Vernunft nicht erkant wird. Der richtige Zusammenhang eines Grundsatzes mit einem andern ist das, worauf sie am wenigsten sieht, und daher ist sie sich selbst so ungleich, daß sie oft Montags mit aller Heftigkeit und mit völliger Ueberzeugung dasjenige behauptet, was sie Donnerstags darauf eben so heftig, und mit eben so viel Ueberzeugung bestreitet und verwirft. In ihren Gesprächen betrachtet sie sich selbst weit mehr, als die Person, mit welcher sie redet, und daher erzählt sie oft eine rührende Geschichte einem zuhorchenden Landpachter — Um andre bekümmert Melissa sich wenig; ihr mögt ein berühmter Schriftsteller, ein vernünftiger Mann, ein Dummkopf, ein Narr, oder ein Pedant seyn, alles gilt ihr gleich. Auf Kleinigkeiten sieht sie nicht, sie ist keine von den forschenden Sterblichen, die aus einem Worte, aus einer Bewegung, aus einem Blicke, die Gedanken und Absichten anderer zu errathen suchen. Ob sie sich gleich auf die Theorie sehr gut versteht; so weis sie doch diese Theorie blos mechanisch, und sie verräth oft in der Ausübung der ihr so wohl bekanten Theorie eine ausserordentliche Unwissenheit. Melissa liebt die Kleider wirklich mehr, als sie sie verachtet, und doch lässt sich auch hierinnen ihre Gleichgültigkeit gegen Kleinigkeiten Geschmack und Ordnung wahrnehmen. Sie verwechselt des Morgens ihre Schuhe, aber sie verändert nicht die Schnallen,

und so trägt sie einen ganzen Tag die Schuhe mit gegeneinander gekehrten Riemen, ohne sich zu bekümmern, ob sie an ihren Fus passen, oder wie und wovon sie gemacht sind. Die Wahl ihrer Bänder wird entweder ihrer Magd überlassen, oder sie sucht sie selbst ohne Geschmack zusammen. Wenn sie ein kostbares Kleid anlegt, so verderbt sie das ganze Ansehn desselben durch die schlechte Wahl ihres übrigen Anzugs. Kurz, mit Melissen mus man einen Unterschied machen zwischen der Liebe zu Kleidern, und dem Geschmack in der Kleidung. Hat nicht die Natur, indem sie das Reh behend und flüchtig schuf, ihm die Stärke des Löwens versagt? warum könte denn nicht Corinna die weiblichen Annehmlichkeiten besitzen, welche Melissen fehlen? Corinna wurde vor einiger Zeit, in Melissens Gegenwart, wegen der Uebereinstimmung und guten Wahl ihres Anzugs, so sehr bewundert, daß Melissa sich sogleich einen ähnlichen machen lies. Aber, sonderbarer Zufall! niemand bewunderte ihn an ihr: sie bewies, daß die Person die Kleider, und nicht die Kleider die Person zieren. Corinna kräuselt sich selbst ihre Haare, sie bringt nur wenige Minuten darüber zu, und niemand ist so artig frisirt, als sie: Melissa sitzt zuweilen ganze Stunden unter den Händen ihres Frisirers, und wenige sehen so übel aus. Mit einem Worte, Melissa richtet ihre vornehmste Aufmerksamkeit auf grosse Gegenstände, Corinna hingegen nur auf angenehme. Unter Melissen und Corinnen könt ihr nun

wählen — wenn euer Geschmack — zwischen einem Frauenzimmer von — männlicher Wissenschaft, oder — weiblicher Unwissenheit getheilt seyn kan.

Camilla ist wirklich das, was die Einbildungskraft der Schriftsteller so oft entworfen hat, oder besser zu sagen, es vereinigen sich in ihr so mannichfaltige Annehmlichkeiten, daß die Schriftsteller selten Tugend und Geschmack genug besessen haben, eine solche Vereinigung zu denken. Wenn man sagt, daß sie schön, daß sie vollkommen, daß sie edelmüthig, daß sie zärtlich ist: so sind dieses nur allgemeine Ausdrücke; aber ich will von ihr eine Beschreibung mit besonderern Zügen machen. Ihrer Gestalt nach ist sie lang und nicht stark; reizend, voller Hoheit, und sie erweckt eine Art von zärtlicher Ehrfurcht. Der Ton ihrer Stimme ist melodisch, ein jeder Blick, eine jede Bewegung von ihr drückt etwas zu ihrem Vortheil aus. Sie besitzt fast jede Vortreflichkeit, aber sie ist sich keiner einzigen bewusst, und dieses erhöht dieselben noch mehr. Sie ist bescheiden, und gegen ihre eigne Meinung mistrauisch, aber sie begreift die Sache, worüber sie dieselbe sagt, vollkommen, und sieht den wahren Verstand jeder aufgeworfenen Frage ein. Sie lässt sich weder von Stolz noch von Vorurtheilen und Uebereilung verleiten; sie liebt die Wahrheit, und dahero sind ihre Urtheile richtig. Giebt es Sachen, die zu schwer, zu verwickelt für ihre weibliche ungekünstelte Seele sind: so entdeckt ihre Unwissenheit

heit eine neue Schönheit in ihrem Character, welche sich auf das Geständnis, ja vielleicht selbst auf den Besitz dieser Unwissenheit gründet. Das grosse Kennzeichen von Camillens Verstande ist ihr Geschmack. Wenn sie über eine Sache schon viel gesagt hat; so verräth sie immer, daß sie noch mehr zu sagen hätte, und durch ihre Zurückhaltung, durch ihre Ungeneigtheit zu triumphiren, überredet sie noch mehr. Nebst der feinsten Art zu denken besitzt sie die zarteste Empfindung, und dieselbe lebt und redet in jedem Zuge ihres Gesichts. Ist Camilla melancholisch? seufzt sie? so ist jedermann gerührt. Man fragt, ob Camillen ein Unglück begegnet ist; man findet, daß sie über das Unglück eines andern seufzt; und man wird noch mehr gerührt. Camilla ist jung, liebenswürdig, von hohem Stande; sie ist die Zierde jeder Gesellschaft, in der sie sich befindet, und sie erhöht den Glanz der Palläste. Wo sie hinkommt, scheinen alle andere, durch einen natürlichen Trieb, zu fühlen, wie sehr sie ihnen überlegen ist; und doch besitzt sie die Kunst, in ihrem Umgange andere mit einer Zufriedenheit zu erfüllen, die sie vorher niemals kanten. Sie verbindet mit der gewissenhaftesten Höflichkeit, die angenehmste Heiterkeit, ohne zurückhaltend oder frey zu seyn; sie ist allemal gefällig, aber niemals unterwürfig; allemal behutsam, aber niemals verschämt oder unthätig; denn Verschämtheit und Unthätigkeit sind Wirkungen des Stolzes, der so oft unbilliger Weise Bescheidenheit genennet wird.

Ihre Einsicht und Beredsamkeit ist mit einer erröthenden Furchtsamkeit vergesellschaftet, welche selbst ihre Blicke bedeutend macht; eine vortrefliche Wirkung der wahren Erhabenheit! Durch dieses stille bescheidene Verdienst überwindet sie den Ungestümen und den Hoffärtigen, und bändiget den unanständigen und überlästigen Uebermuth, womit niedrige Geschöpfe von hohem Stande, die Unterwürfigen und Geringen unterdrücken. Ja, alle Welt bewundert, liebt und verehret Camillen.

Ihr sehet einen Character, den ihr bewundert, und ihr haltet ihn für vollkommen; werdet ihr deswegen den Schlus machen, daß ein jeder andrer von ihm unterschiedener Character unvollkommen sey? Wolltet ihr in der Kunst des Correggio, des Guido, und des Raphael, eine Mannichfaltigkeit von Schönheit zulassen, und sie hingegen der Unendlichkeit der Natur versagen! Wie unterschieden ist die liebenswürdige Camilla von der geliebten Flora! In Camillen hat die Natur die Schönheit einer genauen Regelmässigkeit, und die einnehmende Anmuth der dem schönen Geschlechte eigenen Reize angebracht. In Floren bezaubert sie mit einer gewissen ungekünstelten, einer reizenden Nachlässigkeit, und einer untadelhaften Freymüthigkeit. Flora hat etwas unterscheidendes, etwas nur ihr eigenes an sich, einen Reiz, welcher sich schwer beschreiben lässt; man kan sie nicht kennen, ohne sie zu lieben, aber aus einer Beschreibung kan man sie nicht kennen lernen. Ihre Person ist mehr einnehmend, als majestätisch; ihre Gesichtszüge sind mehr

bedeu-

bedeutend als regelmässig, und ihre Art zu leben gefällt mehr um deswillen, weil sie sich an keine Regeln bindet, als weil sie sich denjenigen unterwirft, die der Gebrauch festgesetzt hat. — In Camillen bewundert ihr den Anstand der Grazien; in Floren die gewinnenden Annehmlichkeiten der Liebesgötter. — Ihr Antlitz glüht von jugendlicher Schönheit, welche von der Kunst mehr vermindert, als erhöhet, mehr verborgen, als ausgeschmückt wird, und wenn Camilla euch durch die Wahl ihres Anzugs entzückt; so bezaubert euch Flora durch die Nachlässigkeit des ihrigen. So verschieden sind die Schönheiten, womit die Natur Floren und Camillen beschenkt hat! Doch, indem sie durch diese Verschiedenheit den weiten Umfang ihres Vermögens zu vergnügen zu erkennen gegeben hat: so hat sie zugleich bewiesen, daß Wahrheit und Tugend überall eben dieselben sind. Grosmuth und Zärtlichkeit sind die vornehmsten Eigenschaften dieser beyden liebenswürdigen Frauenzimmer, und nirgends sind sie in einem höhern Grad zu finden gewesen, als bey Floren. Sie ist auf die Vortheile anderer eben so aufmerksam als sie gegen die ihrigen gleichgültig ist, und ob sie sich gleich bey einem Unfall, der ihr begegnen könte, sehr leicht fassen würde; so kan sie doch das Unglück anderer fast nicht ertragen. — Camilla erhebt euch zu den Empfindungen der Engel; in Floren entzückt euch das liebenswürdigste Bild eines Frauenzimmers.

Viele von den Charactern des Verfassers sind vielleicht nach lebenden Originalen gezeichnet. Aber sollte es der folgende auch seyn? — Wir wollen es glauben, und wir wollen auch glauben, daß es viel Eheleute giebt, die Lucullen und Sophronien gleich sind. Irren wir uns: so ist es der angenehmste Irrthum von der Welt, und wir werden uns, so lange es möglich ist, weigern, ihn aufzugeben.

Lucull sahe an Sophronien tausend Schönheiten, und sie hatte für ihn die zärtlichste Zuneigung. Sie fanden keine Hindernisse, und es wurde bald die glücklichste Verbindung zwischen ihnen vollzogen. Je mehr er sie sahe, desto mehr Vortreflichkeiten entdeckte er an ihr, desto mehr bewunderte er sie, desto mehr liebte er sie. Aber ach! wo ist etwas ganz vollkommenes? Da ihr Umgang immer vertraulicher wurde: so zeigten sich einige wenige verborgene Fehler, einige von den Unvollkommenheiten, wovon die Menschen niemals ganz frey sind. Er wünschte, sie gehoben zu sehen; nicht weil sie von einiger Wichtigkeit gewesen wären, sondern, weil er die Person, an der er sie wahrnahm, so sehr bewunderte; ja, eben die Geneigtheit, Fehler auszuforschen, das gemeine Kennzeichen menschlicher Bosheit rührte bey Lucullen von der zärtlichsten Empfindung her. Er konte es nicht ertragen, daß Sophronia auch nur durch den kleinsten Fehler verunstaltet werden sollte, ob er gleich wusste, daß dieser Fehler, gleich einem Mangel an einem Diamant, blos durch den ihn umgebenden Schimmer sichtbar wurde. Sophronia liebte Lucullen

aufs

aufs zärtlichste, und sie nahm diese verschwiegne und geheime Unruhe wahr. Denn ob er gleich zu zärtlich war, dieselbe zu gestehen: so entdeckte sie doch Sophroniens Einsicht, oder vielmehr ihre Liebe, gar bald. Sie wurde ebenfalls unruhig, aber da ihre Vernunft eben so stark, als ihre Empfindung fein war: so sann sie bey sich nach, was die Ursache von Lucullens Unruhe seyn möchte. Ich will, wenn es möglich ist, sagte sie zu sich selbst, die natürliche Blindheit der Partheylichkeit überwinden, und in mein eignes Herz sehen, ob ich vielleicht nicht etwas gewahr werden kan, das Lucullens Unruhe verursacht. Sie that es, sie untersuchte ihr Verhalten, sie prüfte ihre Gemüthsart, sie verglich sie, nicht mit ihren eignen Empfindungen, sondern mit denjenigen, die sie an andern Leuten wahrnahm. Besonders hatte sie ein wachsames Auge auf Lucullens Gesicht, um zu sehen, ob sie nicht ihre Unvollkommenheiten durch einen gewissen Einflus auf seine Gesichtszüge entdecken könte. Wenn ich, sagte sie zu sich selbst, ein Zeichen eines Misfallens an Lucullen bemerke: so mus ich auf diesen Unterricht mehr trauen, als darauf, daß ich mir keines Fehlers bewusst bin. Einen solchen Entschlus lies sie die nachgebende Zärtlichkeit ihre Seele fassen, und sie erreichte durch ihre Geschicklichkeit ihre Absicht. Sie las in Lucullens Minen alles, was er zu grosmüthig gewesen war, aufzudecken, und was sie selbst niemals geargwohnt hatte. Oft ist eben der Platz, den wir am meisten besuchen sollten, durch Vorurtheile zu sehr besetzt, als daß wir in ihn eindringen könten.—

Aber da Stolz und Vorurtheile ihrer Aufrichtigkeit ihrer Vernunft, und besonders ihrer zärtlichen Leidenschaft gegen Lucullen wichen: so stritt sie nicht einen Augenblick mit ihrem eigenen Herzen, sie sah ihre Unvollkommenheiten mit eben den Augen an, mit welchen sie die Mängel anderer angesehen haben würde: ja sie hatte so wenig Nachsicht gegen dieselben, daß sie ihr weit grösser zu seyn schienen, als sie wirklich waren. Liebenswürdiger Irrthum! Sie hielt ihre Unvollkommenheiten für unendlichemal grösser, als Lucull sie jemals gehalten hatte. Ich hasse mich selbst, sagte sie, — wie? war ich blödsichtig genug, in mir selbst den kleinsten Fehler zu übersehen, der mir bey andern vielleicht sehr hell in die Augen geleuchtet haben würde. Armer Lucull! du solst befriedigt werden. Ich hätte dir mein Leben aufgeopfert; aber ietzo will ich etwas thun, das mir weit schwerer gefallen seyn würde, wenn du mich nicht so grosmüthig dazu veranlasst hättest, — ich will dir meinen Stolz aufopfern. Lucull beobachtete in Sophronien eine weit gewissenhaftere Aufmerksamkeit, als sie ehemals selbst gegen ihn gehabt hatte; eine Zärtlichkeit, eine Freundlichkeit, eine Liebe, die selbst seine eigene übertraf. Er nahm auch wahr, daß sie die kleinen Unvollkommenheiten, die ihn so sehr beunruhigt hatten, mit der äussersten Gefälligkeit gegen ihn, zu verbessern suchte. Sophronia schien nicht einen Augenblick in der Wahl zweifelhaft gewesen zu seyn, ob sie Lucullen gefallen, oder sich selbst misfallen wollte, — und sie fand nur das angenehm, wovon sie glaubte, daß es Lu-

cullen

cullen angenehm seyn würde. — Lucull bemerkte diese Aenderung an Sophronien, und sagte: wie? hat Sophroniens ungemeine Einsicht und Tugend die Fehler zu verbessern gewusst, die andre nicht einmal geschickt sind, wahrzunehmen; das ist etwas seltenes, niemand kan es ihr gesagt haben, daß sie mich beunruhigten; denn ich habe es selbst niemanden gesagt. An einem Abend, da Sophronia bey Lucullen sas, fragte sie ihn: Hat vielleicht diesen Tag über Lucullen etwas an mir misfallen? o sage mir dieses; denn dein Beyfall ist mir weit schätzbarer, als mir mein eigner ist. — Theuerste Sophronia, antwortete er, woher entsteht dein Argwohn? der sicherste Weg mich vergnügt zu machen, ist der, daß du es selbst seyst; und glaube mir, Sophronia, es giebt kein gewisseres Merkmal, daß man recht gethan hat, als wenn man befürchtet, unrecht gethan zu haben; aber du bist nicht fähig, unrecht zu thun, — geniesse beständig die Belohnung deiner Zärtlichkeit und Edelmuth! — Lucull der durch etwas, das er für einen Fehler an Sophronien gehalten hatte, beunruhigt worden war, wurde nunmehro weit unruhiger, da er diesen Fehler verbessert sahe, ungeachtet eben diese Verbesserung sein Wunsch gewesen war. Er glaubte seiner geliebten Sophronien wider seinen Willen einen Vorwurf gemacht, und sich nicht edel genug gegen sie verhalten zu haben. Er wurde schwermüthig. Sophronia, sie, die nur durch seine Glückseligkeit glücklich wurde, bemerkte dieses bald, und entschlos sich,

mit ihm darüber zu sprechen. Lucull, sagte sie, die grösste, die einzige Freude meines Lebens ist, dich ruhig und glücklich zu sehen; ich befürchte, du hast etwas in deinem Herzen, das dich bekümmert; o könnte ich ihm abhelfen! — Theuerste Sophronia, antwortete er, jede Entzückung, jede Freude, die ich habe, kommt von dir, und auch jede Bekümmernis mus mir von dir kommen, und da ich weis, daß du nicht traurig bist: so kan ich es auch nicht seyn; aber ich verdiene deine Gütigkeit nicht. — Ach! erwiederte Sophronia, ich lebe nur, dich zu beleidigen, und mich noch mehr. Ein Strom Zähren drang aus ihren Augen hervor, und wie zwey Geliebte einander oft eine zärtliche Freude mittheilen: so theilten sie sich einander Traurigkeit mit. So bald als sie Worte fanden, kamen sie unvermerkt auf das, was in der Traurigkeit ursprünglich angenehm ist, jedes sagte, daß seine Bekümmernis von der Bekümmernis des andern herrührte; es schien, als ob alle natürliche Selbstliebe der menschlichen Seele in diesen beyden Personen in einem höhern Grad anzutreffen wäre, aber daß jedes den Antheil erhalten hätte, der auf das andere sich bezog. Ihr Streit bestand nicht darinnen, wer am meisten gewinnen, sondern wer am meisten nachgeben sollte, und nichts war so einnehmend, als die Vertraulichkeit, die jedes dem andern erwiederte. Ach Sophronia! sagte Lucull, kan ich dich so gepeinigt haben! — ach Lucull! antwortete sie, kan ich deiner so unwerth gewesen seyn — nenne mir nicht dieses Wort, versetzte Lucull, wenn du

nicht

nicht die Seele verwunden willst, die nur für dich lebt. — meine Fehler, sagte Sophronia, — nenne sie nicht, ich kan diesen Laut nicht aushalten, nenne sie nicht, meine theureste Sophronia, wenn du mein Leben liebst. — Lucull war beschämt, und bestürzt; er sahe jede Neigung jeden Hang Sophroniens für so viel himmlische Vollkommenheiten an, ja eben das, was er vorher in ihrem Character geändert zu sehn gewünscht hatte, wurde plötzlich in seinen Augen zur Vollkommenheit, und unter der feurigsten Umarmung sagte er zu ihr: ich liebte dich wegen deiner Vollkommenheiten; und wegen deiner Unvollkommenheiten, sie mögen nun wahre oder nur eingebildete seyn, bete ich dich an.

Von den Betrachtungen haben wir folgende für werth gehalten, sie unsern Lesern mitzutheilen:

Wo ist Argastes geblieben? er ist gestorben. Wo Hermagoras? er ist gestorben? Wo Fulvius? er ist gestorben. Wo Corinna, Philon, Fulvia, Pythius, und alle diejenigen, mit welchen ich so manche vergnügte Stunde zugebracht habe? Sie sind alle gestorben. — Gestorben? Alle gestorben? alle dahin? gütiger Gott! und ich bin noch am Leben? warum bin ich bey diesem allgemeinen Sterben entkommen? Was für eine Anzahl! nur noch gestern wandelten sie hier, sprachen und freuten sich mit mir — aber heute sind sie dahin, und werden niemals zurückkehren! Ich mus ihnen auch folgen. — ach! ich weis, daß ich ihnen folgen mus, — aber wenn? ich weis nicht, wenn. — Bald: ja, dieses weis ich

ich gewis, daß ich ihnen bald folgen werde. Und ist nicht diese unvermeidliche diese nahe Auflösung meiner Natur fürchterlich? Nichts ist so stark, als meine Neigung zum Leben, und mus nicht meine Abneigung, meine Furcht vor dem Tode, vermöge einer nothwendigen Folge, eben so stark seyn? ja, gewis, sagt die Vernunft; aber höre, und verwundere dich; die Erfahrung sagt nein. Denn wer lebt in dieser Furcht? wer empfindet dieses Schrecken, das die Folge einer nothwendigen Auflösung ist? niemand. Und warum? weil es liebreich so geordnet worden, daß wir in diesem Puncte ungewis seyn sollen: weil die Natur uns da, wo die Vernunft uns nicht mit Muth ausrüsten könte, eine glückliche Unempfindlichkeit gegeben hat. Denn man ändere die Einrichtung, welche die Natur unsern Seelen gegeben hat, nur ein wenig; ja, man ändere sie zum Vortheil des Lebens; und die Schrecken des vorherempfundenen Todes werden sich in ihrer ganzen Heftigkeit äussern. Nehmt an, daß man euch vorher sage, daß ihr zwar noch dreysig Jahre gewis zu leben habt, aber nach Verflus dieser dreysig Jahre werdet enthauptet werden, und nehmt an, daß ihr lezt sechszig Jahr alt seyd: würde euch dieses angenehm seyn? oder, wenn ihr wüsstet, daß dieses euer Verhängnis sey, würdet ihr wohl eben so ruhig seyn, als wenn ihr dem Zufall der Natur überlassen wäret? Keinesweges: jeden Augenblick würdet ihr euren Tod, mit Angst und Schrecken voraus-empfinden, ungeachtet ihr,

da ihr schon sechszig Jahr alt seyd, im leztern Falle, wahrscheinlicher Weise noch dreyßig Jahre zu leben nicht hoffen köntet, und also im erstern Falle einige Lebensjahre gewönnet. Wenn ihr in dem einen Fall aus vernünftiger Ueberlegung euer Leben willig aufgeben wolltet: so würdet ihr es in dem andern noch weit williger aufgeben. Man könte einwenden, daß, ob es gleich moralisch gewis ist, daß ihr nicht hundert und funfzig Jahre leben werdet, es dennoch physicalisch möglich ist, daß ihr dreyhundert leben köntet, und daß ihr durch eine geheime Hofnung dieser Möglichkeit veranlasst werden würdet, eure Wahl auf die Seite des Zufalls zu lenken. Ich antworte, daß unsre Wahl in keinem andern Falle durch eine solche Hofnung bestimmt werden kan. Denn nehmt an, daß euch entweder ein tausend Pfund gewis, oder so vielmal funfzig Pfund, als ihr diese Zahl mit einem paar Würfel nach und nach werfen könnet, angeboten würden, ihr würdet gewis nicht den Zufall wählen, weil es eine blos physikalische Möglichkeit ist, daß ihr so lange fortfahren werdet, dieselbe Zahl zu werfen, bis ihr zwey tausend gewonnen habt. Und doch sind beyde Fälle einander vollkommen gleich, wenn die vergewisserte Lebenszeit auf mehr als hundert Jahre gesezt wird. Ja, man glaube mir, wenn man alle Vorurtheile hinwegschaffen wollte: so würde dieses eben so viel seyn, als wenn man sich die Haut abziehen liesse, um ein feineres Gefühl zu haben.

Da unser Verfasser für einen Nebenbuhler des la Rochefoucault und la Bruyere angesehen wer-

werden kan, so wollen wir unsern Lesern seine Gedanken über die Werke dieser beyden berühmten Schriftsteller noch mittheilen, ohne ein Urtheil über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Gedanken zu fällen.

„Ich wundre mich, daß la Rochefoucault niemals gesagt hat, daß wir die Grosmuth nur deswegen lieben, weil wir durch sie gewonnen haben; denn dieses wäre, deucht mich, dem System dieses scharfsinnigen und angenehmen Schriftstellers gemäs. Man erlaube mir, daß ich, mitten in der Bewunderung seiner Einsicht und seines durchdringenden Verstandes, mich wider seinen übertriebenen Tiefsinn erkläre, der ihn zuweilen, bey seinen Untersuchungen der Natur, auf Quellen führet, zu welchen sie selbst niemals zurück gegangen zu seyn scheint. Es dünkt mich, daß er zuweilen Ursachen von Dingen, die an sich selbst erst und unabhängig sind, angeben will, und daß er würklich das thut, was Leibnitz für unvernünftig hielt, wie sich aus seiner scherzhaften Frage an eine wissensbegierige Königin schliessen lässt: Vous voulez, Madame, que je vous donne le pourquoi du pourquoi?

Was für ein Feuer, was für eine Leichtigkeit ist in dem Ausdruck und den Gemählden des La Brüyere! Wie meisterhaft, wie kurz, und wie geistvoll! Ich bewundre diese Vollkommenheiten, ich finde auch in seinen Schriften Spuren von Vernunft und der Kunst richtig zu denken, und so weit hat la Brüyere meinen Beyfall; aber ich

kan

kan es nicht ertragen, daß diese Vollkommenheiten mein Gesicht blenden, und seine Fehler hinter einem falschen Glanze verbergen. Ich habe mich niemals durch die Meinungen andrer verleiten lassen, und ich erkläre ohne Zurückhaltung, daß ich in la Brûyere eine geringe Einsicht und ein sehr eingeschränktes Talent zu denken, wahrnehme. Er bleibt bey Kleinigkeiten stehen, und er scheint sich zu sehr mit denselben abgegeben zu haben, als daß er Gegenständen, die allein der Aufmerksamkeit eines grossen Geistes werth sind, seine Betrachtungen hätte widmen können. *Il ne penetre que l' écorce des hommes* ist das Urtheil eines meiner Freunde von ihm, und ich finde es sehr richtig. Was für ein Unterschied ist zwischen la Rochefoucault und la Brûyere! Ich finde zuweilen im la Brûyere Satyren, welche die Milzsucht erzeugt hat, wenigstens glaube ich, sie zu finden. Beym la Rochefoucault nehme ich einen Tiefsinn wahr, der sich auf eine wirkliche Liebe zur Wahrheit gründet. La Brûyere nimmt zuweilen von andern einen zweifelhaften Grundsatz an, blos deswegen, weil er dem menschlichen Geschlechte nachtheilig ist. La Rochefoucault thut zwar auch bisweilen den Menschen unrecht, aber dieses ist allemal eine richtige Folge aus seinem eigenen Grundsatze. Nach meiner Meynung ist la Rochefoucault meistentheils nachforschend, tiefsinnig, gedankenvoll und gros; La Brûyere ist meistentheils halb scharfsinnig und klein.

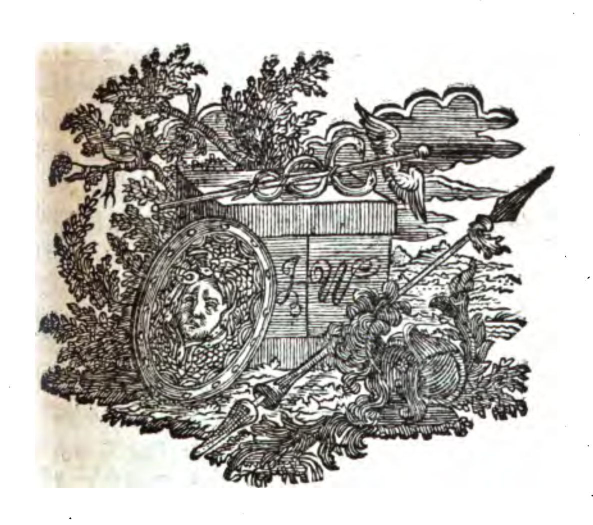
Inhalt.

Inhalt

Brittische Bibliothek.

Zweyter Band.

Drittes Stück.



Leipzig,
bey Johann Wendler.
1757.



I.

Tirocinium Botanicum Edinburgense, conscriptum a *Carolo Alston*. Edinburgi, typis *W. Sands*, *A. Murray* & *I. Cochran*. Veneunt autem apud *G. Hamilton*, & *I. Balfour*. 1753. 30 halbe Bogen in 8.

Je seltner wir in unsren Gegenden von den Bemühungen der Gelehrten auf der hohen Schule zu Edinburgh etwas zu Gesichte bekommen: desto angenehmer wird es den Liebhabern der Botanik seyn, wenn wir ihnen dieses, unsers Erachtens, sehr brauchbare Buch näher bekant machen.

Es enthält dasselbe folgende drey Stücke: I. Dissertationem de re Herbaria; II. Linnaei fundamenta botanica; und III. Indicem Plantarum, medicinalium praecipue, quae studiosis demonstrantur. Das letzte von diesen dreyen Stücken, nämlich das Verzeichnis der zum arztneylichen Gebrauche dienlichen Gewächse, ist schon zwölf Jahre vor der gegenwärtigen Ausgabe, an das Licht getreten. Weil es aber damals in gar zu flüchtiger Eile aufgesetzet worden: so hat der Herr Verfasser für gut befunden, dasselbe in Ansehung der Ordnung verbessert, und in etwas vermehrt, wieder auflegen zu lassen; und damit die Anfänger in der Botanik von derselben einen rechten und wahren Begrif bekommen mögen, demselben

selben die angezeigte Abhandlung vorgesetzet, und dieser die in derselben sehr oft angeführten Grundsätze der Botanik des Ritters Linnäus in der Absicht angehänget, damit die Lernenden aus deren Zusammenhaltung mit den Lehrsätzen des Herrn Alston desto besser urtheilen können, ob und in wiefern er Recht hat, wenn er in verschiedenen Stücken von den Meynungen der berühmtesten Kräuterkenner unserer Zeit abgehet.

Aus dem, was nur itzt gesaget ist, lässet sich nun leicht der Schlus machen, daß man in der Abhandlung von der Kräuterkunde überhaupt, welche das erste und vornehmste Stück dieses Buchs ausmachet, zwar nicht lauter neue Wahrheiten (die man in einer zum Gebrauche der Anfänger aufgesetzten Schrift auch niemals suchen darf,) aber auch nicht lauter schon von andern vorgetragene Sätze antreffen werde. Denn da Hr. Alston mit seinen Vorgängern, vornehmlich den in neuern Zeiten, und insonderheit mit dem Ritter Linnäus, und dessen Anhängern und Nachfolgern, nicht allemal zufrieden ist; sondern ihnen, wie freylich nicht geläugnet werden kan, Schuld giebet, daß sie durch die so oft vorgenommene Veränderung der Namen der Gewächse, und dadurch ungeheuer vermehrte Anzahl dieser Namen, ingleichen durch ihre blos willkührlich angenommene Begriffe, Theorien und Methoden, und darüber entstandene unnütze Streitigkeiten, die so nützliche Botanik schwer, verwirrt, und unangenehm gemacht haben: so hat ihn dieses zu verschiedenen so nütz-

lichen als angenehmen Prüfungen dieser von seinen Vorgängern, seiner Meynung nach, ohne Noth, und ohne genugsamen Grund, vorgenommener Neuerungen, und deren Bestreitung aus Gründen, Wahrnehmungen und Erfahrungen, veranlasset. Wir wollen unsren Lesern einige dieser von Herrn Alston angestellten Untersuchungen vorlegen, damit sie aus denselben seine Art zu denken, und den Werth dieses Buchs in etwas näher kennen lernen.

Unter den Erklärungen, die man bisher von den Gewächsen gegeben hat, ist keine einzige vollkommen richtig. Sie haben fast alle den gedoppelten Fehler, daß sie eines Theils nicht von allen Gewächsen, und andern Theils nicht von den Gewächsen allein gelten. Zum Beweise dienen die von Jungen, Tournefort, Pontedera, Ludwig und Boerhaaven gegebene Erklärungen, die insgesamt nicht alle Gewächse unter sich zu fassen, und nicht alle Thiere auszuschliessen scheinen; indem es unter diesen einige giebt, die beständig an einen andern Körper befestiget sind, und unter jenen einige, die frey im Wasser schwimmen. Auch des Herrn Linnäus Beschreibung der Gewächse ersetzet diesen Mangel nicht, so lange er nicht auf eine andere Art, als von ihm (sponf. plant.) geschehen, erkläret, was er durch das Leben verstehet, und beweiset, daß alle Thiere empfinden. Wie soll man es denn nun also machen? Soll man die Reiche der Natur unter einander mengen; oder die Gewächse mit den Thieren ver-

 binden?

binden? Keinesweges. Sie kommen zwar in vielen, aber nicht in allen Stücken, mit einander überein. Beyde wachsen und werden ernähret. Allein da die Thiere die Materie ihrer Nahrung durch die an ihrer inwendigen Oberfläche befindliche Oefnungen, oder Gefässe einnehmen; die Gewächse aber solche durch die in ihrer auswendigen Oberfläche belegene Oefnungen oder Gefässe einsaugen: so giebt dieses zwischen ihnen einen Unterscheid, der merklich genug und wesentlich ist. Man kan demnach ein Gewächs folgendergestalt beschreiben: es ist ein organischer Körper, der durch die in seiner auswendigen Oberfläche befindliche Oefnungen oder Gefässe, die Materie seiner Nahrung und seines Wachsthums einsauget; und also füglich ein umgekehrtes Thier genennet werden kan.

Die von allen Gewächskundigen vor dem Hrn. Linnäus durchgängig angenommene, und nur von diesem und seinen Nachfolgern, als unnatürlich, verworfene Haupteintheilung der Gewächse in Bäume und Kräuter, will er beybehalten wissen. Ob sie natürlich ist oder nicht, daran ist, seiner Meynung nach, wenig gelegen; genug, daß sie sehr schicklich, und bey der methodischen Eintheilung der Gewächse ungemein nützlich ist. Jedoch lässet sich auch wider das Unnatürliche, das Herr Linnäus darin gefunden haben will, noch manches erinnern. Denn da der Grund, aus welchem er diese Eintheilung für unnatürlich erkläret hat, einzig und allein darauf beruhet, weil nicht alle Bäume,

me, sondern nur die meisten der in den kalten Ländern wachsenden, Augen haben, da hingegen solche an den meisten in den warmen Ländern wachsenden Bäumen nicht zu finden sind: so giebt Hr. **Alston** dagegen dieses zu bedenken anheim, ob man behaupten könne, daß Bäume, die doch durch okuliren fortgepflanzet werden können, ohne Augen sind. Hierzu kömmt noch dieses, daß Hr. **Linnäus** selbst diese seine Meynung gewisser maßen geändert hat, da er (Phil. bot. p. 37.) diese Eintheilung als natürlich zuzulassen scheinet. Was aber die zwischen den Bäumen und Kräutern stehende Mittelgattung der Gewächse, nämlich die Staudengewächse anbelangt: so scheint die Natur selbst zwischen denselben die Gränzen deutlich genug bestimmt zu haben; indem alle Bäume, sie mögen Augen tragen oder nicht, mit einer wahren Borke bedecket sind. Mithin kommen alle Gewächse, die keine Sommergewächse sind, sondern etliche Jahre dauern, aber keine wahre Borke haben, sondern nur mit einer dünnen Haut bedecket sind, **Staudengewächse** genennet, oder auch mit zu den Kräutern gezählet werden.

Die verschiedene Meynungen der Gelehrten, so über die bisher noch immer nicht mit vollkommener Gewisheit entschiedene Fragen, von welcher Art der Nahrungssaft der Gewächse sey, ob nämlich, wie schon Thales gelehret hat, und nach ihm **Helmont** und **Boyle** dargethan haben, das Wasser zu deren Ernährung allein genug sey, oder nicht, und was die Ursache der so verschiedenen

Fruchtbarkeit der Erde sey, haben unsern Herrn Alston bewogen, mit Salmiak, Seesalz, Salpeter und Kalk Versuche zu machen, um zu erfahren, was solche zur Fruchtbarkeit beytragen. Er hat gefunden 1.) daß von einem Theile dieser Salze, in 90 Theilen gemeinen Wassers aufgelöset, die darin gesetzte Münze (Mentha) verdorben ist, und zwar vom Salmiak in einer Nacht, vom Salpeter in einer Woche, und vom Seesalze noch später, so weit nämlich solche unter Wasser gestanden; dahingegen der über dem Wasser hervorragende Theil, in eben der Zeit als die vorhergehende verwelket ist; 2.) daß die Gewächse in einer geringen und magern Erde, die sehr sandig gewesen, und aus Scherbeln, in welchen verschiedene Jahre hindurch Staudengewächse gestanden hatten, genommen und nur blos gesiebet worden, eben so gut fortgekommen, und die Saamen eben so gut aufgegangen sind, als in der fettesten Erde, und dabey vor dem Ungeziefer gesicherter gewesen sind; 3.) daß eben diese magere Erde mit dem 36sten Theile Kalk vermischet, dadurch schlechter und fast um den dritten Theil minder fruchtbar geworden ist, indem ein darin stehendes Gewächs, in 74 Tagen 6 Quentgen und 50 Gran, und hingegen ein anderes von eben der Art und Grösse, das in jener gestanden, in eben der Zeit 9 Quentgen und 29 Gran gewogen hat; 4.) daß das Kalkwasser die Zwiebeln der Hyacinthen und Tulpen nicht verderbet, wenn sie auch gleich viele Tage darin eingeweichet werden; dahingegen die

Wurzel

Wurzel der orientalischen Hyacinthe mit blauen Blumen, wenn solche über dieses Wasser in ein Glas gesetzet wird, gleich welk wird, und deren Blätter und Stengel nicht die gewöhnliche Länge erreichen, auch die Blüthen derselben roth werden, und nicht vollkommen aufblühen, ingleichen die vorhergetriebene Fasern bald verderben; und 5.) daß die in Scherbeln stehende, und viele Monate lang mit diesem Kalkwasser begossene Staudengewächse und Kräuter, so viel man hat wahrnehmen können, weder frischer noch langsamer wachsen. Aus diesen Erfahrungen machet nun unser Herr Alston den Schlus, daß man schwerlich bestimmen könne, von welcher Art die Feuchtigkeit sey, die zu glücklicher Beförderung des Wachsthums der Gewächse von der Erde durchgeseichet wird, wenn solche nicht blosses Wasser ist, und daß die Fruchtbarkeit der Erden mehr auf die Wegschaffung dessen, was solche hindert, nemlich die überflüssige Feuchtigkeit, Trockenheit, Dichtigkeit, Leichtigkeit, Härte, Zähigkeit, Säure, Kälte, Ungeziefer, Unkraut rc. als auf die Zusetzung dessen, was fehlet, und was das Wasser und die Luft, mit Beyhülfe der Wärme, nicht zu geben vermögend sind, anzukommen scheinet. Er urtheilet auch daher von des Herrn D. Külbels Abhandlung von der Ursache der Fruchtbarkeit der Erden nicht so günstig, als die Akademie zu Bourdeaux, die solche gekrönet hat, und Herr Linnäus gethan haben; sondern glaubet, der Herr Verfasser dieser Abhandlung habe das, was er zu erwei-

sen gesuchet, nicht erwiesen. Denn da derselbe die Ursache der Fruchtbarkeit der Erden vornehmlich in einem darin steckenden salzig fettigen Wesen setzet, das man aus einer jeden ohne Düngung fruchtbaren Erde, durch Auslaugen mit heissen Wasser und Einkochen dieser Lauge, nach Beschaffenheit der mehreren oder minderen Fruchtbarkeit solcher Erde, in grösserer oder geringerer Menge, sichtbarlich darstellen kan: so wird von dem Hrn. Alston nicht allein dagegen erinnert, daß der Hr. D. Külbel a) die Menge der genommenen fruchtbaren Erde, und des zum Auslaugen derselben gebrauchten Wassers, ingleichen des erhaltenen salzigen und fettigen Wesens, zur Ungebühr ausgelassen, auch b) nicht versuchet hat, ob die Gewächse in dieser seiner salzigen Fettigkeit, entweder allein, oder mit Sand gemenget, besser und reichlicher fortkommen, als in einer andern unausgelaugten oder in der von ihm, wenigstens einmal ausgelaugten Erde; sondern auch noch über dieses der Lehre des Herrn D. Külbels folgende Erfahrung entgegen gesetzet. Ich habe, sagt er, 8 Pfund einer, sowohl von Natur, als durch die Kunst, fruchtbaren Erde genommen, die Hälfte davon mit mehr denn 4mal so viel Wasser verdünnet, mit einem Stocke stark und lange umgerühret, und nach einer fünftägigen Einweichung, das Wasser abgegossen, und die Erde mässig getrocknet. In diese gewaschene Erde habe ich 9 Gurkensaamen, und eben so viel Radiessaamen gestecket, und zu gleicher Zeit eine gleiche Anzahl dieser Saamen

in

in die andere Hälfte eben dieser Erde, die nicht gewaschen aber sattsam angefeuchtet worden, gesäet: da ich denn gefunden habe, daß in dieser letzten keinesweges besser, als in jener; sondern vielmehr, und insonderheit die Gurken, in der gewaschenen Erde besser, als in der ungewaschenen, gewachsen sind. Vielleicht wendet man ein, dieses salzige und fette Wesen sey aus der Erde nicht mit kaltem, sondern mit siedendheissem Wasser, und durch wiederholtes Auslaugen auszuziehen. Allein das, was aus der Erde nur auf diese Art ausgezogen werden kan, wird gewis von den Wurzeln der Gewächse niemals aus der Erde herausgezogen werden, oder einen Theil des Nahrungssafts derselben ausmachen.

Die von dem Herrn Ritter Linnäus angegebene sieben Arten der Blumenkelche hält er nicht allein für unrichtig, weil deren weit mehr sind; sondern auch für unnütze Kleinigkeiten, weil man sie aus keiner Beschreibung, und nicht leicht anders, als aus der Betrachtung der Gewächse selbst erkennen kan, da man denn leicht einen klaren und deutlichen Begriff von der Beschaffenheit eines jeden Kelchs bekömmt, und wenn man auch gleich niemals von den Arten desselben gehöret hat.

Eben so wenig gefällt ihm auch die zuerst vom Grew vorgetragene, und hernach von Millington, Rai, R. Camerarius, Geoffroy, Moulland, Blaire, Vaillant, Jüssieu, Bradley, Royen, Logan und Linnäus, als untrüglich angenommene Meynung, daß der Blumenstaub

der

der Gewächse der männliche Saame derselben sey, durch welchen die Befruchtung des weiblichen Theils der Blume geschiehet. Er tritt vielmehr der Meynung des Tourneforts und Pontedera, die eine solche Zeugung, oder diesen Nutzen des Blumenstaubes nicht zugeben, völlig, und um desto eher bey, da solche sich auf die Erfahrung gründet. Denn wenn ein fruchttragendes oder weibliches Gewächs, als Hanf, Bingelkraut, Spinat rc. so allein stehet, und von keinem männlichen Gewächse berühret wird, dem ungeachtet Saamen träget: so folget daraus, daß der Blumenstaub zur Befruchtung nicht nothwendig erfodert werde. Daß aber jenes geschehe, haben nicht allein Camerarius bey dem Hanfe, Bingelkraute, und Spinat, Tournefort bey dem Hopfen, Miller bey der Gichtrübe, und selbst Geoffroy bey dem Bingelkraute gesehen; sondern auch unser Herr Alston selbst erfahren. Es wurden nämlich von ihm im Frühling 1737 drey noch ganz zarte Spinatpflanzen aus einem Theile des Gartens in einen 240 englische Fus und drüber entfernten, und durch 5 ziemlich hohe und dicke lebendige Hecken von jenem unterschiedenen andern Theil des Gartens versetzet, ehe noch einiger Spinat zu schossen angefangen; da denn diese Spinatpflanzen, die von ungefehr alle drey fruchttragende waren, sehr viel fruchtbare Saamen getragen haben, indem solche, nachdem sie gesäet worden, eben so gut als irgend ein Spinatsaame aufgegangen sind. Dieses veranlasset ihn, daß er an der Richtigkeit der Lehre

von

von dem Nutzen des Blumenstaubes zu zweifeln anfieng; und damit er sich noch besser überzeugen möge, was dieser Staub zur Fruchtbarkeit der Gewächse beytrage, auch mit dem Bingelkraut und dem Hanfe Versuche anstellete; da er denn fand, daß eine weibliche Pflanze von dem ersten, die von allen männlichen Pflanzen über 2000 Fus, und von dem letzten eine, die von allen andern über 1000 Schritte weit entfernet war, dennoch fruchtbare Saamen in Menge getragen hat. So überzeugend nun diese Erfahrungen sind: so unerheblich ist hingegen das was von dem Herrn Linnäus und seinen Schülern dagegen vorgebracht wird. Es ist nämlich falsch, daß der fruchttragende Hanf, wie (Am. ac. I. p. 99) behauptet wird, zuweilen auch eine oder die andere Blüthe mit Staubfäden trage, durch welche die Weibgen befruchtet werden können. Denn niemand hat jemals dergleichen an dem Hanfe gesehen, noch davon gehöret. Eben so wenig sind auch alle andere Gründe, durch die man die Lehre von dem Nutzen des Blumenstaubes zu retten suchet, gegen diese Erfahrungen etwas auszurichten vermögend. Damit aber die Anfänger durch dieselben nicht irre gemachet werden: so hat unser Herr Alston sich die Mühe gegeben, einige, und zwar die vornehmsten derselben, zu prüfen und zu widerlegen.

Der vornehmste unter diesen vor die Befruchtung durch den Blumenstaub vorgebrachten Beweisen, wird von der sogenannten Castrirung der Blüten hergenommen. „Wenn man (so heisset

„es

„es in den Sponf. plant. p. 86) einem Gewächse
„das nur eine einzige Blüthe träget, die Staub-
„fäden nimmt, und dafür sorget, daß kein ande-
„res Gewächs von eben der Art in der Nähe ste-
„he: so abortiret die Frucht, oder bringet wenig-
„stens lauter taube Saamen (oua subuentanea);
„und dieses ist so gewis, daß ein jeder solches mit
„eben derselben unfehlbar erfolgenden Wirkung
„leicht versuchen kan.„ Wie schwach aber dieser
Beweis des Herrn Linnäus sey, erhellet daraus,
weil er 1.) nicht sagen kan, daß er dieses an
allen dergleichen Gewächsen versuchet habe; und
wenn auch dieses wäre, dennoch 2.) dadurch das
nicht erwiesen wird, was erwiesen werden soll, in-
dem die Wunde, welche dadurch an einem noth-
wendigen Theile gemachet wird, oder der Verlust
des Safts, die Ursache dieses Erfolgs seyn kan;
wozu 3.) auch noch dieses kömmt, daß der Erfolg
dieses Experiments, sowohl dem Herrn Mal-
pighi als unserm Herrn Alston das Gegentheil
gezeiget hat. Denn beyde haben aus Tulpen,
vor dem Aufbruche ihrer Blüthen, nachdem sie
solche vorsichtig geöffnet hatten, alle noch unreife
Staubfäden weggenommen, und dem ungeachtet
von diesen Tulpen, wie gewöhnlich, häufige Saa-
men bekommen, ob gleich in der mit lebendigen
Hecken umgebenen Verzäunung, in welcher sie
standen, keine andere Tulpe zugegen war.

Der zweyte Beweis gründet sich auf das, was
Theophrast, und unter den neueren, Joh. Leo,
Alpinus, Mustapha, Labat, Kämpfer, Lud-

wig,

wig, u. a. von der Wartung der Palmbäume erzählet haben. Unserm Hrn. Alston aber scheinet dieses alles um so mehr verdächtig, da nicht allein Herodot, der weit älter ist als Theophrast, in der von ihm hinterlassenen, zwar kurzen, aber sehr deutlichen Erzählung, von den Palmbäumen in den babylonischen Gefilden, von dieser Wartung besagter Bäume nicht ein Wort erwähnet, sondern vielmehr ausdrücklich, und mit weit mehrerer Wahrscheinlichkeit saget, daß die Fruchtbarkeit dieser Bäume blos auf die, auch bey den Feigenbäumen gebräuchliche sogenannte Caprification der Früchte des weiblichen Palmbaums, durch den Stich der in den Früchten des männlichen Palmbaums wohnenden Mücken, ankomme; und auch Herr Tournefort, der doch in einem Lande, wo es viel fruchttragende Palmbäume giebt, bey dieser Sache kundigen Leuten sehr genau darnach geforschet hat, nichts zuverlässiges davon hat erfahren können; sondern auch das, was die obgedachten Schriftsteller davon erzählet haben, nicht recht mit einander übereinkömmt, und mehr einer Fabel als der Wahrheit ähnlich siehet. Gesetzt aber auch, es wäre solches alles wahr: so wäre doch dieses als ein einzelnes Exempel anzusehen, auf welches man keine allgemeine Lehre bauen darf, und am allerwenigsten alsdenn, wenn das Gegentheil derselben durch vielfältige andere Exempel erwiesen ist.

Von noch geringerer Erheblichkeit ist der dritte von der Aehnlichkeit der Gewächse mit den Thieren

ren entlehnte Beweis. Ueberhaupt beweiset die Aehnlichkeit an und für sich selbst nichts, da ein jeder weis, daß zwey Dinge einander niemals in allen Stücken ähnlich sind; sondern daß sie, wenn sie in einigen Stücken mit einander übereinkommen, in andern von einander verschieden sind. Insonderheit gilt dieses von den Gewächsen und Thieren, die zwar in vielen Stücken einander ähnlich sind, aber auch in vielen andern Stücken, und insonderheit in der Fortpflanzung ihres Geschlechts, nichts ähnliches haben, wie unser Herr Alston ausführlich zeiget.

Gleiche Bewandnis hat es auch mit den von dem Augenscheine und von dem Verhältnis der Theile in den Blüthen hergenommenen Beweisen. Denn auch diese beweisen nichts weniger, als den angeblichen Nutzen des Blumenstaubes; sondern vielmehr das Gegentheil, wie von unserm Hrn. Alston mit vieler Scharfsinnigkeit und Wahrscheinlichkeit gezeiget wird. Weil sich aber die Gründe, aus denen er dieses behauptet, schwerlich kurz würden zusammen fassen lassen: so müssen wir sie, um unsere Leser nicht zu ermüden, hier mit Stillschweigen übergehen, und hierin dem Beyspiele des Herrn Alston folgen, der ebenfalls die verschiedenen andern Gründe, welche theils vor, theils wider die Lehre von den Geschlechtern der Gewächse, vorgebracht werden, aus eben der Ursache unberührt gelassen hat.

Aus diesem, was bisher gesaget ist, lässet sich nun leicht ermessen, was unser Herr Verfasser von

dem

dem auf diesen Nutzen des Blumenstaubes gebaueten Sexualsystem des Herrn Linnäus halten werde. Er erklärt solches unter allen für das verwirrteste, schwerste, und unnatürlichste. Denn unter allen andern ist kein einziges, in welchem mehr unähnliche Gewächse mit einander verknüpfet, und mehr ähnliche von einander getrennet werden, und das sich wegen der eingeführten neuen, den Griechen sowohl, als den Lateinern, unbekanten Namen, und der ohne alle Ursache geänderten Begriffe der Wörter und Namen, schwerer erlernen lässet, als dieses; da hingegen man mit Hülfe der Institutionum des Hrn. Tourneforts, und eines nach dessen Methode angelegten und wohlbesetzten Gartens, auch so gar ohne einen Lehrmeister, weit eher und leichter zu einer hinlänglichen Käntnis der Botanik gelangen kan, als zu einer mittelmässigen Käntnis der linnäischen Namen, und wenn man auch gleich Gesners Erklärungen, die Sponsalia plantarum, die Philosophiam botanicam u. a. dabey zu Hülfe nimmt, weil nach dem Sexualsystem, in welchem die Bäume und Kräuter unter einander stehen, die methodische Pflanzung der Gewächse in den Garten schlechterdings unmöglich ist. Die Beweise hiervon sind zu weitläuftig, als daß wir sie hier anführen könten. Wir begnügen uns also, hier nur noch dieses anzumerken, daß unser Herr Alston, so sehr er auch den Herrn Linnäus mit seinem Lehrgebäude tadelt, dennoch den Verdiensten dieses grossen Mannes auch ihr gebührendes Lob wie-

 derfah-

verfahren lässet; und insonderheit deswegen, weil er 1.) die Arten (species) der Gewächse, von ihren Abänderungen, sorgfältiger als alle andere Gewächskundige, unterschieden, und 2.) die Benennungen der Arten (specificas denominationes) nicht von den zufälligen Umständen des Orts, der Zeit, des Erfinders, des Nutzens, u. s. w. wie sonst von andern zu geschehen pfleget, sondern vielmehr von den wesentlichen Stücken, in welchen die unter ein Geschlecht gehörende Arten von einander verschieden sind, genommen hat.

Von dem andern in diesen Tirocinio botanico enthaltenen Stücke, nemlich des Herrn Linnäi Fund. Bot. haben wir nichts zu sagen, weil solche 1.) allen Anfängern in der Botanik längst bekant sind, 2.) nicht in unsere brittische Bibliothek gehören, und wenn auch dieses nicht wäre, 3.) keines Auszuges fähig sind. Dieses letzte gilt auch von dem dritten Stücke dieses Buchs, nemlich den Verzeichnisse der vornehmlich zum arztneylichen Gebrauche dienlichen Gewächse. Denn auch dieses leidet keinen Auszug; und alles, was wir davon sagen können, ist dieses, daß es nach der, von dem Herrn Verfasser vorzüglich beliebten tournefortischen Methode eingerichtet ist, und daß bey einem jeden Gewächse nicht allein, wie es in der Botanik gewöhnlich ist, die verschiedene Benennungen, sondern auch die englischen Namen desselben, angezeiget sind.

II. The

II.

The Letters of Pliny the Younger, with Observations on each Letter; By John Earl of Orrery, 8. Vol. II. London

Die Briefe des jüngern Plinius verdienen aus verschiedenen Ursachen fleissig gelesen zu werden. Sie haben zwar einige Fehler in Absicht auf die Schreibart an sich, und verrathen dadurch die Zeit, in der sie geschrieben worden sind, allein sie sind doch noch immer Muster des guten Geschmacks in Briefen. Diese Ursache ist um so viel wichtiger, je weniger Muster wir von den Alten in dieser Art haben. Doch mus uns ihr Inhalt noch weit mehr anreizen, sie zu lesen. Sie sind gleichsam die eigenen Nachrichten des Plinius, eines der grössten Männer seiner Zeit, die er selbst aufgesetzet hat. Wenn dieses bey diesen Briefen seine Absicht gewesen ist, so hätte er keine bequemere und angenehmere Art wählen können. Man siehet darinnen, wie er das bescheidene Verdienst durch seine Macht empor hebet, grosse Fähigkeiten durch sein Vermögen unterstützet, unterdrückte Unschuld durch seine Beredsamkeit in Freyheit setzet. Er zeiget sich darinnen als ein Freund, den das Glück und Unglück seiner Freunde rühret, als ein Liebhaber der Gelehrsamkeit, als ein Gelehrter selbst, als ein Staatsmann. Wie viel Dank verdienet also nicht derjenige, der seinen Landsleuten, die der lateinischen Sprache nicht mächtig

 sind,

sind, diese Nachrichten in einer getreuen und schönen Uebersetzung in die Hände giebt? Wir wollen unsern Leser itzt mit einer Uebersetzung dieser Briefe bekant machen, die sowohl dem Uebersetzer als auch England selbst Ehre macht. Wir haben noch eine andere englische Uebersetzung dieser Briefe, die aus zween Octavbänden bestehet, vor uns. Ihr Verfasser ist William Melmoth, Esq. Sie ist 1748 zu London zum drittenmale aufgelegt worden. Schon diese Uebersetzung verdienet unsern Beyfall. Sie folget dem Originale getreu, sucht alle Gedanken desselben auszudrücken, und wird deswegen an etlichen Orten etwas weitschweifig. Der Verfasser hat kurze und wohlgewählte Anmerkungen dazu gesetzet, wodurch die Deutlichkeit einiger Stellen aufgekläret, und die Schönheit anderer gezeiget wird. Die Bekantmachung dieser Uebersetzung ist itzo unsere Hauptabsicht nicht, sonst würden wir den Lesern einige von diesen Anmerkungen mittheilen. Wir wollen aber doch wenigstens das, was er von den Briefen des Plinius an den Kayser Trajan, die das 10te Buch ausmachen, überhaupt saget, übersetzen: „Der „grösste Theil der folgenden Briefe, sagt er, hat „Plinius aus der Provinz Bithynien geschrieben. „Sie sind, der Schreibart und ihrem ganzen Character nach, von den Briefen der vorhergehenden „Bücher ganz unterschieden. Es haben dahero „einige Kunstrichter gemuthmaset, als wenn sie „von einem andern Verfasser wären; sie haben „aber nicht überleget, daß die Umstände eine ganz

„ande-

„andere Schreibart nothwendig verlanget haben.
„In Briefen von Geschäften, wie diese besonders
„sind, ist eine künstliche Wendung und ein aus-
„gesuchter Sittenspruch etwas fremdes; Genau-
„igkeit und natürliche Schönheit machen das We-
„sen dieser Briefe aus. Und in dieser Absicht
„haben sie eben so viel Verdienst, als die vor-
„hergehenden, ob sich gleich nicht so unterhaltend
„und angenehm sind. Doch ihren Werth, den
„sie als Briefe haben, beyseite gesetzt, so verdie-
„nen sie unsere besondere Aufmerksamkeit als rich-
„tige Stücke der Geschichte, wodurch der Cha-
„rakter eines der liebenswürdigsten römischen Kay-
„sers in ein Licht gesetzt wird. Er erscheinet dar-
„innen in der glücklichsten Stellung: man siehet,
„wie er seine Macht zu göttlichen Endzwecken, zur
„Gerechtigkeit und Güte anwendet. —„ Die
Uebersetzung, deren Titel oben stehet, hat den Gra-
fen von Orrery zum Urheber. Er ist schon unter
uns aus seinen väterlichen Briefen über den Cha-
rakter des D. Swifts, als Schriftsteller, bekant;
und auch diese Uebersetzung hat er seinem Sohne,
dem Lord Boyle, zugeschrieben. Die Vorrede,
oder eigentlich die Zuschrift an den Lord Boyle,
giebt von dem Leben des Plinius Nachricht, und
beträgt 75 Seiten. Wir müssen erinnern, daß
in diesem Leben eine weitläuftige Untersuchung von
den Bädern der Römer, und eine ganze Abhand-
lung von der römischen Monarchie unter den Kö-
nigen, und von dem römischen Senate S. 26 —
57 zu finden ist, weil sie ohne Zweifel niemand

 hier

hier suchen wird. Die Uebersetzung selbst scheinet uns freyer zu seyn, als die, welche wir oben erwähnet haben, und doch dabey treu. Wir würden eine Uebersetzung wieder übersetzen müssen, wenn wir die Leser in den Stand setzen wollten, selbst zu urtheilen, und würden doch alsdenn noch keinen sichern Ausspruch thun können. Wir wollen uns vielmehr bey den Anmerkungen aufhalten, welche einen grossen Theil dieses Buches ausmachen. Jeder Brief ist mit etlichen begleitet, und sie sind überhaupt von verschiedenem Inhalte. Gleich in den Anmerkungen zu dem andern Brief des ersten Buches wird von verschiedenen Sachen geredet: vom Stolze der Schriftsteller, von der unterschiedenen Beredsamkeit des Cicero und des Demosthenes, von dem Charakter des Calvus, eines Redners. Die Anmerkungen zu dem sechszehenten Briefe dieses Buchs handelt von der Geschicklichkeit des Plinius, mit der er die Charakter seiner Freunde entwirft, von einer Stelle aus dem Catull, von einer dunkeln Stelle dieses Briefes, und von dem Charakter des Saturninus. In der Anmerkung zu dem vier und zwanzigsten Briefe werden die Schönheiten dieses Briefes gezeiget. Die erste Anmerkung zu dem ersten Briefe des andern Buches enthält eine Vergleichung zwischen den Verginius Rufus, und den Herzog von Albemarle; die andere zu eben diesem Briefe zeiget das edle Verhalten des Rufus bey der Annäherung des Todes. Den andern Brief dieses Buches begleitet eine Vergleichung der Freundschaft und

der

der Liebe, eine übersetzte Stelle aus dem Horaz, und Betrachtungen über den Paullinus. Die Anmerkungen des zehnten Briefes reden theils von der Bemühung der Alten und Neuern, ihre Namen der Nachwelt zu überliefern, theils von dem Schicksale der Werke, welche nach dem Tode ihrer Verfasser erst herausgegeben werden. Die erste Anmerkung zu dem neunzehnten Briefe dieses andern Buches handelt von dem Gemählde des Raphael, wo Paulus, wie er zu Athen prediget, vorgestellet wird; die andere von der Beschreibung, die Cicero von einer Rede giebt. Unsere Leser werden hieraus sehen, wie verschieden der Inhalt dieser Anmerkungen ist. Wir wollen nunmehro etliche ganz übersetzen, damit sie auch von ihrer Güte, oder überhaupt von ihrem Werthe urtheilen können. Unsere Wahl soll nur dadurch eingeschränket werden, daß die übersetzten Anmerkungen für den grössten Theil unserer Leser verständlich seyn sollen. Bey dem achten Briefe des vierten Buches stehet diese Anmerkung: „Die Menschen sind von Natur abergläubisch; wir sind von dem Anfange der Welt so gewesen, und werden auch bis an ihr Ende fortfahren, so zu seyn: superstitio fusa per gentes oppreſſit omnium fere animos atque hominum imbecillitatem occupauit: Der Aberglaube, nachdem er einmal sich über die Welt verbreitet hatte, unterdrückte die Seelen fast des ganzen menschlichen Geschlechts, und gründete sich selbst auf die Schwäche unserer Natur, sagt Cicero in seinem andern Buche de

 Diui-

Diuinatione: allein es ist sehr schwer, eine deutliche und hinlängliche Beschreibung von dem Aberglauben zu geben: die Schriftsteller stimmen in der Ableitung des Wortes nicht unter einander überein. Das griechische Wort, δεισιδαιμονία, welches wir Aberglaube übersetzen, bedeutet nur die Furcht für die Gottheit. Von dem lateinischen Worte superstitio saget Cicero folgendes: „Man „nennet die (superstitiosos) abergläubisch, die ganze Tage hindurch beten und opfern, damit ihre „Kinder sie überleben mögen: allein dieses Wort, „sagt er, hat in der Folge eine weitere Bedeutung „erhalten.„ (*) Andere Schriftsteller beschreiben sie anders; allein nunmehro scheinet Aberglaube eine vergebliche und ungegründete Furcht für die Gottheit anzuzeigen, die verschiedene thörichte, wo nicht gar lasterhafte Handlungen hervorbringet, welche aber, nach dem Urtheile eines weisen, und von Leidenschaften befreyeten Mannes, theils vergeblich sind, theils das höchste Wesen mehr beleidigen als vergnügen. Aus dieser gewöhnlichen Bedeutung kan man sehen, daß einige das für Aberglauben halten können, was andere für ein nothwendiges Stück der Religion ansehen; was einige für Gott gefällig halten, davon können andere urtheilen, daß es Gott misfällig ist: und es ist kein Wunder, daß wir in Sachen von der grössten Wichtigkeit

(*) De natura Deorum, 2 B. Kap. 28. Qui totos dies precabantur & immolabant, vt sui liberi sibi superstites essent, superstitiosi sunt appellati: quod nomen postea latius patuit.

keit so weit von einander unterschieden sind, da unsere verschiedene Meynungen ein so starker Eifer begleitet, und zwar in Kleinigkeiten, die unsere Glückseligkeit weder disseits noch jenseits des Grabes betreffen. Allein, was für Nachsicht man auch schwachen Gemüthern wegen der niedrigen Grade vom Aberglauben verstatten kan, denn sie sind deswegen vielleicht mehr zu bedauren, als zu verdammen; wird nicht ein jeder mit dem Plutarch (*) und dem Lord Bacon (**) glauben, daß der Aberglaube weit schlimmer als der Unglaube sey, wenn diese abgöttische Art des Gottesdiensts weit um sich greifet, und den Menschen zu Handlungen verleitet, die den Nebenmenschen höchst schädlich sind? Was kan mehr anstössig seyn, als diejenigen gottesdienstlichen Handlungen der Heyden, da sie ihre Gottheiten durch menschliche Opfer zu besänftigen suchen?

> Mos fuit in populis, quos condidit aduena Dido,
> Poscere caede Deos veniam, ac flagrantibus aris
> (Infandum dictu) paruos imponere natos (***).

Und Plinius (****) der ältere saget uns, daß der römische Rath erst im Jahre der Stadt Rom 657 durch eine Verordnung die Menschopfer verboten habe. Dieses sind seine Worte: DCLVII. demum anno vrbis *Cn. Cornelio Lentulo, P. Licinio*

(*) Plutarch. περὶ δεισιδαιμονίας Vol. II. p. 164.
(**) Bacon's Essay on superstition.
(***) Silius Italicus L. IIII.
(****) Plin. Hist. Nat. L. XXX. c. 1.

cinio Crasso coss. senatus consultum factum est ne homo immolaretur; palamque in illud tempus sacra prodigiosa celebrata. Wir finden auch bey den alten Schriftstellern, daß die grausamen Kämpfe der Fechter ursprünglich zu den Begräbnissen bestimmet waren, um die abgeschiedenen Seelen durch das vergossene Menschenblut zu versöhnen. Rosinus (*) in dem Kapitel de ludis funebribus & gladiatoriis führet unter andern Stellen auch diese aus dem Tertullian zum Beweise an: nam olim, quoniam animos defunctorum humano sanguine propitiari creditum est, captiuos vel malo ingenio seruos mercati, in exequiis immolabant. Wenn der Psalmist von der Abgötterey redet, welche die Kinder Israel von den Heyden gelernet hatten, so sagt er: **Sie mengten sich unter die Heyden, und lernten derselben Werk. Und dieneten ihren Götzen, die geriethen ihnen zum Aergernis. Und sie opferten ihre Söhne und ihre Töchter den Teufeln. Und vergossen unschuldig Blut, das Blut ihrer Söhne und ihrer Töchter, die sie opferten den Götzen Canaan, daß das Land mit Blutschulden beflecket ward.** (**) Diese unmenschlichen Handlungen haben alle Christen äusserlich verdammet. Allein es ist auch ausser allen Zweifel wahr, daß eben dieselbigen in dem Begriffe, den einige Christen von der Religion haben, unter andern nicht weniger unmenschlichen Hand-

(*) L. V. c. 2.

(**) Ps. 106. v. 35. folg.

Handlungen beybehalten worden sind: und was das traurigste und unbegreiflichste ist, sie haben sich bemühet diesen Begriff in den Grundsätzen des Christenthums zu finden; da sie doch in dem ganzen neuen Testamente sehr deutlich auf die Beförderung der Menschlichkeit, der Liebe, der Erbarmung und der Güte eingerichtet sind. Ein Christe wird deswegen seinen Glauben entehren, wenn er gegen äusserliche Gebräuche und Gewohnheiten, die doch den Befehl Christi nicht nothwendig gemacht hat, zu viel Ehrerbietung bezeiget. Er ist auf gleiche Art strafbar, wenn er sich durch den Geist der Verfolgung leiten lässt, und es für seine Pflicht hält, seine Religion durch Gewalt auszubreiten, und seine Nebenmenschen, die von gewissen Sätzen der Religion nicht eben so denken wie er denket, in dieser Welt unglücklich zu machen, damit sie in einer folgenden Welt glücklich werden. Da aber diese abergläubischen Meynungen gänzlich zu verdammen sind, weil sie für das menschliche Geschlecht von sehr unglücklichen Folgen seyn würden, so müssen wir auch den Abweg derer erwähnen, die eine schädliche Freyheit billigen, wodurch sie die schändlichsten und gotteslästerlichsten Meynungen ausbreiten können. Wie sehr sind also die Lehren und Gebräuche der englischen Kirche zu billigen? Sie hat mit grosser Weisheit die Mittelstrasse zwischen den Papisten und Puritanern erwählet; zwischen dem kindischen Tändeln des einen, und der bäurischen Grobheit des andern; zwischen der Thorheit derer die auf den Gebrauch so vieler, und oft lächer-

lächerlicher Gewohnheiten dringen, und der Unehrerbietigkeit anderer, die sie alle überhaupt verbieten.

In was für eine lange Betrachtung bin ich nicht durch den Aberglauben gerathen? der Inhalt des Briefes hat mich nothwendig daran erinnern müssen; allein, wenn ich so weit von meinem Wege abgegangen bin, um blos Riesen und Ungeheuer zu bestreiten, die unsere Inseln beunruhigen: so hoffe ich doch sattsam dadurch entschuldiget zu seyn, weil ich es zur Vertheidigung der Gebräuche und der Religion meines Vaterlandes gethan habe; eine Sache, bey welcher Zaghaftigkeit und Kaltsinn eine unauslöschliche Schande seyn würde. Ich komme nunmehro auf die Abgötterey, welche zu den Zeiten des Plinius in Rom herrschete. Die Augures waren eine Art Priester, die Numa angeordnet hatte. Augures, Romulo regnante, nulli erant: ab Numa Pompilio creati. Ihr Priesterthum dauerte so lange, als sie lebten; ein Umstand, welcher nach den Gedanken des Plinius, diese Würde heilig machte: tum hoc quoque sacrum plane & insigne est, quod non adimitur viuenti. Es war ein Glück für die Priester, daß ihre Einweihung für so heilig gehalten wurde, daß sie nicht umgestossen werden konte; denn da sie Zeichen und Träume auslegen mussten, so hätte es von einer gefährlichen Folge für sie seyn können, wenn diese Auslegungen dem Willen eines grossen Mannes nicht gemäs gewesen wären. Es hat mir sehr wohl gefallen, daß Plinius keine Nachricht

richt von den abergläubischen Pflichten dieses Amts giebet. Er wusste, daß sie lächerlich und betrügerisch waren; er hält die Würde eines Augurs nur deswegen für eine Ehre, weil sie blos Leuten von dem ersten Range ertheilet wurde: (*) er schätzt sie heilig, weil diese Männer als Diener des Himmels verehret wurden. Es waren anfänglich nur drey, denn viere, und zuletzt funfzehn.

Diese Anmerkung ist etwas lang; allein, wir haben sie doch unsern Lesern aus verschiedenen Ursachen ganz vorlegen wollen. Die folgenden sollen kürzer seyn. Bey dem zehnten Briefe eben dieses Buches stehet diese Anmerkung: „Die Römer geben auf „zweyerley Art ihren Sclaven die Freyheit, entwe„der durch ein Testament, oder durch die Manu„mission. In beyden Fällen wurden die Worte „gebrauchet: hunc hominem liberum esse volo.„ Die Anmerkung enthält etwas unrichtiges. Die Manumission zeiget überhaupt die Freylassung an, und keine besondere Art derselben, wie der Verfasser behauptet. Es waren drey Arten der Manumission gewöhnlich. Ein Sclave wurde frey, wenn er ein gewisses eigenes Vermögen hatte, und ihm sein Herr erlaubte, es bey dem Censor anzugeben. Die andere Art der Freylassung geschahe von dem Prätor durch einen Schlag (per vindictam); diese verstehet unser Verfasser ohne Zwei-

fel

(*) Tantae auctoritatis, vt nihil magni in republica fieret inaugurato. Ad viros sapientia & nobilitate praecellentes sacerdotium illud praeferebatur. Kippingi Antiqq. Roman. L. I. c. 12.

fel unter der Manumission; die dritte endlich geschahe durch das Testament. Der Verfasser hat über die Worte: plures grauioresque caussae & desiderii & doloris, die in dem 16ten Briefe des 5ten Buches stehen, folgende Anmerkung gemacht: Es giebt kaum ein Wort in unserer Sprache, welches vollkommen den Begriff ausdrückte, den wir durch das Wort desiderium erlangen, wenn es in diesem besondern Verstande gebrauchet wird. Es bedeutet das ungedultige Sehnen nach einer Sache, die man nicht wieder zurückbringen kan: Eine Sache,

Par leuibus ventis, volucrique simillima somno (*).

Man kan fast von jeder Sprache sagen, daß sie über gewisse Wörter ein Monopolium hat, und die keine andere Sprache vollkommen ausdrücken kan. So gehöret zum Exempel das Wort, good-nature, so eigentlich den Engländern zu, daß es kein anderes Volk in seiner Sprache erreichen kan. Ueberhaupt hat dieser ganze Brief Schönheiten, die nicht wohl auszudrücken sind. Die Schreibart, ob sie gleich zu einem hohen Grade sich erhebet, ist doch nicht höher, als die Sache selbst ist; der Schlus aber ist besonders zärtlich und voller Empfindung.

Wir wollen noch die Anmerkung zu dem 27. Briefe des 6. Buches mittheilen: Wir müssen uns über verschiedene Lobsprüche des Trajans nicht verwundern. Er war auf gewisse Weise der unmittelbare Nachfolger

(*) Virg. Aeneid. VI. 702.

folger des Domitian. Die Regierung des Nerva war sehr kurz, und sie war vielmehr die Regierung des Trajans, seines Coadjutors selbst. Die Römer hatten von dem Domitian so viele Grausamkeiten erlitten, daß auch ein Kayser, der weit noch unter dem Trajan gewesen wäre, in ihren Augen würde liebenswürdig gewesen seyn. Demohnerachtet aber kan man doch nicht mit dem Plinius einerley Meynung seyn, wenn er saget: omni hac, etsi non adulationis, specie tamen adulationis, abstinui. „Ich habe nicht allein die „Schmeicheley, sondern auch den Schein dersel„ben vermieden.„ Die Lobrede selbst vom Anfange bis zum Ende ist eine Ausnahme dieses Satzes: sie hat einen Ton der Schmeicheley, der durch das ganze hindurch gehet; und ob gleich verschiedene Theile dieser Lobschrift sich auf den vortrefflichen Fürsten, dem sie zugeschrieben ist, sehr wohl schicken, so überzeuget uns doch das, was in diesem Briefe gesaget wird, Plinius sey, so wie viele andere Schriftsteller, nicht der beste Richter seiner Werke. Oder vielleicht hat der Schmeichler, durch die öftere Wiederholung seiner Schmeicheley zuletzt selbst geglaubet, daß er die Wahrheit saget. Die Sprache dieses Briefes ist sehr weit von der Schönheit und Leichtigkeit entfernet. Die Schreibart ist ausstudiret, und der ganze Brief scheinet unter einem gewissen Zwange geschrieben zu seyn. Plinius scheinet ihn selbst gefühlet zu haben; er behält deswegen die umständlichere, und vermuthlich auch die aufrichtigere

Antwort

Antwort einer persönlichen Unterredung vor. Wir müssen noch etwas von dem sagen, was diese Briefe den Augen angenehm machet. Jedes Buch wird mit einem Kupferstich angefangen und beschlossen. Der vor dem ersten Buche ist aus dem ersten Briefe genommen, und stellet den Plinius sitzend vor, wie er studiret. Vor dem andern Buche stehet das Leichenbegängnis des Verginius Rufus, nach dem Inhalte des ersten Briefes. Zu Ende des fünften Buches siehet man einen Theil von dem Garten des Plinius zu Tusculum. Er ist in dem sechsten Briefe dieses Buches beschrieben. Vor dem zehnten Buche stehen zwo Münzen; die eine stellet den Kayser Trajan, die andere die Kayserin Plotina vor. Sie sind nach den Originalien gestochen, die sich in der Sammlung des Doctor Mead befinden.

III. The

III.

The present state of Europe; explaining the Interests, Connections, Political and commercial Views of its several Powers. The Fourth Edition revised, corrected and continued by the Author. London 1753. 8. 517 Seiten.

Die europäischen Staaten sind, in ihrer innern Verfassung, und in dem Verhältnis gegen andere, so vielen Veränderungen unterworfen, daß die Bücher, welche der Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes von Europa gewidmet sind, eine vorzügliche Güte haben müssen, wenn sie, nach Ablauf einiger Jahre, noch Achtung verdienen, und brauchbar bleiben sollen. In dem kurzen Zeitraum, in welchem der Zustand von Europa, den ein Verfasser als den gegenwärtigen beschreibet, diesen Namen behaupten kan, erhält auch ein mittelmässiges Werk, eine Art von Beyfall und Nachsicht, die man der Bemühung eines Schriftstellers schuldig wird, der sich unserer Begierde, das neueste zu erfahren, ohne einen Anspruch auf die Unsterblichkeit, gefällig erweiset. Allein, so bald seine Arbeit diese Empfehlung durch vorgefallene Veränderungen verlieret, so mus sie sich durch Vorzüge, die ihr eine beständige Brauchbarkeit verschaffen, unterscheiden, wenn sie nicht mit vorjährigen Calendern ein gleiches Schicksal erfahren,

oder höchstens, neben einem itztlebenden Europa aus dem vorigen Jahrhundert, einen verachteten Platz erhalten soll.

Der Zustand von Europa nach geschlossenem Achner Frieden, ist derjenige, welchen der ungenante Verfasser des angezeigten englischen Werks, den man den berühmten John Campbell zu seyn glaubet, gründlich und ausführlich beschreibet. Neue Kriege und neue Bündnisse haben das innere sowohl als das auswärtige Staatssystem der europäischen Reiche und Republicken beträchtlich verändert, und prophezeyen noch grössere Veränderungen; und gleichwohl wird dieses Buch, wenn es auch durch eine neue Ausgabe nicht verjünget werden sollte, allemal den Beyfall der Kenner verdienen, und eine vorzügliche Brauchbarkeit behalten; ja selbst nach einer neuen Ausgabe wird die vorige denen schätzbar bleiben, die sich das lehrreiche Vergnügen verschaffen wollen, wohl überdachte politische Muthmassungen mit dem Erfolg zu vergleichen, und über Veränderungen, die durch Vergleichung des vorhergehenden in ihr wahres Licht gesetzet werden, fruchtbar nachzudenken.

Der Verfasser hat sich weder in eine geographische Beschreibung der europäischen Staaten eingelassen, noch mit andern Nebenumständen beschäftiget, die in einer vollständigen Anleitung zur Käntnis der europäischen Staaten ihren Platz verdienen, aber nicht eigentlich die Grundregeln, nach denen ein Staat regieret wird, enthalten. Diese auf das wahre, oder als wahr angenommene Interesse

teresse eines Staats gegründete Grundregeln, die sein einheimisches und auswärtiges Verhalten bestimmen, sind es, die er sich mit vieler Gelehrsamkeit und Einsicht aufzusuchen und vollständig zu erklären bemühet.

Man wird die vorzügliche Achtung und Liebe eines Engländers gegen sein Vaterland, in dem Zusammenhang des ganzen Werks, niemals verkennen, er lässet aber auch Verdiensten ausserhalb seines Vaterlands Gerechtigkeit wiederfahren, und in der That werden einsehende Leser keinen Fehler leichter übersehen, als einen Patriotismus, dessen Quellen allemal edel bleiben, und dessen Ausschweifungen dadurch unschädlich werden, weil sie sich selbst entdecken.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher die Gränzen der europäischen Staatswissenschaft im genauesten Verstande bestimmet, und die vornehmsten Hülfsmittel derselben angewiesen werden, handelt der erste Abschnitt von den allgemeinen Grundsätzen der Staaten, oder dem Interesse einer jeden Regierung überhaupt. Der Begrif, welchen sich diejenigen, von denen die Regierung eines Staats abhanget, von ihrem eigenen Interesse, oder von dem Interesse des Staats machen, und die Art, wie sie beydes verknüpfen oder absondern, ist die erste Triebfeder der ganzen Regierung. Man kan niemals von den Regeln, nach welchen ein Staat regieret werden mus, richtig urtheilen, wenn man das wahre Interesse desselben nicht in seinem ganzen Umfang kennet. Man

würde sich aber sehr irren, wenn man glauben wollte, aus dem wahren Interesse eines Staats die Regeln zu finden, nach welchen er wirklich regieret wird. Wenn dieser Schlus richtig seyn sollte, müssten alle Personen, die an der Regierung eines Staats Theil nehmen, zu gleicher Zeit die gründlichsten Einsichten und das edelste Herz besitzen; Eigenschaften, die sich unter den Göttern der Erden selten einzeln, und noch seltener vereinigt antreffen lassen. Will man also wissen, wie ein Staat wirklich regieret wird, und was für ein Verhalten sich von demselben, in Ansehung der öffentlichen Angelegenheiten erwarten lasse, so mus man gewis seyn, wer ihn regiere, und was diese Personen für Begriffe von dem Interesse des Staats und von ihren eigenen haben, und welchen Gesinnungen sie folgen, wenn sich beydes widerspricht, oder zu widersprechen scheinet. Die Untersuchung des wahren Interesse, welchen ein Staat folgen sollte, wird dem ohnerachtet nicht überflüssig. Die guten Regenten befolgen das wahre Interesse mit Ueberlegung und Absicht; die mittelmässigen treffen es oft von ohngefehr, und auch die bösen müssen ihm oft selbst wider ihren Willen gehorchen. Wer Staaten gründlich kennen, wer von ihrem künftigen Verhalten zuverlässig urtheilen will, mus diese doppelte Untersuchung auf das genaueste verknüpfen, und sein Urtheil auf eine richtige Einsicht in die wahre Regierungsform eines jeden Staats, und auf die Käntnis der Personen, die daran Theil nehmen, gründen.

Der

Der Verfasser hat an diese Betrachtungen gedacht, aber sie nicht deutlich gnug auseinandergesetzt. Eben so gehet es ihm bey der Abhandlung, der von ihm angegebenen fünf Hauptquellen, aus welchen er das Interesse der Nationen hergeleitet wissen will. Er rechnet dahin, die Religion, die natürliche und angewöhnte Neigung zur Freundschaft und Verbindung mit gewissen Staaten, die Lage, das Verhältnis des itzigen gegen den vorhergehenden bessern oder schlechtern Zustand, und die Ansprüche eines Volks. Er saget davon soviel, daß der Leser überzeuget ist, er sey im Stande gewesen, davon mehr zu sagen, allein der Mangel an Vollständigkeit und Genauigkeit würde ein nachtheiliges Urtheil von seiner Arbeit veranlassen, wenn man bey dem ersten Abschnitt stille stehen, und sich nicht durch Lesung der folgenden überzeugen wolle, daß er in der Anwendung der Grundsätze auf einzelne Staaten fleissiger und glücklicher gewesen, als bey Erklärung der Grundsätze selbst.

In dem zweyten Abschnitt werden einige allgemeine Anmerkungen über den Zustand von Europa gemacht, und anfänglich das Verhältnis der übrigen Welttheile gegen Europa, darauf aber das Verhältnis der europäischen Staaten unter einander, sonderlich in Ansehung der Religion, und der Handlung, untersuchet, und endlich mit Betrachtungen über das Gleichgewicht von Europa beschlossen. Wir finden hier viel schönes und brauchbares, vermissen aber die Vollständigkeit

 und

und Genauigkeit in diesem Abschnitt so sehr als in dem vorhergehenden. Der Verfasser waget es, einige Bestimmungen des Verhältnisses in Zahlen auszudrücken, die vielleicht vielen Zweifeln unterworfen seyn dürften. Wir wollen eine von diesen Berechnungen zur Probe anführen. Er theilet die Schiffarth von ganz Europa in zwanzig Theile, und rechnet davon für

Grosbrittannien . .	6 Theile,
Die vereinigten Niederlande . .	6
Die Unterthanen der nordischen Cronen	2
Die Handelsstädte und Seehäfen in Deutschland und den östereichischen Niederlanden . . .	1
Frankreich . . .	2
Spanien und Portugall . .	2
Italien und den Ueberrest von Europa	1
Summa	20 Theile.

In Ansehung des Gleichgewichts von Europa erinnert er sehr richtig, daß dessen Erhaltung von dem besondern Gleichgewicht der Macht in den nordischen Staaten, Deutschland und Italien abhange, und schliesset mit der gegründeten Anmerkung, daß Friede und gute Nachbarschaft, Beförderung der Künste und Wissenschaften, und Erweiterung der Manufakturen und Handlung, der Bevölkerung und Glückseligkeit des ganzen Europa und aller seiner Theile weit gemässer sey, als alle eitele Bemühungen, besondere Häuser auf Unkosten des menschlichen Geschlechts zu vergrössern.

Der

Der Verfasser hat Recht, und der Einwurf, daß wenn alle Nationen sich mit gleichem Fleis um die Erweiterung der Manufakturen und Commercien beeyfern wollten, keine unter ihnen vorzügliche Reichthümer dadurch erlangen würde, verlieret seine Kraft in den Augen eines vernünftigen und unpartheyischen Weltbürgers, der eine allgemeinere Vertheilung nutzbarer Güther der Glückseligkeit des Ganzen gemässer findet, als übermässige an wenigen Orten verschlossene oder verschwendete Schätze.

Der dritte Abschnitt handelt von dem neuesten Zustand und politischen Interesse des Russischen Reichs, und beschäftiget sich nach einer kurzen Erzählung von den wichtigsten Staatsveränderungen dieses Reichs, und von dessen jetzigen Regierung, mit Betrachtungen über das Verhältnis des Russischen Staats, gegen andere europäische Reiche, und mit Muthmassungen über das Verhalten, so Rusland, nach seinem wahren Interesse, gegen dieselben beobachten müsse und werde. Wenn auch die Zukunft politische Vorhersagungen nicht allemal bestätiget, so vermindert sie dennoch die Achtung ihrer Urheber nur alsdenn, wenn der Erfolg zeiget, daß sie entweder das wahre Interesse nicht richtig eingesehen, oder unrichtigen Wahrnehmungen in Ansehung der Gesinnungen der Regenten und Höfe gefolget sind. So sehr sich das europäische Staatssystem zu verändern scheinet, so wenig hat unser Verfasser gleichwohl Ursache, Vorwürfe von dieser Art zu befürchten.

Im vierten Abschnitt wird von dem Königreich Schweden auf eine ähnliche Art gehandelt. Der Verfasser bahnet sich durch eine noch vollständigere Erzählung, und pragmatische Beurtheilung der wichtigsten Staatsveränderung, den Weg zu einer Menge vernünftiger Urtheile über die gegenwärtige Verfassung, und das wahre Interesse dieses Reichs, und waget Vermuthungen über seine künftige Absichten und Maasregeln. Wir wollen den Schlus dieses Abschnitts zu einer Probe seiner Art zu denken wörtlich anführen:

„Ueberhaupt (sagt er) können wir es wagen zu „behaupten, daß Schweden in seinen itzigen Umständen nur einen von folgenden drey Wegen erwählen kan. Es kan seine ganze Aufmerksamkeit darauf richten, die innere Stärke der Nation, durch Vermehrung ihrer Manufakturen, „und Erweiterung ihrer Handlung, wieder herzustellen. In diesem Fall mus es sich bemühen, „den Frieden mit allen seinen Nachbarn zu erhalten. Es kan dieses leicht bewerkstelligen, und „dieses ist vielleicht das sicherste und geschwindeste „Mittel, seinen vielfachen Verlust zu ersetzen, „und das vorige Ansehen wieder zu erlangen, ohne Frankreich, oder einer andern Nation, für „Subsidien verpflichtet zu seyn, die in diesem „und in der That in allen Ländern Partheyen und „Irrungen veranlasset haben:

„Schweden kan, wenn es einen andern Weg „erwählen will, sich näher mit Rusland vereinigen, um das Interesse des hollsteinischen Hau-

„ses mit diesem Reich gemeinschaftlich zu unter„stützen. In diesem Fall kan es vielleicht Gele„genheit finden, seine Handlung durch Rusland „nach Persien zu verbreiten, und durch diesen „Beystand sich noch mehrerer Vortheile zu bemäch„tigen, wenn sich eine Veränderung des gegen„wärtigen Zustandes der europäischen Mächte er„äugen sollte.

„Es kan letzlich der entgegengesetzten Seite „ein Gewicht geben, und in Vereinigung mit „Dännemark, Preussen, Frankreich, und viel„leicht auch Pohlen, ein Gleichgewicht der Macht „gegen Rusland hervorbringen, welches nicht „unmöglich ist, und auf gleiche Art manche Vor„theile verspricht.

„Der erste von diesen drey Wegen würde oh„ne Zweifel der weiseste seyn, und die Wahrheit „zu sagen, würde es, wenn alle nordische Mäch„te sich vereinigten, nicht nur zu ihrem gemein„schaftlichen Nutzen gereichen, sondern auch je„dem Staat ins besondere grosse Vortheile ver„schaffen, und unter allen keinem grössere als „Schweden.„

Der fünfte Abschnitt handelt von den Staatsveränderungen der neuen Historie, der gegenwärtigen Verfassung, dem politischen Interesse, und den besondern Absichten des Königreichs Dännemark, und der sechste beschäftiget sich auf gleiche Art mit der Crone und Republik Pohlen. Der grösste Theil dieses Abschnitts verdienet eine vorzügliche Aufmerksamkeit sowohl als der

 ganze

ganze siebente Abschnitt von der neuern Geschichte, dem politischen Interesse und den wirklichen Absichten der Crone Preussen. Die Merkwürdigkeiten dieses Hauptstücks lassen sich in keinen Auszug bringen, und die Urtheile sind in der Schrift eines Engelländers doppelt merkwürdig, da sie vor dem 16ten Jänner 1756 bekant gemacht worden.

Der achte Abschnitt ist einer der weitläuftigsten, und enthält eine pragmatische Erzählung von dem Ursprung und Wachsthum der Macht des Hauses Oesterreich, von seinem Streit mit dem Hause Burbon, und von dem Zustand, in welchem es sich nach dem Achner Frieden befunden.

Der neunte Abschnitt handelt von der wahren Verfassung, wirklichen Macht, und dem natürlichen Interesse von Deutschland, wenn man es als einen vereinigten Staatscörper betrachtet. Es ist unstreitig, daß wir in unsern einheimischen Schriftstellern einen vollständigern und genauern Unterricht von der deutschen Staatsverfassung lesen können; allein, dessen ohnerachtet werden Kenner ihres Vaterlandes die pragmatischen Urtheile eines Ausländers über dessen Vortheile, Mängel, Interesse und Absichten mit Vergnügen und nicht ohne Nutzen durchgehen.

Der zehnte Abschnitt bahnet durch einen pragmatischen Auszug der Historie von Frankreich, sonderlich von der Zeit an, da es der Herrschaft des Hauses Burbon unterworfen gewesen, den Weg zu den merkwürdigsten Abhandlungen über die Veränderung seiner innerlichen Verfassung, über seinen Ein-

flus

flus in auswärtige Staatssachen, und über dessen eigenes politisches Interesse. Dieses Capitel ist ausserordentlich merkwürdig; die Geschichte von Frankreich unter der Regierung des Hauses Burbon ist kurz, aber pragmatisch und lehrreich, und wenn man gleich von einem Engelländer weder in den Erzählungen, noch in den Urtheilen eine vollkommene Unpartheylichkeit erwarten kan, so unterscheidet sich dennoch unser Verfasser auf eine sehr vortheilhafte Art von dem Pöbel seiner Nation, der alle historische Wahrheit, und alle Achtung fremder Verdienste, einem unvernünftigen Hasse gegen eine Nation aufopfert, deren Interesse natürlicherweise dem Englischen sehr oft entgegen gesetzt seyn mus. Man findet hier weder Schimpfreden eines ungesitteten Patrioten, noch die Verkleinerung der Kräfte, die eine seichte Politik, an statt sie zu überwinden, verachtet. Richtige Untersuchungen über die innere Stärke und Schwäche dieses mächtigen Reichs, und vorsichtige Betrachtungen über das wahre oder wahrscheinliche Verhalten Frankreichs gegen andere Staaten, und anderer Staaten gegen Frankreich, füllen diese lesenswürdige Abhandlung, die auch Lesern nützlich und angenehm seyn kan, die keine Engelländer sind, und so gar Frankreich aus einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkt ansehen. Die in diesem Abschnitt eingeschalteten Tabelle über den Zustand der französischen Landmacht ist doppelt merkwürdig, weil sie von einem Engelländer als vollkommen glaubwürdig angenommen wird. Wir wollen sie ganz hersetzen:

Zu-

Zustand der Landmacht Ihrer Allerchristlichsten Majestät im May 1748.

Infanterie.	Bataill.	Mann.	Jährlicher Sold.
Regulirte Nationaltruppen	356	261455	54854808 — 5 — 0
Regulirte fremde Truppen	84	59183	16099717 — 16 — 0
Irreguläre Truppen	13	9596	2596073 — 2 — 0
Cavallerie.	**Escadrons.**	**Mann.**	**Jährlicher Sold.**
Ordentliche Reuterey.	301	47531	32130455 — 10 — 4
Dragoner	85	13824	8064154 — 3 — 6
Irreguläre	25	3120	2330728 — 16 — 0
Bataill.	453.	395382.	116075937 — 13 — 4
Escadrons	411.		

Dieses

Dieses Verzeichnis beweiset, was Frankreich thun kan, wenn es seine Kräfte anstrenget; iedoch dürfen wir nicht verschweigen, daß unser Verfasser glaubet, eine dergleichen Anstrengung müsse eine Erschöpfung oder wenigstens eine Entkräftung nach sich ziehen.

Der eilfte Abschnitt beschäftiget sich mit der neuern Historie von Spanien unter seinen Oesterreichischen und Burbonischen Königen, und suchet vornehmlich die Veränderungen zu erklären, die so wohl in dem politischen System von Europa als in der Verfassung von Spanien dadurch entstanden sind, daß die Spanische Krone an das Burbonische Haus gekommen, woraus die Betrachtungen über dessen itzige Regierungsmaximen, wahres Interesse und politisches Verhältnis hergeleitet werden. Die ganze Abhandlung ist pragmatisch und lehrreich.

Der zwölfte Abschnitt handelt von der vortheilhaften Lage, der neuern Historie und Staatsverfassung und besonders dem politischen Interesse und Verhältnissen des Königreichs Portugall, seit der Gelangung des Hauses Braganza zur königlichen Würde. Der Hauptsatz, mit welchem sich der Verfasser am meisten beschäftiget, ist dieser: daß die Sicherheit und Wohlfart von Portugall von seiner Verknüpfung mit Grosbrittannien abhange.

Der dreyzehnte Abschnitt von Italien ist um so merkwürdiger, weil das besondere Gleichgewicht der Italiänischen Staaten mit Recht als eine

Grund-

Grundsäule des Gleichgewichts von ganz Europa angesehen wird, und gleichwohl dieser Theil der europäischen Staatswissenschaft, derjenige ist, der bishero am wenigsten und unvollständigsten abgehandelt wird. Der Verfasser theilet dieses Hauptstück nach einer Vorbereitung von dem Zustand Italiens überhaupt, und so wohl von seinem besondern Gleichgewicht als auch von dessen Einflus in das allgemeine Gleichgewicht von Europa, in viele Nebenabschnitte, in welchen er von den Staaten des Königs von Sardinien und Herzogs von Savoyen, den Italiänischen Staaten des Hauses Oesterreich, dem Grosherzogthum Toscana, dem Herzogthum Modena, dem Stuhl zu Rom, den Ansprüchen und Besitzungen des Hauses Burbon in Italien, dem Herzogthum Parma und Piacenza, den Republiken Venedig und Genua, und zuletzt von der benachbarten Schweitzerischen Republik, sehr ausführlich und pragmatisch handelt, besonders aber das Interesse der übrigen Europäischen Staaten in Ansehung Italiens in ein deutliches Licht zu setzen sich bemühet. Wenn auch nicht alle Theile dieses Buchs ihre besondere Vorzüge hätten, so würde doch dieses einzige Hauptstück, welches von der 375ten bis zur 471ten Seite gehet, zureichend seyn, dasselbe allen, die sich mit einer gründlichen Untersuchung der Europäischen Staatswissenschaft aus Schuldigkeit oder zu ihrem Vergnügen beschäftigen, auf das vortheilhafteste zu empfehlen und in gewisser Maasse unentbehrlich zu machen.

Im

Im vierzehnten Abschnitt wird die Geschichte der Vereinigten Niederlande mit Betrachtungen über die wahren Quellen ihres glücklichen Fortgangs in der Handlung und Macht, und über die Ursachen des Unglücks, so diesen Fortgang einigemal unterbrochen hat, verknüpfet, und hieraus werden die Anmerkungen über das innere Staatsinteresse der Republik und über ihr Verhältnis gegen auswärtige Staaten, hergeleitet. Die Verdienste des Hauses Oranien, der Einflus der wiederhergestellten Statthalterschaft in die Glückseligkeit der Republik und die Vereinigung ihres eigenen Interesse mit dem Interesse von Grosbritanien, sind die Gegenstände, die sich der Verfasser am meisten aufzuklären bemühet.

Der funfzehnte Abschnitt von Grosbrittannien ist unter allen der kürzeste. Ohne sich mit der Historie und innern Verfassung des Staats aufzuhalten, suchet der Verfasser das Interesse von Grosbrittannien in Ansehung der übrigen Europäischen Staaten zu bestimmen. Ueber den grossen Gegenstand der itzigen politischen Streitschriften in England, den Gegensatz oder die Verknüpfung des Interesse von Grosbrittannien und Hannover, welcher gegenwärtig die ganze Nation zertheilet und mit grosser Hitze und von vielen mit einer noch grössern Unbescheidenheit abgehandelt wird, beobachtet unser Verfasser ein vollkommenes Stillschweigen, ist aber in dem ähnlichen Streit über die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der aus-

wärtigen Alliancen und Subsidientraktaten der Meynung, daß Grosbrittannien sein Ansehen und seine Macht nicht behaupten könne, ohne die Sache seiner Alliirten und seine eigene durch Alliancen mit Eifer zu unterstützen und die Kosten nicht zu scheuen, die dieses Verhalten erfordert.

Die Umstände verstatten uns nicht, die Anmerkungen des Verfassers über den damaligen politischen Zustand von Europa und seine Vermuthungen über die künftigen Veränderungen des Staatssystems in einem Auszuge darzustellen. Sie sind zum Theil keines Auszugs fähig, und wir würden es auch ausserdem für unbillig halten, die Leser eines Buchs, welches ganz gelesen zu werden verdienet, des Vergnügens zu berauben, solche selbst aufzufinden.

IV. The

IV.

The divine Legation of Moses demonstrated in nine Books, the fourth Edition corrected and enlarged by W. Warburton D.D. the first Volume, in two Parts, London 1755. 8.

Daß wir unsern Lesern gegenwärtig den Inhalt eines Werks mittheilen, welches, dem Titel nach, schon bekant genug ist, und bereits in unsre Muttersprache übersetzet worden, braucht wohl einer Entschuldigung. Es ist etwas gemeines, daß jederman von der Ueberschrift eines Buchs spricht, und doch nur der wenigste Theil sich um den Inhalt desselben bekümmert, zu geschweigen, daß auch nicht ein jedweder die Gabe und die Gedult besitzt, eine Schrift, die dieser gleichet, in ihrem Zusammenhang durchzulesen. Herr Warburton ist nicht für einen jedweden Leser. Er denkt scharfsinnig und gründlich: er folgert Schlüsse aus Schlüssen: er theilet den Hauptbeweis in unzählige Nebenbeweise ab: man mus daher selbst eine gewisse Fertigkeit im Denken besitzen, und es sich nicht verdriessen lassen, alle einzelne Theile genau zu bemerken, und mehr als einmal zu wiederholen, damit man ein desto richtigeres Urtheil von dem Ganzen fällen könne. Leser von dieser Art aber giebt es allerdings wenige. Hierzu komt noch die üble Gewohnheit der meisten öffentlichen

Lehrer auf hohen Schulen, die entweder aus einem geheimen Schmerze nicht gerne eine fremde Gelehrsamkeit ihren Schülern empfehlen, oder dieselben aus Treulosigkeit nicht gerne klüger sehen, als sie selbst sind, oder endlich aus Nachlässigkeit der Mühe überhoben zu seyn wünschen, ein Werk durchzulesen, um dasselbe der studirenden Jugend anpreisen zu können. Wir wissen, daß das gegegenwärtige Buch in den Hörsaalen der Gottesgelehrten auf vielen deutschen Akademien eben dieses Schicksal gehabt hat, und noch itzt hat. Alle diese Ursachen zusammengenommen, machen uns die Hofnung, daß wir dem grössten Theil unsrer Leser einen Dienst erweisen werden, wenn wir, wiewohl etwas späte, von einer Schrift Nachricht ertheilen, die wenig mit andern gemein hat.

Der grosse Haufe der Deisten in England hat schon vor langer Zeit das göttliche Ansehen des Moses zu läugnen sich bemühet. Man hat ihm allenfalls das Recht wiederfahren lassen, daß er ein grosser Staatsmann gewesen, der durch allerhand Blendwerke sich dem Volke fürchterlich gemacht, und durch geheime Triebfedern seinen Endzweck zu erreichen gewusst. Das ist es aber auch alles, was der Unglaube uns hat überreden wollen, von seiner Person zu glauben. Der Vorwurf war zu hart, und die Folgen, die daraus in Absicht auf die christliche Religion konten gezogen werden, zu gefährlich, als daß man dazu hätte stilleschweigen können. Die grössten und scharfsinnigsten Gottesgelehrten in und ausser England

gaben

gaben von Zeit zu Zeit Vertheidigungsschriften heraus, und ein jeder bestätigte die Göttlichkeit der Sendung Mosis mit neuen Beweisen, oder klärte die von andern geführten besser auf, nachdem der gegenseitige Theil neue Einwendungen denen alten an die Seite setzte, oder diese mit einem grösserm Scheine vorbrachte. Der ordentliche Weg, den man in dieser Absicht betreten hat, ist dieser gewesen, daß man die Göttlichkeit der mosaischen Geschichte so, wie wir sie in den fünf Büchern Mosis haben, zum Grunde gesetzt hat, und auf diese insbesondere die göttliche Sendung Mosis gebauet. Man hat recht geschlossen: wenn Moses solche Dinge gethan hat, die kein blosser Mensch würde haben thun können, und wenn er solche Dinge der Nachwelt schriftlich hinterlassen hat, die kein Mensch mit eben der Aufrichtigkeit erzählet haben würde: so mus er mehr als ein Staatsmann, mehr als ein weiser Gesetzgeber, er mus ein Gesandter Gottes gewesen seyn. Herr **Warburton** verwirft diesen Beweis nicht, er ist aber doch auch nicht völlig damit zufrieden: wenigstens scheinet es ihm, als ob der Freydenker noch viel darwider einwenden könne. Er betrachtet daher die göttliche Sendung Mosis von einer ganz andern Seite, und will dieselbe damit beweisen, weil die Gesetze, die Moses dem Volke gegeben, nicht so, wie die Gesetze der übrigen Völker, auf die Lehre von den zukünftigen Strafen und Belohnungen gegründet gewesen, und eine so wichtige Sache bey der Einrichtung der Republik

der Israeliten ganz und gar mit Stillschweigen übergangen worden. Hierbey setzt er dreyerley zum Grunde, um die Folge, Moses ist wirklich ein Gesandter Gottes, daraus herleiten zu können. Der erste Satz ist dieser: Ohne die Lehre von zukünftigen Belohnungen und Strafen kan kein Staat erhalten und befestiget werden. Der andere: Alle Menschen, und ins besondere der weiseste und gelehrteste Theil der Völker des Alterthums, stimmen hierinnen mit einander überein, daß diese Lehre ein solches Verhältnis gegen die bürgerliche Gesellschaft habe. Der dritte: In der mosaischen Haushaltung sucht man diese Lehre vergebens. Der Schlus, den er daraus macht, ist dieser: Es mus also das Gesetz Mosis einen göttlichen Ursprung haben. Ein Satz, dessen Richtigkeit und natürliche Folge aus den beyden vorhergehenden zu beweisen, Herr Warburton wiederum einen gedoppelten Schlus macht. Erstlich: Eine jede Religion und Gesellschaft, die nicht auf eine der angezeigten Lehre ähnliche Wahrheit gebauet ist, mus von einer ausserordentlichen Vorsehung unterstützet werden. Die jüdische Religion und Policey war von dieser Art, und sie mus also von einer ausserordentlichen Vorsehung seyn unterstützet worden. Er schliesst weiter: die alten Gesetzgeber hielten fast durchgängig dafür, daß eine dergleichen Religion nur allein durch eine unmittelbare Providenz könne erhalten werden: Moses, der eine solche Religion erwählete, war

ein

ein alter Gesetzgeber; er mus also geglaubet haben, daß sein Lehrgebäude von einer ausserordentlichen Providenz unterstützet werde. Der Ungläubige, sagt der Verfasser, läugnet die Richtigkeit des Hauptsatzes in beyden Schlüssen, und ein grosser Theil der Rechtgläubigen trägt Bedenken, den Untersatz des erstern zuzugeben, es müssen also dieselben bewiesen werden. Den Beweis des Vördersatzes der ersten Schlusfolge, finden wir in diesem ersten Band, dessen Inhalt wir unsern Lesern jetzo anzeigen. Der Verfasser hat denselben wiederum in zwey Theile und drey Bücher eingetheilet. Ein jeder Theil, und ein jedes Buch besteht aus verschiedenen Abschnitten, die wir nach ihrer Ordnung erzählen wollen.

In dem ersten Buch beweiset Herr Warburton, daß die Lehren von zukünftigen Strafen und Belohnungen nothwendig sey, wenn ein Staat soll erhalten und befestiget werden; und er gründet seinen Beweis auf die Natur des Menschen, und die Art der bürgerlichen Gesellschaft. Daher werden in dem andern Abschnitt viele Dinge vorausgesetzt, aus welchen diese Nothwendigkeit auf das richtigste kan dargethan werden. Es wird endlich der Ursprung aller bürgerlichen Gesellschaft aufgesucht, und der Endzweck derselben ist nach Herrn Warburtons Meynung dieser, der Ungerechtigkeit und Bosheit Einhalt zu thun. Dieser Endzweck, fährt der Verfasser fort, konte durch Errichtung einer ordentlichen Gesellschaft allein nicht erhalten werden, die Religion musste da-

zu kommen, und da in einer wohleingerichteten Republik alles auf die Bestrafung der Ungehorsamen, und auf die Belohnung der Gehorsamen ankomt, alle weltliche Strafen und Belohnungen aber bey weiten nicht zureichend sind, die Widerspenstigen in Zaum zu halten, und die Beobachtung der Gesetze zu befördern, so war es insbesondere nöthig, den Menschen zu sagen, daß es eine besondere Vorsehung gäbe, die dereinsten das Gute belohnen, und das Böse bestrafen werde. Der Atheist läugnet diese Folge, er behauptet wohl gar das Gegentheil, und daher sahe sich Herr Warburton genöthiget, in den folgenden vier Abschnitten die Gründe, die der Unglaube wider den Nutzen dieser Wahrheit, in Ansehung der bürgerlichen Gesellschaft vorzubringen pflegt, zu entkräften. Man hält gemeiniglich für die drey stärksten Vertheidiger des Unglaubens dieser Art, den Pomponat einen gelehrten Italiäner, der ohngefehr im 15ten Seculo gelebt, und einen Tractat de immortalitate animae geschrieben hat; den Cardan und den Bayle. Herr Warburton zeigt im Anfang des dritten Abschnitts, daß man dem erstern unrecht thue, wenn man ihn unter die Classe dererjenigen setzet, die die Lehre von dem zukünftigen Schicksal der Menschen, in Absicht auf den Staat, für entbehrlich und unnütze gehalten haben. Pomponat hat nicht die Unsterblichkeit der Seelen läugnen, sondern nur zeigen wollen, daß man dieselbe nicht aus den Grundsätzen der aristotelischen Philosophie beweisen

sen könne. Cardan wird mit mehrerm Rechte dieses Irrthums beschuldiget, und sein Buch von der Unsterblichkeit der Seelen hat hauptsächlich die Absicht zu beweisen, daß die Religion dem Staat schädlich sey. Noch weit gewisser kan man dieses von dem Bayle behaupten, und man findet an ihm einen desto gefährlichern Feind, je feiner und lebhafter der Witz ist, mit welchem er seine Sätze vorzubringen pflegt. Herr Warburton bemüht sich daher in dem vierten und fünften Abschnitt einen so fürchterlichen Gegner in seiner Blösse darzustellen. Er geht sein ganzes System, in welchen er den Atheismum zu rechtfertigen sucht, durch, und zeigt insbesondere wider die Einwürfe desselben, daß weder ein natürlicher Trieb, noch der wesentliche Unterscheid der Dinge, sondern allein der Wille Gottes der wahre Grund aller Moralität sey. Nachdem Herr Warburton wider diese beyden Gegner dargethan hat, daß die Religion in einem Staat nöthig und unentbehrlich sey, so schliesst er dieses erste Buch im sechsten Abschnitte mit einer ferneren Widerlegung einer Schrift, die in England unter dem Titel zum Vorschein gekommen: The Fable of the Bees, und deren Inhalt so beschaffen ist, daß sie an diesem Orte einer Widerlegung verdiente. Den Saz, den der Verfasser darinnen ausführt, ist dieser, daß die Laster der Privatpersonen öffentliche Wohlthaten wären, und daß also keinesweges die Tugend, sondern die Laster einen Staat erhielten. Herr Warburton sagt, man

bemühe sich nicht, den Kopf zu zerbrechen, um einen solchen Gegner mit Nachdruck anzugreifen. Denn was wird er wohl zu seiner Vertheidigung übrig behalten, wenn man ihm die Erfahrung aller Zeiten entgegensetzt? Rom war nur so lange gros, so lange man nichts von groben Lastern und Ausschweifungen daselbst wuste, mit zunehmenden Lastern nahm seine Grösse ab, und eben dieselben beförderten endlich den Untergang Roms. Bis hieher hat Herr **Warburton** die Nothwendigkeit der Religion überhaupt, und der Lehre von den zukünftigen Belohnungen und Bestrafungen insbesondere, und das Verhältnis bey der gegen den Staat, aus der Natur der Dinge selbst bewiesen. Eben dieses thut er ferner aus der Uebereinstimmung der alten Gesetzgeber, und ersten Stifter der Reiche und Länder, dar. Mit diesem Beweis, welcher historisch ist, und welchen der Verfasser mit einer ungemeinen Belesenheit ausführet, wird im andern Buch der Anfang gemacht. Alle Gesetzgeber, sagt Herr **Warburton** im ersten Abschnitte dieses Buches, haben eine gewisse Religion bey ihren Gesetzen zum Grunde gelegt, und bey derselben die Lehre von zukünftigen Strafen und Belohnungen; und wenn sie die letztern auch nicht so ausdrücklich behaupteten, so sieht man doch aus ihren gemachten Anstalten, daß sie dieselben unter gewissen Hauptbegriffen, die sie dem Volke von der Religion beybrachten, mit einschlossen. Alle Völker haben eine gewisse Art der Vorsehung geglaubt, und also auch eine gewisse Art der Belohnung und Bestrafung, die die Gottheit sich allein vorbehalten habe.

Dieser

Dieser Beweis wird nun ferner aus der ganzen Beschaffenheit der heydnischen Religion deutlich gemacht. Der Ursprung der heydnischen Götter, die Eigenschaften, die man ihnen beylegte, und die ganze Art des Gottesdienstes war also eingerichtet, daß man dabey ein gewisses zukünftiges Schicksal zum Augenmerk hatte, und dadurch das Wohlseyn eines Staates zu befördern suchte. Der Ursprung der Götter bey den Heyden war dieser: Man vergötterte gute Regenten, weise Gesetzgeber, und machte andern Regenten gläublich, sie würden, wenn sie weise und gut regierten, einen unsterblichen Ruhm erlangen, und eben also unter die Zahl der Götter versetzet werden. Wie viel vermochte nicht diese Einbildung über die Gemüther, und wie sehr konte sie nicht dem Staate zuträglich seyn? Allein, es dient nicht nur die ganze Einrichtung der heydnischen Religion zum Beweise dessen, daß man bey wohl eingerichteten Republiken der ältesten Zeiten, die Religion, und insbesondere die Lehre von einem zukünftigen Schicksal des Menschen, zum Grunde gesetzt: man sieht dieses auch aus den verschiednen Kunstgriffen, deren sich die ältesten Gesetzgeber bedienet haben, sich ein Ansehen zu geben. Herr Warburton führt diesen Beweis sehr vollständig aus. Der erste Kunstgrif, sagt er im dritten Abschnitte, war dieser, daß ein jeder, der einem Volke Gesetze gab, einen göttlichen Beruf dazu vorgab, und einen Gott nannte, von dem er dieselben empfangen habe. Es geschah dieses, nach der Meynung des

Herrn Verfassers, nicht deswegen, um diesen Gesetzen eine ewige Dauer, oder doch wenigstens eine allgemeine Aufnahme zu verschaffen; man that es vielmehr um die Meynung, die man von den Göttern und ihrer Aufsicht über die Dinge in der Welt hatte, zu befestigen, und also der Religion zugleich einen Dienst zu leisten. Unsers Erachtens scheinet die Sache auf eines hinauszulaufen, und man mag dabey eine Ursache gehabt haben, welche man will, so wurde doch allemal dabey der Begrif, den man von der Gottheit, als einer Rächerin des Bösen, hatte, vorausgesetzt. Im dritten Abschnitt wird ein anderer Kunstgrif, den man bey Errichtung der Gesetze zu Hülfe nahm, erwiesen, und man findet, sagt Herr Warburton, in den ältesten Gesetzen des Zaleucus und Charondas, daß sie mit der Lehre von der Vorsehung der Gottheit die Aufnahme ihrer Gesetze zu befördern suchten. Ihnen sind viele andere nachgefolget. Hr. Warburton stellt hierbey eine weitläuftige Untersuchung von dem Alter dieser Gesetze, die uns Diodor und Stobäus aufbehalten, an, und widerleget die Einwürfe des Bayle. Im vierten Abschnitt gedenket der Verfasser einer neuen Erfindung, deren man sich bedienet, um das Volk im Zaum zu halten, und die Ordnung in einem Staat zu befestigen. Er rechnet hieher die Geheimnisse, die fast alle Völker bey ihrem Gottesdienst gehabt. Herr Warburton hat hier dasjenige mit vielem Fleisse gesammlet, was man in einzeln Schriften von diesem Hauptstück des heydnischen Gottesdien-

stes zerstreuet lieset. Er macht hierbey die allgemeine Anmerkung, daß man dieselben erfunden; um die Lehre von den zukünftigen Strafen und Belohnungen zu befestigen, und er erweiset dieses aus ihrem Ursprung und Fortgang. Mit dieser Betrachtung wird der erste Theil beschlossen. Der andere begreift die Hälfte des andern und das ganze dritte Buch unter sich.

Der fünfte Abschnitt des andern Buchs ist dazu bestimmt, die Art und Weise zu zeigen, nach welcher die ehemaligen Regenten nicht nur überhaupt die Religion fortgepflanzet, sondern auch insbesondere an einem jeden Orte eine gewisse Gattung derselben besonders geschützet, und die öffentliche Uebung derselben eingeführet. Hier erinnert Herr Warburton unterschiedenes von der Vereinigung der Kirche mit dem Staat und dem Recht, die öffentliche Uebung einer Religion einzuführen. Allein die weisesten Regenten haben es zu allen Zeiten nicht nur dabey bewenden lassen, daß sie eine Religion vorzüglich in ihren Ländern eingeführet, sie haben auch über dieses mehrere Religionen geduldet. Dieses wird in dem sechsten Abschnitt bewiesen. Hier wird das Maas dieser Toleranz und die Ursachen derselben gezeiget; es wird die Art derer im Alterthum geduldeten Religionen mit vieler Belesenheit beschrieben, und endlich dargethan, wie diese verschiedenen Religionen unter der Aufsicht und dem Schutz der Obrigkeit gestanden, und wie diese Freyheit nach und nach gehemmet worden. Es folgt nunmehro

noch

noch ein Hauptbeweis der Meynung des Herrn Warburtons von der Nothwendigkeit der Lehre einer zukünftigen Belohnung und Bestrafung in Absicht auf das Wohl ganzer Republiken. Er nimmt denselben von dem übereinstimmenden Beyfall der ältesten Weisen und Philosophen her, und führt ihn im dritten Buch aus. Weil der grösste Theil dieses Beweises wiederum historisch ist, so führt Hr. Warburton gleich in dem ersten Abschnitt die Zeugnisse der ehemaligen Philosophen von diesem genauen Verhältnis der Religion gegen den Staat an. Man unterscheide unterdessen wohl das, was die Philosophen dem Pöbel gläublich machen, von dem, was sie selbst glauben. Daher zeigt der Verfasser im andern Abschnitt, daß keiner von den alten Philosophen diese Lehre von dem zukünftigen Zustand des Menschen geglaubt, ob sie gleich dem Volk diese Lehre beyzubringen suchen. Es werden hierbey überhaupt einige Ursachen zum voraus gesetzt, welche beweisen, daß sie öfters anders redeten, als sie ihrer Ueberzeugung gemäs würden geredet haben, wenn nicht dieser oder jener Umstand ihnen einen dergleichen Betrug abgenöthiget hätten. Bey dieser Gelegenheit wird auch eine kurze Untersuchung von dem Ursprung, Fortgang, und von der Beschaffenheit der alten griechischen Philosophie angestellet, ihre verschiedene Eintheilungen betrachtet, und mit der Anmerkung geschlossen, daß diesem die Art besonders eigen gewesen, ernsthaft und mit vieler Wahrscheinlichkeit einen künftigen Zustand zu lehren

ren, und denselben doch heimlich zu verlachen. Der Herr Warburton fährt in dem dritten Abschnitt fort, diesen Beweis noch in ein heller Licht zu setzen: er geht deswegen die alten philosophischen Sekten besonders durch, und zeigt bey einer jeden, was ihre Anhänger von diesem Punkt geglaubt und angenommen. Die Eintheilung und Folge ihrer Schulen, den Charakter des Socrates, das sonderbare der pythagorischen, plutarchischen, peripatetischen und stoischen Sekte wird auf eine sehr deutliche und angenehme Weise abgeschildert, und der Schlus gemacht, daß keine von diesen Sekten den zukünftigen Zustand einer Belohnung und Strafe für wahr gehalten. Cicero spricht davon sehr verschieden, und man kan nicht mit Gewisheit sagen, was er wirklich von dieser Lehre gehalten. Herr Warburton sagt, man müsse sich darüber nicht verwundern, weil dieser Weltweise mehr die Meynungen anderer als seine eigenen vortrage, und weil er nach den verschiedenen Umständen, in welchen er sich befand, auch seine Meynungen änderte. Da vieles in der alten Philosophie eher einer Fabel als einer geläuterten Weltweisheit ähnlich sieht, so geht Herr Warburton zugleich auf den Ursprung der alten Fabeln, und der Lehre von der Seelenwanderung und Verwandelung zurück, und sagt davon vieles mit mehrerer Wahrscheinlichkeit, als in Büchern von dieser Art zu geschehen pflegt. So weit geht der historische Beweis dieses dritten Buchs, daß nämlich die alten Philosophen einen zukünftigen

Zustand

Zustand der Seelen nach dem Tode, da ihr entweder wohl seyn wird, oder da es ihr übel gehen wird, zwar öffentlich gelehret, aber nicht geglaubet haben. Herr Warburton geht aber noch weiter, und beweiset in dem vierten Abschnitt, daß sie, vermöge ihrer Grundsätze, denselben nicht einmal glauben konten. Sie redeten von Gott und von der menschlichen Seele oft auf eine solche Weise, daß sie jenen zu einem müssigen Zuschauer der Dinge, die in der Welt vorgehen, diese aber zu einer Maschine machten, die sich nach gewissen Gesetzen bewege, und mit der Zeit aufhöre sich zu bewegen. Wie hätten sie dabey im Ernst an ein zukünftiges Schicksal des Menschen denken, oder dasselbe glauben können? Am Ende dieses Abschnittes sucht der Verfasser noch einem Einwurf zu begegnen, den der Freygeist aus dieser Betrachtung auf die Hauptsache machen könte. Man könte sagen, Moses hat also vielleicht deswegen an einen zukünftigen Zustand der Strafen und Belohnungen nicht gedacht, weil er denselben nicht geglaubet hat! Er würde aber, sagt Herr Warburton, so geredet haben, als wenn er denselben glaubte, um sein Ansehen, und die Beobachtung seiner Gesetze destomehr zu empfehlen, wenn er nicht ein göttlicher Gesandter gewesen wäre. In den beyden letzten Abschnitten dieses Buchs wird noch mit wenigen gezeigt, daß der grosse Unterscheid zwischen dem Moralsystem der alten und neuern Philosophen, und die Vorzüge der letztern einzig und allein der christlichen Religion zuzuschreiben sind. Aus dem allen, was

der

der Hr. Verfasser, um den ersten Satz seines Beweises von der göttlichen Sendung Mosis festzustellen, mit vieler Scharfsinnigkeit und Einsicht in die Schriften der Alten gesagt, macht er endlich den Schlus, daß es höchst ungeräumt sey, wenn der Atheist behaupten will, die Religion sey eine Erfindung der Staatsklugen, weil ohne die Religion kein Staat bestehen kan. Wir werden den Inhalt der übrigen Bände dieses Werks, darinnen der Herr Verfasser, aus dem, was im gegenwärtigen vorausgesetzt worden, die göttliche Sendung Mosis eigentlich beweiset, ehestens mittheilen, und uns alsdenn die Freyheit nehmen, unser Urtheil über das ganze Werk kürzlich zu eröfnen. Die Meynung des Herrn Warburtons, als ob Moses nichts von einem zukünftigen Zustande gelehret, scheinet uns allerdings noch einen starken Beweis zu fordern, und aus dem Stillschweigen von dieser Sache in seinen Büchern läßt sich noch nichts gewisses schliessen.

V. The

V.

The Journal of a Voyage to Lisbon by Henry Fielding. London 1755. in 8.

Nach einer Zuschrift an das Publicum folgt die Vorrede des Verfassers. Hierin heisset es unter andern: Der Fleis, welchen man auf die Reisebeschreibungen wende, werde der angenehmste und nützlichste seyn, wenn solche nicht nur das Vergnügen, sondern auch den Unterricht zum Zweck hätten. Der Reisende, welcher einem Mann vom Verstande gefallen wolle, müsse nicht blos viel gesehen, sondern auch viel übersehen haben, weil er nicht allenthalben merkwürdige Vorwürfe habe antreffen können. Der Fehler der Uebergehung sey hier desto eher zu verzeihen, je besser es sey, hungrig als überfüllet zu seyn. Der Reisende müsse erhabene und seltene Gaben besitzen, die aber der Reisebeschreiber in noch höherm Grade haben müsse, weil er jede Handlung und jedes Urtheil einer völligen und reifen Prüfung unterwerfe. Folglich scheine es seltsam, daß Schriftsteller von dieser Gattung gemein seyn sollten, indem die Natur eine höchstsparsame Austheilerin ihrer reichsten Talente sey, und nicht öfters viele derselben einer Person mitgetheilet habe. Könte man gleich fragen, warum dieser Zweig der Geschichte allein von grossen Geistern vernachlässiget worden, so verhalte sich doch die Sache also, wenn man einige wenige Ausnahmen

machte,

machte, worunter man den Burnet und Addison rechnen könne, wofern nicht vielleicht der erste als ein Urheber politischer Versuche anzusehen, und der andere mehr für einen Ausleger der classischen Schriftsteller als für einen Reisebeschreibungsverfasser zu halten sey. Sondere man diese beyden nebst noch zween oder drey andern von dem Haufen der übrigen ab, so würde eine solche Menge von Ungereimtheiten übrig bleiben, daß der Nahme eines Reisebeschreibers nicht sehr begehrungswürdig scheine. Es werde zwar Homer selbst von einigen als ein solcher Schriftsteller betrachtet, welches auch seine Odyssee bekräftigen könne; aber diese, der Telemach und alle dergleichen Schriften, verhielten sich zu der Art von Reisebeschreibungen, worauf der Verfasser ziele, wie der Roman zu der wahren Geschichte; und er würde den Homer viel höher achten, wenn er eine prosaische Geschichte seiner Zeit, an statt seiner vortreflichen Gedichte, geliefert hätte; denn ob er gleich diese mit viel Bewunderung läse, so durchblättere er doch den Herodot, Thucydides und Xenophon mit mehrerer Lust und Befriedigung. Inzwischen könten die ersten Dichter einigermassen entschuldiget werden, weil sie die Gränzen der Natur für ihren Witz zu enge gefunden, und die Thaten durch Erfindungen auszudehnen sich genöthiget gesehen hätten, insonderheit zu einer Zeit, da die Sitten der Menschen gar zu einfach gewesen, um ihnen eine Mannichfaltigkeit darbieten zu können. Sie hätten nicht so wohl das Wirkliche in das Erdichtete,

als vielmehr das letztere in das erstere verwandelt. Ihre Schildereyen wären so kühn, und ihre Farben so stark, daß alles, was sie berührten, eben so wie sie es vorstelleten, da zu seyn schien: ihre Gemählde wären so richtig, und ihre Zeichnungen der Landschaften so schön, daß wir in beyden die Züge der Natur erkennten, ohne zu untersuchen, ob die Natur selbst, oder der Dichter das erste Muster des Stücks gemacht habe. Aber andere Schriftsteller, an deren Spitze Plinius gehöre, könten nicht solche Ansprüche auf eine Nachsicht machen, weil sie Unwahrheiten vortrügen, und ihren Lesern die grössten Ungereimtheiten eigenmächtig aufzuheften suchten, ohne sich jemals die Mühe zu geben, ihre Lügen nach der menschlichen Leichtgläubigkeit einzurichten. Die Eitelkeit mehr wissen zu wollen als andere Menschen, möge vermuthlich die Reisebeschreiber veranlassen, wunderbare Nachrichten zu erzählen, ob sie wohl zuweilen in den entgegengesetzten Fehler fielen, daß sie die geringsten Kleinigkeiten einstreueten, die nur ihnen deswegen ungemein vorkämen, weil sie ihnen begegnet wären, ohne daß sie sich bekümmerten, ob sie den Leser vergnügen oder unterrichten könten. Zu der einen oder der andern von diesen beyden Gattungen gehöre der ungeheure Haufen der sogenannten Reisenbegebenheiten u. s. f. die ein einzelner Reisender in etlichen Bänden in die Welt schickte, oder die zusammen in grossen Folianten ans Licht träten. Vor beyden Fehlern habe sich der Verfasser in seiner Erzählung zu hüten gesucht, und glaube weni-

ger als irgend ein anderer Reisebeschreiber, den Anson vielleicht ausgenommen, von der Wahrheit abgewichen zu seyn. Doch müssen einige wenige Ausschmückungen, welche die Richtigkeit der Vorfälle nicht verletzten, und die Zierlichkeit der Schreibart, oder einige Umstände angiengen, einem Geschichtschreiber erlaubt werden. Sollte auch in seinem Tagebuche eine gemeine Begebenheit dem Leser in die Augen fallen, so sey solche um einiger natürlicher Weise daraus fliessenden Anmerkungen willen, niedergeschrieben worden. Zuletzt bittet er seinen Leser, daß, wenn er kein Vergnügen an seinem Buche finden könte, er sich erinnern möge, daß doch der öffentliche Nutzen durch solches befördert werden könne, indem hauptsächlich darinnen auf die Verbesserung der die Seegeschäfte betreffenden Gesetze abgezielet würde.

Hierauf erscheinet eine Einleitung, worinnen Herr Fielding von seinem Entwurfe den Mördereyen der Strassenräuber Einhalt zu thun, von der Gelb- und Wassersucht, welche nebst einer Brustbeklemmung an der Zerstörung seines Körpers gearbeitet, von seiner Eitelkeit scheinen zu wollen, daß er seine Gesundheitspflege dem Besten des gemeinen Wesens aufgeopfert habe, von der Wirkung des Theerwassers in seinen Körper, und von dem Entschlusse nach Lissabon zu reisen, um seine Gesundheit in einem wärmern Clima wieder herzustellen handelt.

Das nun folgende Tagebuch seiner Reise selbst nimmt vom 26 Jun. 1754 seinen Anfang. Wir wollen nur etwas daraus anführen. Herr Fielding wird mit grosser Mühe zu Schiffe gebracht, die ein Verdrus begleitet, weil man über den elenden Zustand seines Körpers spottet, welche barbarische Gewohnheit den Engländern eigen, und die Frucht einer unregierten Ausgelassenheit ist, die man irrig für Freyheit hält. Der Abgang des Schifs wird verzögert. Derowegen sagt Herr Fielding, die Leute vom höchsten Range haben von manchen Uebeln gar keinen Begrif, und darunter gehöret die Fortschaffung der Güther und Reisenden, von einem Orte zu dem andern. Sie mag zu Lande oder zu Wasser geschehen, so kömt hauptsächlich die Grösse der Güther in Betrachtung, weil ihr Besitzer nur als ein Anhang zu demselben betrachtet, und mit schlechter Bequemlichkeit versorgt wird. Der Reisende wird dem Führer unterwürfig, welches schwerlich mit der Freyheit eines freyen Volks bestehen kan. Diese Unterwürfigkeit bestehet in einer vollkommenen Uebergabe des Leibes und der Seele in die Gewalt eines andern, so, daß ein solcher Unterthan nicht mehr Macht über sich, als ein asiatischer Sklave, oder ein englisches Weib hat. Herr Fielding segelt fort, und erblickt schöne Schiffe. Dieses gibt ihm Gelegenheit, die englische Seemacht zu erheben, doch aber auch die Ueberlegenheit der Landmacht anderer Völker zu bekennen. Er erwägt die anmuthige Lage vieler Oerter, und klagt, daß

man

man so wenig Geschmack an Lustreisen zu Wasser finde. Es dringt ein grober Zollbedienter in sein Zimmer, und dieser erneuert in ihm den Gedanken, daß in der Natur sich nichts weniger zusammen reime, als einige Gewalt und ein niederträchtiges Gemüthe, nebst einer geringen Geschicklichkeit. Er empfindet den Eigennutz der Einwohner an der Seeküste, und sodann zweifelt er, ob sie völlig Theil an der menschlichen Natur nehmen, weil sie so wenig Mitleiden mit den Bekümmernissen, und mit dem Mangel der Seefahrer haben, sondern ihre Umstände für einen ihnen vom Himmel gezeigten Seegen halten. Er schöpfet zu Ryde auf der Insel Wight frische Landluft. Dieser Aufenthalt giebt ihm Stoff, nachdem er den Charakter des Wirths und der Wirthin geschildert hat, von den äusserlichen Kennzeichen der Gemüthsbeschaffenheit zu handeln, und Ryde zu beschreiben. Hernach komt er auf den Vorzug des Anblicks einer Schifsflotte für der Augenweide an einem Lager voll Soldaten; erkläret die Odyssee für eine Allegorie, indem der Ulysses, der Kapitain eines Kaufmannschifs, und die Circe eine gute Bierwirthin gewesen seyn soll, welche, wie die heutigen Verkäufer der starken Getränke in dem englischen Seehafen, seine Bande in Trunkenheit gestürzet, und um den Gebrauch der Vernunft gebracht; beklagt die Mangelhaftigkeit der englischen Seegesetze, welche verbessert seyn würden, wenn einige Seeleute in der Kammer der Gemeinen säßen; beschweret sich über die

Theurung der Fische zu London, wovon die See einen so grossen Ueberflus habe, und thut der Mittel, solcher zum Besten der Armen abzuhelfen, Erwähnung; kömt endlich zu Lissabon an und macht nicht den vortheilhaftesten Abris von dieser Stadt. Am Ende findet man ein Fragment von Anmerkungen über Bolingbroke's Essays.

Der Verfasser hegte ein grosses Vorurtheil für die Lehren und die Geschicklichkeit des Lords Bolingbroke, als er aber sein Buch durchgelesen hatte, so war solches sehr vermindert worden. Er meynt, wenn alle Menschen gleich geschickt wären, die Sache der Wahrheit zu prüfen und über Beweise zu urtheilen, so könte man alles auf die Entscheidung über die eigenen Schlüsse des Lords ankommen lassen. Aber die Schwäche der Menschen überhaupt, der Mangel der Aufmerksamkeit und die Geneigtheit zur Partheylichkeit vor der Prüfung, machten es für die Gesellschaft sehr gefährlich, wenn man dergleichen schädliche Lehren, die mit einem so grossen Namen prangten, unbeantwortet liesse. Viele würden sich blos auf das Ansehen des Lords verlassen; viele nur eine sehr geringe Prüfung für nöthig achten, und durch die witzigen Auszierungen und Neuigkeiten seiner Schreibart und durch den Anschein einer weitläuftigen Belesenheit von seinen obgleich sehr seichten Gründen eingenommen werden. Andern aber, die nicht geneigt wären, dem Lord wegen seines Ansehens zu glauben, würde es an genugsamer eigener Einsicht fehlen, seinen Sätzen zu begegnen. Allen

diesen

diesen wolle er ein Gegengift vorsetzen. Der von dem Ansehen entlehnte Beweis werde durch die häufigen Stellen zernichtet, wo der Lord einerley Sache behauptet uud verneinet habe. Der Verfasser räth hierauf dem Leser, wenn er zween schnurstracks einander widerstreitende Säze in der Schrift des Lords antreffen würde, wovon einer gerade auf die Aufhebung aller Religion, der andere aber wenigstens auf die Fortsetzung der natürlichen abzwecke, so höflich zu seyn und sich einzubilden, daß der Lord vielmehr das leztere geglaubt, insonderheit wenn von dieser zulezt gehandelt werde. Sollte, fährt der Verfasser fort, die Meynung des Lords zum Behuf der schlimmern Lehre deutlicher ausgedrückt seyn, so wollen wir alle mögliche Bemühung anwenden um diese Entdeckungen aufzuklären, um die innere Reinigkeit seiner Lehren von dem unangenehmen Anscheine zu befreyen, worinnen sie ihr äusserliches Gewand zeigt. Kurz, wir getrauen uns darzuthun, daß der Lord in diesem ganzen Werke gescherzet habe. Erhizt sich hierüber ein Religionseiferer oder fragt jemand mit kälterm Blute, wie konte man mit so wichtigen Materien spotten? so weis ich nichts weiter zu antworten, als, der Lord Bolingbroke war ein grosser Geist, der in die Welt zu grossen und erstaunlichen Zwecken geschickt worden. So wohl die Absichten als die Mittel der Aufführung solcher Personen übersteigen den Verstand des Pöbels. Sein Leben war durchgängig ein Auftritt des Wunderbaren. Wie die zeitliche Glückseligkeit,

keit, die bürgerliche Freyheit und die Güter von Europa, das Spiel seiner ersten Jugend waren, so konte sich keine Kurzweil zu der Belustigung seines hohen Alters so gut schicken, als die ewige und lezte Glückseligkeit aller Menschen.

Dieses kan zureichen, dem Leser von der Art, wie der Verfasser mit dem Lord umgehet, einen Begrif zu machen. Der Ueberrest dieses Fragments zeigt die Ruchlosigkeit der Gedenkungsart des Lords von dem höchsten Wesen, die Widersprüche in seiner Schrift, welche er nicht wieder durchgesehen, und die unschicklichen Mittel, welche er zur Einführung seiner Weltweisheit in die Welt, gewählet hat.

VI.

Nachricht von dem Leben und Schriften Edmund Wallers.

Edmund Waller war der Sohn Robert Wallers von Agmondesham in Buckinghamshire. Er wurde den dritten März 1605 zu Coleshill gebohren. Robert Waller hatte sich der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet, und führte einige Zeit gerichtliche Streitigkeiten; aber er verwechselte nachhero dieses geschäftige Leben mit einem ruhigern. Er hatte den Ruhm eines tugendhaften, geschickten und weisen Mannes. Er schrieb **Ermahnungen an seinen Sohn**, welche von allen, die sie lasen, bewundert wurden. Die Einrichtung seines Hauswesens war so vortreflich, daß er bey seinem Tode seinem Sohne 3500 Pf. jährlicher Einkünfte hinterlies. Edmund Waller war noch sehr jung, als sein Vater starb. Seine Mutter übernahm die Sorge für seine Erziehung. Sie schickte ihn in die berühmte Schule zu Eaton, und aus derselben kam er ins King's College nach Cambridge. Schon im sechszehnten oder im siebenzehnten Jahre seines Alters wurde er zum Mitglied des Unterhauses wegen Agmondesham erwählt.

Im Jahr 1623 schrieb er an den damaligen Prinzen Carl, welcher auf seiner Zurückreise aus Spanien einer nahen Gefahr entgangen war, ein vortrefliches Gedicht. Nicht nur seine Jugend,

 sondern

sondern auch die rauhe Gestalt, welche die englische Dichtkunst damals noch hatte, erwarben den Schönheiten dieses Gedichts eine ausserordentliche Bewunderung.

König **Carl der erste** vermählte sich im Jahr 1725 beym Antritt seiner Regierung mit der französischen Prinzessin, Henriette, der Schwester **Ludwigs XIII.** und bald hernach rüstete er unter dem Commando des Lord **Wimbledon** eine Flotte wider Spanien aus, welches wahrscheinlicher Weise **Wallern** veranlasste, ein Gedicht zu verfertigen, das die Ueberschrift führt: **An den König auf seine Seemacht.**

Im Jahr 1628 wurde der Herzog von **Buckingham** von dem Lieutenant **Felton** umgebracht. Der König war damals zu **Southwick**, und er erhielt die Nachricht von diesem Morde, da er eben in der Kirche war. **Waller** schrieb auf diese Begebenheit ein Gedicht, welches allgemeinen Beyfall erhielt.

Waller wurde durch seine Gedichte am Hofe bekant, und sie erwarben ihm die Gewogenheit vieler Personen von Range und Geschmack. Er war unter der berühmten Gesellschaft, von welcher der Lord **Falkland**, Sir **Franz Wainman**, Herr **Chillingworth**, Herr **Godolphin**, und andere angesehene Männer, Mitglieder waren. Diese Männer waren die Götter ihrer Zeit, und die Bekantschaft mit ihnen war der grösste mögliche Lobspruch. Eine Begebenheit, welche sich bey einer ihrer Zusammenkünfte zutrug, verdient hier

hier erzählt zu werden: Sie hörten auf der Strasse einen Lärmen, und man sagte ihnen, es sey ein Sohn von Ben Johnson in Verhaft genommen worden. Sie liessen Erkundigung einziehen, und erfuhren, daß es Herr Morley, nachmals Bischof von Winchester, war. Unser Waller hatte so viel Zuneigung für ihn, daß er die Schuld, welche sich auf hundert Pfund belief, unter der Bedingung bezahlte, daß Morley sich mit ihm zu Beconsfield aufhalten sollte. Morley that dieses acht bis zehn Jahre lang, und Waller pflegte zu sagen, daß er erst von ihm den Geschmack an den alten Dichtern und ihre Art zu denken gelernt habe. Aber seine Gedichte, die er vor dieser Begebenheit geschrieben hat, beweisen genug, daß er diesen Geschmack vorher schon besas, ob es gleich seyn kan, daß er ihn durch Morleys Umgang und Beystand noch mehr erhöhet hat.

Es ist ungewis, wenn Waller sich verheyrathet hat. Unterdessen glaubt man, seine erste Gattin, Anna, die Tochter und Erbin Eduard Banks, sey eher gestorben, als seine Liebe zur Dorothea Sidney, der Tochter des Lord Leicester, ihren Anfang genommen, und man behauptet, daß er damals vier oder fünf und zwanzig Jahr alt gewesen sey. Er hat dieses Frauenzimmer unter dem Namen der Sacharissa besungen, und seine Gedichte auf sie sind so schön und so zärtlich, daß man sich nicht enthalten kan zu wünschen, daß der Liebhaber eben so glücklich gewesen seyn möchte, als der Dichter. Vielleicht war der Unterschied

terschied des Standes und der Stolz der Geburt schuld daran, daß Waller nicht die Zufriedenheit genos, Sacharissens Gemahl zu werden, ob man gleich glauben sollte, daß ein Gemahl von Wallers Eigenschaften und Glücksumständen der Tochter des Lord Leicester keine Unehre gemacht haben würde. Unterdessen ist sie in seinen Liedern verewigt; ein Glück, das sie weder durch ihre Schönheit, noch durch ihre Vermählung mit dem Grafen von Sunderland erlangt haben würde. Die Gräfin von Sunderland würde schon lange in Vergessenheit schlafen, aber Wallers Sacharissa ist der Unsterblichkeit gewis. Wir finden in einem kleinen Gedichte, worinnen Waller die Fabel von Apollo und Daphne auf sich, als Liebhaber der Sacharissa, anwendet, sein Schicksal so artig ausgedrückt, daß wir dieses Gedicht unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen.

„Thyrsis, einer von den Jünglingen der Be„geisterung, liebte die schöne Sacharissa, aber „er liebte sie vergebens. Er sang wie Apollo, „und er war nicht weniger verliebt, als der Gott — „sie war liebenswürdig, gleich Daphnen, aber „auch grausam, gleich ihr. Mit Liedern, die „Apollo selbst seiner werth geachtet hätte, ver„folgte er die fliehende Nymphe über Hügel und „Felsen, und durch blumichte Thäler, die er an„rufte, Zeugen seiner verliebten Sorgen zu seyn, „oder ihm ein Bild seiner grausamen Schöne vor „Augen zu bringen; dann eilte er, wie ein ver„wundetes Rehe dahin; sein harmonischer Gesang

„erreich-

„erreichte das Ohr der Nymphe, aber alle seine
„Schönheiten bewegten sie nicht zu verweilen.
„Doch sang er sein unsterbliches Lied nicht ganz ver-
„gebens — denn alle Nymphen beklagten sein
„Unglück, hoften auf seine Liebe, und bewunder-
„ten seinen Gesang. So erwarb er sich einen un-
„gesuchten Beyfall, und, gleich dem Apollo, streck-
„te er nach der Geliebten den Arm aus, und er-
„grif nur Lorbern.

Die Vermählung der Tochter des Lord Leicester mit dem Grafen von Sunderland wurde den 11 Julius 1639 vollzogen, und Waller schrieb an ihre Schwester, die Lady Lucia Sidney folgenden Brief:

Madam,

Bey der allgemeinen Freude zu Penshurst wird sich niemand weniger weigern Klagen anzuhören, als Sie, da der Verlust einer Schlafgesellin dem Verlust einer Geliebten fast gleich ist; und deswegen werden Sie die Verwünschungen des verlassenen Theils, die der gerechte Himmel gewis erhören wird, entweder gar billigen, oder sie doch wenigstens für verzeihlich halten.

Mylady Dorothea, wenn ich sie noch so nennen darf, möge eben so viel leiden, sie möge eine eben so heftige Neigung zu dem jungen Lord, welchen sie dem ganzen Menschengeschlechte vorzieht, empfinden, als andere für sie gelitten, und zu ihr empfunden haben; und diese Liebe lasse, noch vor dem Verflus eines Jahres, sie den ersten Unsegen fühlen,

fühlen, der dem weiblichen Geschlechte mitgetheilt wurde. Ihr erstgebohrnes Kind sey nicht von ihrem Geschlechte, es gleiche ihr nicht allein, sondern es sey ihrem Lord eben so ähnlich, als ihr selbst.

Sie, die allemal eine Freundin eines stillen und abgezogenen Lebens war, müsse ihr ganzes Haus vom frohen Getümmel vieler Kinder und Kindeskinder erfüllt sehen, und denn komme über sie der von den Schönen so sehr gefürchtete Verwüster, das graue Alter. Sie sey alt, und scheine doch jung zu seyn. Ihr Spiegel sage ihr dieses, und sie sey nicht begierig, sich von der Wahrheit zu unterrichten. Wenn sie einst stirbt: so weine ihr Gemahl nicht um sie, sondern Hand in Hand gehe er mit ihr an den Ort, wo keine Eheverbündnisse seyn werden; dort werde sie von ihm geschieden, dort werde uns allen wiederum ein gleicher Antheil an ihr überlassen! Da meine Rache unendlich ist: so wünsche ich, daß alles dieses ihrer ganzen Nachkommenschaft bis an das Ende der Welt begegnen möge.

Ihnen, Madam, wünsche ich alles Gute, und Ihr itziger Verlust werde bald durch einen beständigern Bettgenossen vom andern Geschlechte, auf eine glückliche Art ersetzet! Ich küsse Ihnen voll Ehrerbietung die Hände.

E. Waller.

Er genos noch den Umgang der Lady Sunderland, da sie schon alt war; aber seine Verwün-

schungen,

schungen, in Absicht auf ihren Spiegel, giengen nicht in die Erfüllung. Sie fragte ihn eines Tages in einer Gesellschaft: **Wenn werden Sie wieder so artige Verse auf mich machen?** Waller antwortete: **Madam, wenn sie wieder jung seyn werden.**

Im Jahr 1640 wurde **Waller**, bey Eröfnung des Parlaments, wiederum Mitglied des Unterhauses wegen **Agmondesham.** Er war einer von den ersten, die sich den von dem König geforderten Auflagen widersetzten. Eine Rede, die er bey dieser Gelegenheit hielt, entdeckt uns einigermassen seine Art zu denken in Absicht auf die Regierung. Man sagt von ihm, daß er auf dieser Seite sehr veränderlich gewesen, und daß er mehr Einsicht als Beständigkeit besessen habe.

Unser Waller war auch einer von den Commissarien, die zu Ende des Jahrs 1642 von dem Parlament nach Oxford geschickt wurden, dem Könige Vorschläge zum Frieden anzutragen.

Im Anfang des Jahrs 1643 wurde eine Art von Verschwörung, wenn man es so nennen darf, entdeckt, in welche Waller sich eingelassen hatte. Man glaubte, die Absicht derselben sey gewesen, die königliche Armee nach **London** zu bringen, oder in der Stadt selbst eine Armee aufzurichten, und das Parlament zu überfallen. Waller hatte eine Schwester, die an den Herrn **Tomkins** verheyrathet war, einen Mann, der bey denjenigen Personen in der Stadt, welche für die alte Verfassung, und wider das Parlament eingenommen

waren,

waren, in besonderm Ansehen stand. Er lernte also ihre Gesinnungen kennen, und unterredete sich davon mit Wallern, welcher ihm sagte, daß viele von den Lords und den Gemeinen zu einem Frieden sehr geneigt wären. Tomkins versicherte ihn eben dieses von den vornehmsten Personen der Stadt; und wie Waller das, was er vom Tomkins erfahren hatte, den wohlgesinnten Mitgliedern beyder Häuser eröfnete: so machte Tomkins das, was ihm Waller gesagt hatte, den wohlgesinnten Personen der Stadt bekant. Sie glaubten, daß durch eine genaue Vereinigung dieser Wohlgesinnten grössern Unruhen vorgebeugt werden könte. Mylord Conway, der auch mit dem Parlament unzufrieden war, kam um diese Zeit aus Ireland zurück. Da er fand, daß Waller von dem Grafen von Northumberland hochgeachtet wurde, und mit dem Grafen von Portland in besonderer Freundschaft lebte: so wurde er ebenfalls sein Freund. Bey einer ihrer Unterredungen fielen sie darauf, daß es gut seyn würde, wenn man die eigentliche Anzahl der wohlgesinnten Personen der Stadt zu erforschen suchte, damit man wüsste, auf welche man sich zu verlassen hätte. Waller sagte dieses Tomkins, welcher es seinen Vertrauten hinterbrachte; und man wurde dahin einig, daß in jedem Kirchspiele, und in jedem Theile der Stadt, gewisse sichere Personen eine Liste von allen Einwohnern machen, und die Gesinnung eines jeden anmerken sollten, damit die Stärke der Partie, welche eine Beylegung wünschte,

mit

mit der Stärke der entgegengesezten verglichen werden könte. Lord Clarendon sagt in seiner Historie der Rebellion, er sey überzeugt, der vornehmste Endzweck dieser Vereinigung sey gewesen, sich der Aufbringung der Kosten zu Fortsetzung des Kriegs zu widersetzen, und an der Wiederherstellung des Friedens zu arbeiten; er finde aber keine Ursache zu glauben, daß sie die Einführung der königlichen Armee, oder die Aufrichtung eines neuen Kriegsheers, oder die Ueberfallung des Parlaments zur Absicht gehabt. Alles also, was man Wallern schuld geben konte, war ein geheimes Verständnis mit Personen von sanftern Gesinnungen, die eine sichere und anständige Beylegung der Mishelligkeiten zwischen dem König und den beyden Häusern wünschten, und auf Mittel dachten, dieselbe zu Stande zu bringen. Unterdessen wurde Waller in Verhaft genommen, und nach ihm der Graf von Portland und der Lord Conway. Mit dem Grafen von Northumberland verfuhr man wegen seines grossen Ansehens gelinder. Da Waller ein Mitglied des Hauses der Gemeinen war: so appellirte er an dasselbe von dem Kriegsrathe, wo die Untersuchung wider ihn vorgenommen werden sollte. Er wurde den 4. Julii 1643 dahin gebracht, und nachdem ihm der Sprecher die Erlaubnis gegeben hatte, sich zu vertheidigen, so hielt er folgende Rede:

Ich erkenne es für eine grosse Wohlthat Gottes, und für eine grosse Gewogenheit von Ihnen, daß es mir noch einmal vergönnet ist, diese ehr-

würdige Versammlung zu sehen. Ich will diese Erlaubnis nicht anwenden, etwas zu meiner Vertheidigung zu sagen, und dasjenige, was ich gethan habe, zu rechtfertigen, oder zu läugnen. Ich habe bereits genug gestanden, das mich unwerth macht, nicht nur in diesem Hause, sondern auch in der Welt zu seyn. Alles, was ich von Ihnen demüthig bitte, bestehet darinnen, daß, wenn ich Ihnen des Lebens unwerth scheine, ich die Ehre geniessen möge, aus ihren eignen Händen meinen Tod zu empfangen, und nicht der Untersuchung des Kriegsraths ausgesetzt zu werden.

Ich hoffe, daß Sie die Gütigkeit haben werden, mir diese Bitte um Ihrer selbst willen zu gewähren; mir, der ich so elend bin, daß mein Unfall durch nichts noch schwerer gemacht werden kan, als wenn ich die Gelegenheit zu etwas seyn sollte, das für Sie von nachtheiligen Folgen seyn könte. Ausser dem Rechte, das ich auf die Gewährung meiner Bitte habe, ersuche ich Sie, in Erwägung zu ziehen, daß die Augen der Welt auf Sie gerichtet sind. Wenn Sie ihre eigenen Mitglieder der Bestrafung anderer unterwürfen: so würde man glauben, daß es Ihnen entweder an Gewalt, oder an Gelegenheit mangele, sie selbst zu strafen. Niemand möge die übeln Folgen, die ein solches Beyspiel nach sich ziehen würde, um deswillen für geringe halten, weil sie ihm gegenwärtig noch nicht in die Augen fallen. Sie haben viele Mannschaft auf den Beinen, und es ist ungewis, wie lange Sie noch Gelegenheit haben werden, Sie zu brau-

chen.

chen. Soldaten und Befehlshaber, (ob sie gleich unter der Armee des Parlaments eben so viel Bescheidenheit als Muth besitzen) sind von Natur geneigt, die höchste Gewalt zu verlangen, die ihnen zukomt: und sie würden bey der ersten Veranlassung zu einer Unzufriedenheit, von einem solchen Beyspiel Gebrauch machen. Es fehlt Ihnen in diesem Parlament nicht an der Erfahrung hiervon. Es ist etwas länger als zwey Jahr, daß Sie in Norden eine Armee hatten, die Sie selbst besoldeten und commandiren liessen; und doch waren bey derselben, wie Sie sich zurückerinnern werden, eine ansehnliche Menge von Officiers, die sich vereinigten diesem Hause, wegen desjenigen, was, ihrer Meynung nach, einige Mitglieder zu ihrem Nachtheil gesprochen hatten, Vorstellung zu thun; und bey nahe hätten sie die Auslieferung dieser Mitglieder von Ihnen verlangt. Es ist wahr, sie wurden zurückgehalten; aber von dem, was sich einmal zugetragen hat, vermuthet man nicht ohne Grund, daß es zu anderer Zeit wiederum vorgehen könne.

Ich unterstehe mich nur, Ihnen die Gefahr vorzustellen. Ist es unrecht: so weis ich, daß Sie nicht die Unbilligkeit gegen mich haben werden, mich der Untersuchung des Kriegsraths zu unterwerfen. Ist es aber recht: so wird zu einer andern Zeit Ihre Armee Gerechtigkeit gegen ein anderes Mitglied, von welchem Sie sich nicht so gern trennen werden, von Ihnen fordern. Die Nothwendigkeit hat Sie seit kurzer Zeit auf noch unbetretene Wege ge-

 führet;

führt; und in solchen Fällen, wie der gegenwärtige ist, wo Sie kein eignes Beyspiel für sich haben, würde es nicht übel gethan seyn, wenn man auf andere Staaten, und Obrigkeiten, welche, gleich Ihnen, die höchste Gewalt ausüben, sein Augenmerk richtete.

Ich kan mit Zuversicht behaupten, daß sie weder unter den Alten noch unter den Neuern einige finden werden, welche ihre eignen Mitglieder, um etwas, das sie zu der Zeit, da sie noch unter ihnen gewesen, begangen, durch ihre Kriegsbedienten hätten bestrafen lassen.

Unter den Römern war das Gegentheil so sehr gebräuchlich, daß einige von den untern Kriegsbedienten, welchen bey ihrer Entfernung von der Stadt, durch ihren obersten Feldherrn das Leben abgesprochen worden, dem ungeachtet (weil sie Senatoren waren) an den Senat appellirten; und die Sache wurde im Senat vom neuen untersucht. Ich will nichts mehr hinzusetzen, Sie zu überzeugen, daß Sie Ursache haben, sich in Acht zu nehmen, damit Sie durch die Wunden, die ich in meine Seiten empfange, sich nicht selbst verletzen, und die Vorrechte ihrer eignen Personen schwächen mögen. Ich ersuche Sie auf das ehrerbietigste, die Natur meiner Vergehung zu betrachten —— Ich bin nicht so unverschämt, daß ich sie zu vermindern suchen sollte. Gott weis es, daß sie mir wegen des Unglücks, welches sie hätte veranlassen können, schrecklich genug ist. Allein, wenn Sie dieselbe näher untersuchen: so werden Sie vielleicht

finden,

finden, daß sie mehr für ein bürgerliches als für ein kriegerisches Verbrechen angesehen, und daß sie also nach dem gemeinen Rechte untersucht werden mus. Es ist billig, daß zwischen mir und andern ein Unterschied gemacht werde.

Ich habe mit der andern Armee nichts zu thun gehabt. Es ist niemals meine Absicht gewesen, jemanden Gewalt anzuthun. Es waren blos bürgerliche Ansprüche auf dasjenige, was ich damals thörichter Weise für ein Recht ansah. Ich überlasse dieses alles voll Ehrfurcht Ihrer Betrachtung und Ihrem Gewissen. Ich weis, daß sie sich hüten werden, im Frieden Blut des Kriegs zu vergiessen; ein Bluturtheil nach dem Kriegsrechte in einer Sache zu fällen, die nach den Gesetzen des Friedens hätte untersucht werden sollen.

Was mich bey dieser Sache anbetrift, (wenn ich anders werth bin, daß ich etwas zu meinem Vortheil spreche, und daß man es willig anhört,) so kan ich mit Grund der Wahrheit behaupten, daß ich diesen ganzen Handel nicht gemacht, sondern gefunden habe. Lange zuvor, ehe er mir gebracht wurde, war er in andern Händen, und da ich ihn erhielt, erweiterte ich ihn nicht, sondern ich schränkte ihn ein. Die Vorschläge, einen Theil der königlichen Armee in die Stadt zu bringen, oder die Mitglieder dieses Hauses gewaltsam anzugreifen, habe ich allemal gemisbilligt, und gänzlich verworfen.

Ich will Ihnen offenherzig bekennen, was mich bewogen hat, mich in diesen Handel so weit ein-

zulassen; und dieses nicht, um mich zu entschuldigen, sondern andern dadurch eine Warnung zu geben. Ich war voll Ungedult, den gegenwärtigen Krieg, und den daraus entstandenen unglücklichen Zustand geendigt zu sehen. Ich sahe die Dinge nur mit fleischlichen Augen an. Ich betrachtete das nicht, was doch hauptsächlich, (wenn nicht einzig und allein,) hätte in Betrachtung gezogen werden sollen, den unschätzbaren Werth der Sache, die Sie in Händen haben; die Sache Gottes und der Religion, und die Nothwendigkeit, in die Sie sich gesetzt sehen, dieselbe aufrecht zu erhalten. Als eine gerechte Strafe für diese Unvorsichtigkeit gefiel es Gott, mich zu verlassen, und zuzugeben, daß ich in einer unglücklichen Blindheit dahingerissen, und zu solchen Anschlägen verleitet wurde, die mit dem Ueberreste meines Lebens in keinem Verhältnisse stehen. Dieses, mein eignes Gewissen sagt es mir, war die Ursache meiner Vergehung; keine Bosheit, keine üble Gesinnungen wider die Republik, oder wider das Parlament. Denn woher hätte ich sie erhalten sollen? Wenn Sie meine Geburt ansehen: so werden Sie sie nicht in meinem Blut finden; ich bin von einem Stamme, der Ihnen bessere Früchte gebracht hat. Wenn Sie meine Erziehung ansehen: so habe ich sie, fast von meiner Kindheit an, in diesem Hause und unter den Besten der Menschen genossen; und was die ganze Einrichtung meines Lebens bis auf diese Zeit anbelangt, — wenn ein anderer für mich reden sollte, so würde er gewis sagen, daß weder

meine

meine Handlungen ausserhalb des Parlaments, — noch meine Art zu denken in demselben jemals eine Ungeneigtheit, oder üble Gesinnung gegen die Freyheit des Volks, oder die Vorrechte des Parlaments verrathen haben.

Ich habe Ihnen solchergestalt meine Person und meine Sache vor Augen gelegt. Ich habe das, was ich gethan habe, weder geläugnet noch vermindert; ich habe mich nicht so vertheidigt, wie gewöhnliche Verbrecher sich vertheidigen müssen. Meine ganze Vertheidigung ist die, deren sich Kinder gegen ihre Aeltern bedienen: ich habe unrecht gethan; ich bekenne es; ich habe vorhero niemals dergleichen begangen; es ist ein Schritt, der mit dem übrigen Laufe meines Lebens nicht übereinkomt: und wie Gott, der aus der Finsternis Licht hervorbringen kan, diesen Vorfall zu Ihrem Vortheil ausschlagen lässt: also wird derselbe für das künftige auch in Ansehung meiner, nützlich seyn. Sie haben ihre Feinde glücklich entdeckt; und ich habe mich selbst und meine übeln Grundsätze kennen lernen. Sie mögen nun also auf das, was ich zuvor gewesen bin, oder auf das, was ich itzt bin, und was ich, wenn mir die Gnade des Höchsten beysteht, zu seyn nie aufhören werde, Ihr Augenmerk richten: so werden Sie mich vielleicht Ihres Mitleids und Ihrer Gnade werth achten.

Ich werde Sie nicht so bald verlassen, als mein Leben von Ihrem Ausspruche abhängen wird; und nicht mein Leben allein, sondern

 auch

auch der Unterhalt einiger, die unschuldiger sind. Ich könte Ihnen meine Kinder zeigen, die schon mutterlos sind, und welche die Strenge Ihrer Gerechtigkeit zu vollkommenen Waisen machen würde; ich könte Ihnen eine Familie zeigen, in welcher einige sind, die nicht verdienen, an dem Schimpfe, welcher mir droht, Antheil zu nehmen: aber es ist noch etwas, das Sie mehr, als alles dieses, rühren würde, wenn ich es Ihnen zeigen könte — es ist mein Herz, welches das, was ich gethan habe, verabscheut, und gegen sich selbst strenger ist, als der unerbittlichste Richter seyn würde. Ein Herz, das durch dieses Unglück so erweckt worden, und der Sache, die Sie unterstützen, so sehr ergeben ist, daß ich Gott inbrünstig anrufe, Ihnen in Ansehung meiner ein Urtheil (es sey zum Tode oder zum Leben) fällen zu lassen, welches zur Beförderung Ihrer Sache am meisten beytragen kan.

Um Ihnen nicht länger beschwerlich zu seyn, will ich Ihnen nur noch sagen, daß ich, wenn ich sterben mus, unter dem inbrünstigen Gebete für Sie sterben werde; daß ich, wenn ich noch länger leben soll, mein Leben blos dazu anwenden werde, Ihnen unterwürfig zu seyn, und daß ein ieder von den Tagen, die ich von Ihnen erhalte, nur Ihrem Gebrauche gewidmet seyn wird.

Waller brachte es nicht nur durch diese Rede so weit, daß er nicht vom Kriegsrathe gerichtet wurde, sondern er hatte auch derselben, wie der Lord Clarendon anmerkt, die Erhaltung seines

Kopfes

Kopfes eben so gewis zu danken, als Catalina den Verlust des seinigen der Rede des Cicero zuzuschreiben hatte. Er wurde verurtheilt, zehn tausend Pfund für seine Freyheit zu bezahlen, und das Königreich zu meiden. Seine guten Eigenschaften erhielten ihn in der Gewogenheit und Hochachtung vieler Personen, erwarben ihm das Mitleid der meisten, und sezten ihn gegen Vorwürfe und Verachtung in Sicherheit. Er verlies England und gieng nach Frankreich, wo er verschiedene Jahre zubrachte, bis ihm der Oberste Scroop, dessen Gemahlin Wallers Schwester war, bey Cromwelln die Erlaubnis auswirkte, daß er nach England zurückkommen durfte. Aus Erkäntlichkeit verfertigte er im Jahr 1654 ein vortrefliches Lobgedicht auf Cromwelln. Waller hielt sich nachhero meistentheils zu Hallbarn, nahe bey Beconsfield, auf, und er wurde aus dieser Ursache Waller von Beconsfield genennt. Man findet nicht, daß Cromwell zur Verbesserung seiner Glücksumstände, die sich bey seinem Aufenthalt in Frankreich ungemein verringert hatten, etwas beygetragen habe. Dem ungeachtet vergas Waller niemals, daß er Cromwelln die Zurückkehr aus seiner Verbannung zu danken hatte, und er schrieb im Jahr 1658 das Gedicht auf den Tod des Protectors, welches für ein Meisterstück gehalten wird.

Als König Carl II. im Jahr 1660 wieder auf den Thron gelangte: so wünschte ihm Waller in einem Gedicht dazu Glück, welches aber von dem

Lobgedicht auf Cromwelln weit zurückgelassen wird. Der König fragte deswegen Wallern im Scherz, wie es zugienge, daß er auf Cromwelln ein besser Gedicht gemacht habe, als auf ihn. Waller versetzte: Sir, wir Poeten sind allemal am glücklichsten, wenn es auf Erdichtungen ankomt.

Um eben diese Zeit kam St. Evremond, der Frankreich zu verlassen genöthigt wurde, an den englischen Hof. Waller wurde bald sein Freund, und diese Freundschaft hörte nur mit dem Tode des erstern auf.

Waller war schon achtzig Jahr alt, da er ein Gedicht verfertigte, das er eine Weissagung von dem Umsturz des türkischen Reichs überschrieb, und dem König Jacob II. an seinem Geburtsfeste überreichte. Dieser Fürst war Wallern ungemein gewogen. Er lies ihn einmal durch den Lord Sunderland auf einen Nachmittag zu sich fordern, und da Waller erschien, führte er ihn in sein Closet, und fragte ihn, wie ihm dieses Gemählde gefiel. Meine Augen sind zu dunkel, antwortete Waller, ich erkenne nicht, wer es ist. Es ist die Prinzessin von Oranien, versetzte der König. Und diese gleicht der grössten Dame in der Welt, sagte Waller. Der König fragte ihn, wen er so nenne; und Waller gab ihm zur Antwort: die Königin Elisabeth. Ich wundere mich, erwiederte der König, daß ihr so denkt, aber ich

haben

mus gestehen, sie hatte weise Räthe. Und haben wohl Ihre Majestät jemals erfahren, fragte Waller, daß ein Thor sich einen weisen Mann gewählt hätte?

Waller fieng nunmehro an, seine Muse dem Himmel zu widmen. Er schrieb sechs Gesänge von der göttlichen Liebe, und zween Gesänge von der göttlichen Poesie. Im zwey und achtzigsten Jahre seines Alters verfertigte er noch zween Gesänge von der Furcht Gottes, die er vielleicht in einigen Stellen verbessert haben würde, wenn ihn nicht bald darauf Krankheit und Tod übereilt hätten. Er starb den 21 October 1687 an der Wassersucht, und wurde auf dem Kirchhof zu Beconsfield begraben, wo man ihm ein Denkmal, mit einer Inschrift vom Herrn Thomas Rymer, aufgerichtet hat. Er hinterlies verschiedene Kinder, aber sein Vermögen belief sich bey seinem Ableben nicht höher als auf 1200 Pfund jährlicher Einkünfte.

Unmittelbar nach Wallers Tode kam eine kleine Sammlung der Lobgedichte und Elegien heraus, die St. Evremond (*), Thomas Higgins, George Granville, Robert Cotton, Rymer

(*) Die Briefe, welche St. Evremond aus England nach Frankreich an Corneille und La Fontaine geschrieben, enthalten sehr viel zu Wallers Lobe. In einer Antwort auf einen Brief von La Fontaine, worinnen dieser gesagt hatte, er wolle den Schatten des Anakreon hervor-

Rymer und andere auf ihn verfertigt hatten; und er wurde, seines hohen Alters ungeachtet, eben so

hervorrufen, um mit ihm, Wallern und St. Evremond in England zusammen zu kommen, drückt sich St. Evremond über den Tod Wallers so aus:

Monsieur Waller, dont nous regrettons la perte, a poussé la vigueur de l' ésprit jusqu' l' âge de quatre-vingts-deux ans:

Et dans la douleur que m' apporte
Ce triste & malheureux trépas
Je dirois en pleurant que toute Muse est morte
Si la votre ne vivoit pas.
O vous, nouvel Orphée, o vous, de qui la veine
Peut charmer des Enfers la noire Souveraine,
Et le Dieu, son époux, si terrible, dit-on,
Daignez, tout puissant la Fontaine
Des lieux obscurs, ou notre sort nous mene,
Tirer *Waller*, au lieu d' Anacreon.

Mais il n' est permis de demander ces sortes de soulagemens qu'en poesie, on sait qu' aucun mérite n' exemte les hommes de la necessité de mourir, & que la vertu d' aucun charme, aucune priere, aucuns regrets, ne peuvent les rendre au monde, quand ils en sont une fois sortis.

Si la bonté des moeurs, la beauté du génie,
Pouvoient sauver quelqu' un de cette tyrannie,
Que la mort exerce sur tous;
Waller, vous seriez parmi nous,
Arbitre delicat, en toute compagnie,
Des plaisirs les plus doux.

An das, was Voltaire in seinen Melanges de literature & de philosophie von Wallern schreibt,

so sehr beklagt, als wenn er in der Blüthe seiner Jugend dahin gestorben wäre. Er hatte so viel vortrefliche Eigenschaften, daß er von allen, die ihn kanten, ungemein hochgeachtet wurde. Sein Umgang war eben so angenehm, als seine Muse: sein Witz beleidigte niemals, und selbst sein Spott war fein und gemässigt.

Wallers Gedichte wurden zuerst im Jahr 1645 unter der Zeit, da er sich in Frankreich aufhielt, herausgegeben. Da er seine Gedichte blos zu seinem und zu dem Vergnügen derjenigen Personen, an die sie gerichtet waren, verfertigt hatte: so war er bey seiner Zurückkunft sehr unzufrieden, daß er sie gedruckt fand; und er war es noch mehr, daß er sie so fehlerhaft gedruckt fand. Er veranstaltete dahero im Jahr 1664 eine neue Ausgabe davon. Nach seinem Tode, im Jahr 1690 erschien ein zweyter Theil von seinen Gedichten. Die Vorrede dazu, erhebt Wallers Verdienste um die englische Sprache und Dichtkunst. Er war, sagt man unter andern darinnen, der Vater der englischen Dichtkunst, und er zeigte zuerst, daß die englische Sprache Schönheit und Wohlklang hat. Sie ist ihm mehr schuldig, als die französische dem Cardi-

schreibt, haben wir kaum nöthig, unsre Leser zu erinnern. Wir wollen ihnen nur sagen, daß man von den Schönheiten seines Gedichts auf den Tod des Protectors nicht nach der Uebersetzung urtheilen darf, die Voltaire von dem Anfange dieses Gedichts gemacht hat.

Cardinal Richelieu, und der ganzen Akademie. Ein Poet kan an ihn nicht ohne die Entzückung denken, in die Lucrez gerieth, wenn ihm Epikur einfiel:

Tu pater & rerum inuentor; Tu patria nobis
Suppeditas praecepta; tuisque ex, Inclute! chartis
Floriferis vt apes in saltibus omnia libant,
Omnia nos itidem depascimur aurea dicta;
Aurea! perpetua semper dignissima vita!

Einer Ausgabe von Wallers Gedichten, die zu Dublin im Jahr 1727 unter dem Titel *Poems written upon several occasions and to several persons* herausgekommen, ist das Leben des Verfassers vorgesetzt worden, welches wir bey gegenwärtiger Nachricht hauptsächlich vor Augen gehabt haben. Eine andre, welche die itzterwähnte an äusserlicher Schönheit weit übertrift, ist unter dem Titel: *The works of Edmund Waller Esq; in Verse and prose, published by Mr. Fenton* zu Glasgow 1752 erschienen.

Wir können, beym Beschlus dieser Nachricht, unsern Lesern kein zuverlässigeres Zeugnis von Wallers poetischen Verdiensten zurücklassen, als wenn wir ihnen aus des grossen Addisons Gedichte: *an Account of the greatest English poets,* d. i. eine Nachricht von den grössten englischen Dichtern, folgende Stelle mittheilen:

Itzt, meine Muse, erhebe ein sanfteres Lied, gieb ieder Zeile eine künstliche Wendung, und voller

voller Anmuth sey dein Gedicht! Der angenehme Waller fordert deinen Gesang: Muse, singe Wallers Lob mit den ausgesuchtesten Tönen. So lange zärtliche Lieder und liebenswürdige Mädchen uns entzückende Gedanken einflössen und in uns Verlangen und Sehnsucht erregen werden: so lange werden **Wallers** Gesänge unsre Leidenschaften in Bewegung setzen, so lange wird die Schönheit der Sacharissa, Liebe in uns entzünden. Dein schmeichelhaftes Lied, harmonischer Barde, kan den Ueberwundnen gros, und den Verzagten herzhaft machen. Dein Gedicht schildert selbst **Cromwells** Unschuld, und es schmeichelt dem Sturme, der ihn von hinnen trug. O deine Muse kam um einige Zeit zu früh! Du hättest den grossen **William** auf dem brittischen Throne sehen sollen! Wie würden seine Siege in deinen Liedern geglänzt und dich zu einer erhabenen Begeisterung erhitzt haben. Welche Scenen von Blut und Schrecken hätten wir gesehen, und wie hätten die Wasser des Flusses **Boine** vom Blute geraucht! Oder wenn du **Mariens** Reizungen in sanfttönenden Liedern besungen hättest: so würde dein Pinsel ihren bezaubernden Anstand würdig geschildert, und **Gloriana** würde noch schöner zu seyn geschienen haben.

Wir wollen dieser Nachricht die Uebersetzung einiger kleinerer Gedichte, und des grössern Gedichts **die göttliche Liebe**, beyfügen, um unsren Lesern einen Theil des Vergnügens zu verschaffen, das

das sie bey Lesung aller Gedichte unsers Wallers empfinden würden:

An ein Frauenzimmer im Garten.

Siehst du nicht, meine Geliebte, wie die Zeit die Pracht so bald zurücknimt, welche sie diesen Blumen geliehen hatte? Sollte auch niemand ihre Düfte geniessen: so dürfen sie doch nur wenige Stunden leben. Die Zeit verwüstet das, was wir geschont wissen wollten. Helena, oder die egyptische Königin waren für ihre Reizungen ungemein besorgt: und doch wurden diese Schönheiten der Raub des Alters, welches auch das verborgenste Gesicht zu finden weis. Wenn gleich ein unglückliches Gestirn, durch Trockenheit oder unaufhörliche Regen, dem Frühling oder Herbst schädlich seyn, und uns weder Blumen noch Früchte übrig lassen sollte: so würde doch deswegen der Winter um keine Stunde später erscheinen. Könte dich der Entschlus, nicht zu lieben, gegen die Beleidigung der kommenden Jahre schützen: so verdiente eine so göttliche Gestalt grössere Ehrfurcht, und ich würde meine Leidenschaft zu besiegen suchen.

Apologie der vorhergegangenen Liebe.

Diejenigen, welche niemals den entzückenden Saft der Rebe gekostet haben, berauschen sich bey dem ersten Genus, ohne zu wissen, ob sie den besten trinken oder nicht. Eben so pflegen diejenigen, die zur Liebe geneigt sind, von keiner Wahl,

sondern

sondern blos vom Zufall geleitet, dem ersten Mädchen, das sie schön und artig finden, ihr Herz anbieten. Die noch sterbend von uns verehrt wird, ist nicht diejenige, die wir zuerst liebten. Dem Menschen, der am Abend erschaffen ward, vergnügten die Sterne zuerst, und er bewunderte, in der Dunkelheit, diese kleinen Tropfen von Licht. Dann, als Aurora erschien, und mit ihrer schönen Hand sie vom Himmel entfernte, stand er erstaunt gegen Osten gekehrt, und seine Augen beschäftigten sich mit ihr. Allein, da die Sonne hervorbrach, schien ihm alles dieses geringe; seine Bewunderung blieb hier stehen, und konte nicht höher steigen. Er wünschte nicht, und konte auch nicht wünschen, ein prächtigeres Licht zu sehen; denn dieses nahm sein ganzes Gesicht ein; so wie deine Reizungen das meinige.

Lied.

Schweige, geschwätzige Muse, ich darf nicht singen, was du mir zu singen befiehlst. Ihre Augen weigern sich, die Leidenschaft wahrzunehmen, die sie einflössen. Sie berührt meine Laute, aber so bald sie ertönt, droht sie, dieselbe zu Boden zu werfen; und ich mus ihren Zorn befürchten, gleich einem Unglücklichen, der sich tod stellt, indem ein grausamer Löwe seinen athemlosen Körper umfasst, und seinem Angesichte liebkoset. Hier liegt er in stiller schweigender Furcht; der Unglückseligste der Welt, wenn er einen Laut von sich giebt!

An Phyllis.

Phyllis, warum wollen wir die Freuden nicht geniessen, die kürzer sind, als ein Tag? Können wir die Gränzen unsers Lebens erweitern? Wie ein Schatten fliehet die Schönheit dahin, und noch eher, als wir, stirbt unsre Jugend. Oder wenn auch Jugend und Schönheit dauerten, so würde doch die geflügelte Liebe davon eilen. Die Liebe hat schnellere Schwingen als die Zeit. Bis zum Himmel empor, ist die Veränderung in der Liebe gestiegen. Die Götter, die niemals ihren Zustand ändern, verändern doch sehr oft ihre Liebe und ihren Has. Phyllis, dieser Wahrheit sind wir alle Liebe schuldig, die wir beyde für einander empfinden. Du und ich, wir wollen nicht untersuchen, was in vorigen Zeiten der Gegenstand unsrer Sehnsucht war, auf welche Schäfer du lächeltest, und welche Schäferinnen ich hintergieng. Wir wollen es auch den Sternen überlassen, was wir künftig thun werden. Die Freuden, die wir itzo geniessen, sind uns Bürgen unsrer gegenwärtigen Liebe.

Lied.

Indem ich auf deine Stimme horche, fühle ich, daß mein Leben abnimt; dieser mächtige Laut ruft meine flüchtige Seele hinweg. O! halte diese zauberischen Töne zurück, die mich ohne Wunden entseelen. Schweige, Chloris, schweige, oder stirb, indem du singst, damit ich

und

und du vereinigt in den Himmel kommen: denn alles, was die Seligen, so viel wir wissen, in jener hohen Behausung thun, ist, daß sie singen, und sich lieben.

Die göttliche Liebe.

ein Gedicht.

Der erste Gesang.

Die griechische Muse hat alle ihre Götter überlebt, und weder Jupiter noch Phöbus sind bis auf uns gekommen; die unmächtigen Gottheiten! welche die Poeten sich erst machten, und dann anruften, ihrer Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen! Wenn aber doch ihr Unsinn uns noch immer vergnügt; was dürfen wir nicht erst in einem bessern Zeitalter hoffen, da wir unsre Lieder nicht vom erdichteten Helikon, sondern aus den heiligen Büchern entlehnen können? Mit dem Bau der Welt nahmen diese ihren Anfang; sie sind älter das Licht, und werden länger dauren, als die Sonne.

Vor diesem Orakel fallen, gleich Dagon, alle falsche Prätendenten, Delphos, Hammon; seit langer Zeit verachtet und verstummt bringen sie dem ewigen Worte Ehre und Sieg.

Wie die Philosophie unsern Erdkreis beglücket und ihm unter den Planeten eine Stelle angewiesen hat: so ertheilt uns dieses Buch ein Recht zum Himmel, und zeigt uns den Weg zu dieser seligen Behausung. Es sagt uns die Bedingungen, un-

ter welchen unser Friede ist gemacht worden, und es ist das Pfand der Hülfe, die uns von dem grossen Urheber kommen soll. Wir finden in dem grossen Buche der Natur seine Macht; aber ein kleineres Buch unterrichtet uns von seiner Weisheit.

Mit diesem Lichte unbekant, lehrte der verwegene Epikur, daß seine Götter uns ihres Andenkens nicht würdigten, sondern unbesorgt alles, unter ihren Füssen, nach dem blinden Glück, und dem Einfall der Menschen dahin gleiten liessen.

Wird die Religion auf diese Art umgestürzt: so wird zugleich das geheiligte Band aller Gesellschaft aufgelöst. Was für einen Nutzen können Versprechungen und Eidschwüre haben, wenn die Menschen keinen andern Gott, als ihren Eigennutz, kennen? Welche unendliche Kriege würden die eifersüchtigen Nationen verheeren, wenn kein Zeuge ihrer Betheuerungen über ihnen wäre. Es ist das traurige und das gerechte Schicksal der Ungläubigen, daß man unter ihnen wenig Treue findet. Redete die Schrift nicht; so würde die Natur, wenn auch kein Gott wäre, unsre Falschheit und unsre Schande laut verkündigen. Die Erkäntnis, daß unsre Gedanken der Gegenstand seiner Augen sind, ist der erste Schritt, gut und weise zu seyn. Denn ob wir gleich über die Dinge urtheilend nachdenken: so bestimt uns doch unser Wille, und nicht unser Verstand. Ihren Leidenschaften unterwürfig wenden die Menschen ihre Vernunft blos an, dasjenige zu erhalten, was sie

gern geniessen möchten. Wir haben die Furcht Gottes nöthig, uns gegen uns selbst in Sicherheit zu setzen, und die heilige Schrift ist über unsre Vernunft.

Die Himmel verkündigen die Herrlichkeit des Herrn, aber in seinem Wort glänzt etwas, das noch herrlicher ist. Dieses erzählt uns seine Güte, seine zärtliche Zuneigung, sein Mitleiden, die vortreflicher sind, als seine Werke. Unterrichtet durch dieses himmlische Buch, sehen wir das Innerste unsers Schöpfers. Die Liebe, die uns darinnen offenbart worden, und die kein Ende haben wird, so wie sie keinen Anfang gehabt hat, soll unser Gesang erheben: Beschreibe sie selbst, und begeistre uns mit dieser Glut, der du vom Himmel kamst, uns glücklich zu machen.

Der zweyte Gesang.

Die Furcht vor der Hölle, oder das Verlangen seelig zu werden, scheinen sich zu sehr auf den Eigennutz zu gründen. Weder Moses noch der eifrige Paulus wurden von demselben getrieben, die um ihrer Freunde willen alles verliessen. Einer, der weit grösser ist, steigt vom Himmel hinab zu der Hölle, seine Feinde zu retten, und sie zu seinen Freunden zu machen. Welches Lob preiset würdig genug eine Liebe, die von der Höhe herab bis auf den niedrigsten Abgrund reicht? Der königliche Prophet, welcher die Gnade vom Himmel bis zur Erde verbreitete, mas nur die Hälfte dieses weiten Raums. Das Gesetz herschte da-

 mals

mals, und umgränzte seine Gedanken; die Hölle war noch nicht überwunden, da dieser Dichter sang. Kaum wurde vom Himmel etwas gehört, bis Er herabkam, die Gegend, wo die Liebe triumphirt, bekant zu machen.

Die Liebe gegen noch ungeschaffene Creaturen bewog den Allmächtigen, diese Welt hervorzubringen. Aus Liebe geschah es, daß das zuerst erschaffene Licht auf dem Wasser schwebte, von dem ungebildeten Chaos die Nacht vertrieb, und neue Schönheiten den Dingen verlieh, die, in ihre Stellen vertheilt, entweder hier bleiben, oder dort oben glänzen sollten. Erde, Wasser und Himmel, waren insgesamt Wirkungen der Liebe; und Liebe sollte erwiedert werden. Aber itzt war noch kein Wesen vorhanden, das sich selbst bewusst und andern bekant gewesen wäre. Die Welt war ein Palast ohne Bewohner, bis einer erschien, der die ganze übrige Schöpfung übertraf; einer, dem Schöpfer gleich, dessen fähige Seele aus den herrlichen Werken, den Urheber finden, der den Himmel messen, und jedem Stern seinen Namen geben, durch Kunst und Muth den wilden Ocean bezwingen, mit schwellenden Segeln den Erdball umreisen, und dessen Runde durch eigne Erfahrung kennen lernen, die wildesten Thiere seinem Willen unterwürfig machen, und die tragbare Erde zu seinem Nutzen anwenden könte. Als Gott durch sein Wort alles vollendet hatte: so beschlos er, den Menschen zu schaffen. Er nahm Erde, und seine allmächtige Hand bilde-

bildete daraus eine anmuthsvolle Gestalt, mit majestätischen Blicken. Mit seinem eignen Athem hauchte er ihr in die Brust Leben, und eine Seele, geschickt, über die übrige Schöpfung zu gebieten, und allein würdig, seinen Namen für eine solche Wohlthat zu preisen, und zu erzählen, woher sie kam. Die Vögel singen sein Lob in freyern Melodien, aber nicht in daurenden Liedern und mit Gedanken, dem grossen Vorrecht der Menschen. Aber besonders entdeckt sich der Ueberflus seiner Gnade bey dem Fall seines neuen Lieblings.

Wenn er schaft: so entsteht eine Welt; wenn er zornig ist: so bebt die Schöpfung. Unsere schuldigen Aeltern flohen vor seinem gerechten Grimme. Er verfluchte die Erde, aber er zertrat den Kopf der Schlange. Mitten in seinem Unwillen zeigte sich noch die Grösse seiner Güte in der herrlichen Verheissung des jungfräulichen Saamens. Obgleich die Gerechtigkeit den Tod zur Genugthuung forderte: so fand doch die Liebe einen Weg, uns aus unsern Gräbern wieder hervorzubringen.

Der dritte Gesang.

Ungeneigt, seinem Ebenbilde Schrecken empfinden zu lassen, giebt er ein Beyspiel ewiger Liebe. Sein Sohn komt herab, Frieden mit denjenigen zu schliessen, die seine Feinde waren, und es ewig geblieben wären. Er wurde arm, und verlies den Sitz seiner Herrlichkeit, uns

zur Demuth anzuführen, und uns gros zu machen. Sein Geschäfte war, die Glückseligkeit denjenigen zu verschaffen, deren Bosheit ihn nicht leben lies.

Als er den Entschlus gefasst hatte, für uns den Tod zu leiden: so waren Legionen Engel zu seinem Dienste bereit. Allein er verwarf ihn. Indem sie sich rüsteten, seinen Verlust abzuwenden, ergrif ihn die Liebe und nagelte ihn ans Creuz. Unsterbliche Liebe! die um deswillen seine göttliche Seele erfüllte, damit wir durch die Grösse derselben bewogen werden möchten, ihn wieder zu lieben. Hierinnen beruht unsre Pflicht und unsre Religion. In der Liebe liegt Glauben, Hofnung und Erkäntnis; ein Vorschmack des Himmels auf Erden!

Stolzen Potentaten wollte er nicht bekant seyn, aber für keinen, der ihn liebte, war er verborgen. Wenn die Liebe noch fern ist: so leben wir in ängstlichem Zweifel; aber dieser Rauch verschwindet, so bald jene Flamme ausbricht. Dieses Feuer benimt uns unsre Schlacken, verfeinert uns, und macht uns durch unsern Verlust reicher.

Könten wir allen Zwist vermeiden, und nur Liebe üben: so würden wir einig seyn, gleich den Engeln im Himmel. Da, wo die Liebe herrscht, ist nicht nur dem Laster der Zutritt versagt, sondern die Tugenden finden sich auch daselbst ein. Glaube und Hofnung, und das kleinere Gefolge moralischer Tugenden verweilen sich am Eingang;

nur

nur das Kind des Himmels, die Liebe, geht hinein, und hält sich hier eine Zeitlang auf.

Er, der allein weise und mächtig ist, gebietet, daß andre lieben sollen, wie er. Lieben, wie er geliebt hat! — Wer kan sich so hoch emporschwingen? — Er giebt uns Flügel, wenn er uns befiehlt zu fliegen. Wir dürfen über diesen Befehl nicht bestürzt seyn; er geht uns mit seinem Exempel vor, und stehet uns bey. Er wurde nur darum Mensch, daß er da, wo seine Gebote mangeln, sein eignes Leben als eine Richtschnur vorstellen konte. Seine Liebe und seine Furcht leiten unsre Gedanken. Er litte als Mensch, und er lehrte als Gott. Er nimmt den Willen für die That, und wir können leicht gehorsam seyn; denn wenn wir lieben: so gefallen wir ihm. Wenn wir gleich schwach sind; so ist die Liebe doch kein zu schweres Werk; und Liebe um Liebe ist alles, was der Himmel verlangt; die Liebe, welche alle Menschen gerecht und gütig, und liebreich gegen sich selbst und gegen andre machen kan.

Unsre Herzen gleichen einem fruchtbaren Lande; wenn es ihnen an dieser Liebe mangelt; so breitet sich Unkraut darinnen aus; unordentliche Leidenschaften, deren Wirkungen schlimmer sind, als Dornen und Disteln, die Kinder des Fluchs!

Der vierte Gesang.

Zur Hoheit oder zum Elend gebohren, erregt der Mensch entweder den Neid oder die Verach-

tung seines stolzen Feindes. Er ist entweder äusserst glücklich, oder elend; gering an sich selbst, aber gros in der Achtung des Himmels. Mit der Liebe, das beste aller erschaffenen Wesen; aber ohne dieselbe, das schädlichste unter allen. Denn gierige Wölfe verschlingen unbeschützte Schafe nur so lange ihr Hunger dauert, und denn hören sie auf. Der gränzenlose Geiz des Menschen erstreckt sich über sein Bedürfnis hinaus, und er nährt sich von seinen Nachbarn, rund um ihn her.

Sein Stolz und seine eitle Ruhmsucht sind so gros, daß sie, gleich der Sündfluth, ganze Nationen verwüsten; ein eben so grosser Theil von Menschen wird, ob gleich mit wenigerm Geräusch, von Unmässigkeit und Ausschweifungen vertilgt.

Die Thiere und Ungeheuer, welche Herkules überwand, waren zu damaligen Zeit die Plage einiger Länder; diese noch schädlichern Ungeheuer sind das Verderben eines jeden Zeitalters und aller Nationen; aber sie würden bald verschwinden, wenn die Welt von der geheiligten Liebe, durch welche sie vertrieben werden, eingenommen wäre.

Der bevorstehende Tod, und Verbrechen, die mit der Hölle drohen, sind hier die schrecklichen Gesellschaften der Sterblichen; und ein gequältes Gewissen, das in ihre Freude Gedanken der Verzweifelung mischt, beunruhiget ihr ganzes Leben: allein, so bald die Liebe erscheint, so bald entfliehen alle diese Schrecken, wir leben zufrieden, und

zufrie-

zufrieden sterben wir. Diejenigen, deren Brust von dieser geheiligten Liebe erfüllt ist, sehen den Tod als einen Uebergang zu ihren Freuden an. Die Wolken und dicken Dünste, welche den Tag verdunkeln, werden von den siegreichen Strahlen der Sonne hinweggetrieben; und diejenigen, welche unser Leben verfinstern, entfliehen vor der Liebe, einem edlern Gestirn, aus unsrer Seele. In der Sonne, welche das Jahr begränzt, werden Flecken wahrgenommen; aber diese hellere Sonne bewegt sich in einer gränzenlosen Sphäre. Die Freude, die Herrlichkeit, das Licht des Himmels schimmert unter den Engeln, und läßt keine Nacht zu.

Der fünfte Gesang.

Dieses eiserne Alter würde ein göldnes Alter seyn, wenn diese Liebe darinnen herrschte; nicht jenes, in welchem, nach der Erdichtung der Alten, die Eichen Honig träufelten, und das ungebauete Land freywilliges Getreide hervorbrachte. Die Liebe würde alle diese Dinge leicht, sicher und wohlfeil machen. Keiner würde blos für sich selbst säen und ernden. Unsre Geneigtheit, einander zu helfen und zu lieben, würde uns eine reichere Ernde verschaffen, als das fruchtbarste Feld. Hunger und Tod, die nur in gewissen Gegenden wohnten, haben sich durch die Unfruchtbarkeit unsrer Herzen ausgebreitet. Einige sterben aus Mangel, indessen, daß andre sich, durch Ueberladung mit Speise und Trank, Krankheiten zuziehen.

Wir

Wir würden den wahren Gebrauch des Ueberflusses kennen; die Liebe würde zwischen den Reichen und Dürftigen stehen, und mit gerechter Hand, die Güther des Himmels gleich vertheilen, die Geber und die Empfänger zugleich glücklich machen, ihre Freude vermehren, und ihr Leiden vermindern. Er, der um sein selbst willen keine Wunder gethan hätte, that verschiedene zum Besten des Volks. Ob er gleich lange gefastet hatte, so wollte er doch kein Wunderwerk verrichten; aber er lies Brod und Fische sich vermehren, indem das Volk as. Von allen seinen unendlichen Kräften hat er auf Erden keine angewendet, als in der Absicht, seine Liebe auszudrücken; und eine solche Liebe würde uns mit ausserordentlicher Freude erfüllen, nicht wenn wir uns selbst, sondern wenn wir andern Nahrung reichten.

Wenn die Gesetze der rohen Natur zu schwer, und von keinem Nutzen sind: so wird die Liebe, welche die Natur ausbildet, dem Gesetze noch zuvorkommen. Tyger und Löwen schliessen wir in Hölen ein; aber sanftmüthigern Thieren überlassen wir ihre Freyheit. Teufel werden gefesselt und zittern; aber der Verlobte kennt keine andre Gewalt als die Liebe, kein andres Band als die Güte. Die Menschen, die itzt einander so gehässig und gefährlich sind, könten einander Schutzengel seyn. Solche Wunder kan diese mächtige Liebe hervorbringen: sie verwandelt Raubvögel in Tauben, und Wölfe in Lämmer. Die Liebe,

welche Jesaias weissagte, kan Thäler zu Gebirgen, und Gebirge zu Thälern machen. Sie kan die Uebermüthigen stürzen, und die Verächteten erheben, und unsre rauhen und ungebahnten Wege in angenehme Ebnen verwandeln.

Die Liebe macht alles gleich, wie der gewaltige Tod. Von ihr erfüllt, vergessen die Grossen ihre Würden, und achten sich selbst den Niedrigsten gleich, welche der Himmel mit diesem hohen Charakter beglückt hat.

Die Liebe, der Mittelpunct unsrer Vereinigung, kan allein den Menschen eine vollkommene Ruhe gewähren. Der Sieg über unsre ungestümen Begierden verschaft uns innerlichen Frieden, und endigt den Zwist unter den Nationen. Keine kriegerische Trompete würde unsre Ruhe stöhren, noch der Arm eines Fürsten, obgleich ein Bezwinger des Orients, wo so manche Helden, von heiligen Absichten getrieben, um das Grab fochten.

Wir dreymalglücklichen! wenn unsre Begierde, seine Liebe zu gewinnen, eben so gros wäre, als ihre Begierde war, sein Grab zu erobern. Liebet wie er liebte! eine so uneingeschränkte Liebe würde mit ausgebreiteten Armen das ganze Menschengeschlecht umfassen!

Die Selbstliebe würde entweder aufhören, oder sie würde sich mehr verbreiten, wenn wir einen jeden Menschen als einen Theil von uns ansähen, und wenn wir betrachteten, daß durch das kostbare Blut desjenigen, der für uns gnug zu thun starb, alle Menschen untereinander verwandt sind.

Der

Der sechste Gesang.

Obgleich die Schöpfung, so göttlich beschrieben, unsern Gedanken ein so lebhaftes Bild eindrückt, daß der erste Strahl des neuerschaffenen Lichts, welches aus dem Chaos herausgeschlagen wurde, noch itzt unser Gesicht rührt: so hielten doch die ersten Christen den entstehenden Tag für glückseliger, als den untergehenden, damit eine jede Woche neue Gelegenheit geben möchte, seinen Triumph in ihrem Gedächtnis zu erneuern. So lasst denn unsre Muse um die Gewalt bemüht seyn, das Andenken an sein vergossenes Blut unter uns immer lebhaft zu erhalten, lasst uns, wie die Seligen im Himmel singen, und noch mit unserm lezten Hauche diese Liebesflamme verstärken.

Aber wer kan bey einem so erhabenen Gegenstande Worte finden, die Gedanken seiner Seele zu erreichen? Unsre Sprache ist zu arm; oder, wenn sie es auch nicht wäre, könten sich wohl die Gedanken eines Sterblichen so hoch empor schwingen? Wir wollen also hier die Kunst verlassen, und nur darauf bedacht seyn, ihn in unsern Herzen zu behalten. Allein, ob wir gleich diese heilige Verrichtung zu schwer finden: so bringt uns doch schon der Vorsatz Belohnung. Die Betrachtung benimmt uns auf eine Zeitlang die Empfindung unsrer Leiden, und sie macht mit allen uns betroffenen Uebeln einen Stillstand.

Wie die Töne der davidischen Harfe, Sauls geängstetem Geiste eine gegenwärtige Linderung verschaften: so fühlen wir, indem unsre Muse mit diesem Gegenstande sich beschäftigt, keine Beschwerlichkeiten des Glücks und des Alters. Die göttliche Liebe zu überdenken, ist Friede, und sie lässt uns alle Sorgen um geringere Dinge vergessen.

Zugleich erstaunt, und getröstet, ein Wesen von unumschränkter Macht so unendlich liebreich zu finden, bestrebt sich die Seele, aus ihrer dunkeln Behausung, zu diesem Lichte empor zu fliegen, und wir üben uns, wie wir sterben wollen. So wenden wir die Kunst des Dichters an, diese Liebe zu erreichen, und sie in unsre Herzen zu graben.

Eine so vollkommene und dauerhafte Freude wird geringern Vergnügungen keinen Zutritt weiter verstatten; und sie werden bleich und entstellt seyn, gleich den Sternen, die davon fliehen, wenn aus dem Osten die aufgehende Sonne hervorbricht.

Inhalt.

Inhalt.

Brittische Bibliothek.

Zweyter Band.

Viertes Stück.



Leipzig,
bey Johann Wendler.
1757.

Es entgeht zwar dieser Reisebeschreibung nach Balbek ein Theil der Anmuth und des Reizes, den die Nachricht von der Veranlassung und Bewerkstelligung einer Reise nach den Morgenlanden mit sich führet; eine Nachricht, die hier nicht statt finden konte, nachdem sie bereits an ihrem gehörigen Orte beygebracht worden war, und folglich hier, als schon bekant, vorausgesetzt werden musste. Vielleicht findet man auch darinnen einen seltsamen Widerspruch, daß die angenehmste Gegend von der Welt, darinnen Balbek liegt, für einen Forscher der alten Geschichte eben dasjenige wird, was Palmyra in der Natur ist. Es mus uns allerdings befremden, daß man in den geschriebenen Ueberresten des Alterthums so wenig Nachrichten von einer Stadt findet, der ihre bequeme und bezaubernde Lage zu versprechen schien, sie in Friedenszeiten zum Sitze eines der blühendesten Völker, und der stärksten Handlung zwischen Osten und Westen, zum Aufenthalte der wollüstigsten Fürsten zu machen, und in Kriegeszeiten ihr die mächtigsten Heere aus Syrien und Egypten zuzuführen, und durch berühmte Schlachten den Nahmen ihrer Gefilde in den Geschichten zu verewigen. Sahe es gleich in der Geschichte von Palmyra auch ziemlich wüste und trocken aus, so gab doch wenigstens ein Zeitraum von zwanzig Jahren der historischen Feder Stof, ein paar Seiten anzufüllen. Ein Aurelianus, ein Odenatus, eine Zenobia machten eine Zeitlang eine ansehnliche Figur. Die Einbil-

dungskraft bekam etwas zu schaffen, und übte ihr Recht aus, mit rednerischen Blumen das Gedächtnis einer Frau zu schmücken, die sich ausserordentlich genug aufführte, bey den meisten Lesern in das Ansehn einer Heldin zu gerathen. Bey Palmyra gab eine Menge von alten Aufschriften den Verfassern Anlas zu gelehrten Untersuchungen und glücklichen Muthmassungen; und verschafte andern Gelehrten in Frankreich und England Gelegenheit, ihre Belesenheit und Scharfsinnigkeit zu zeigen. Aber Balbek kan kaum ein paar kurze und dunkle Aufschriften aufweisen, daraus sich wenig lernen, und darüber sich wenig sagen lässet. Doch kan dieser Theil für Kenner der Baukunst unmöglich weniger beträchtlich seyn, als der erste, ob wir uns gleich nicht rühmen können, uns auf diese Kunst zu verstehen; und der Auszug, den wir aus des Herrn Woods Bericht von der Reise nach Balbek mittheilen werden, wird die Leser überzeugen, daß derselbe von aller Anmuth und nützlichem Unterrichte nicht entblösset sey.

Es war den 27 März 1751 als die gelehrte Gesellschaft der so oft von uns gepriesenen englischen Herren von Palmyra aufbrach, die Reise nach Balbek anzutreten. Sie melden uns die Ursachen ihres Aufbruchs, die Oerter, die sie auf ihrem Zuge berühret, und die Schicksale ihrer Reise. Wir übergehn dieses alles, weil wir es für die Erwartung unserer Leser für zu unerheblich, und für unsre Blätter für gar zu klein und zu weitläuftig achten. Es wird genug seyn

nur so viel zu berichten, daß sie den 31 März zu Balbek anlangten. Man empfieng sie sehr freundschaftlich. Sie rühmen das Einnehmende der ersten Bewillkommung. Aber so sehr sie es rühmen, so sehr klagen sie auch über die Folgen davon. Ihrem Berichte nach, geht in der Welt nichts über die Willfährigkeit und Geflissenheit der Morgenländer, das Herz ihrer Gäste durch liebreiche Aufnahme, Mildigkeit und höfliche Begegnung zu gewinnen. Aber dagegen muß auch, eben diesem Berichte nach, ihre Unverschämtheit, ihren Gästen, Geschenke von zehnmal grösserm Wehrte abzufordern, ja im Fall der Weigerung gewaltsamer Weise abzudringen, über alles gehn. Folglich wissen auch sie die Kunst mit Höflichkeit zu wuchern. Die Natur hat sie ihnen beygebracht, und nicht der Europäer. Ihre rohe Lebensart, die dem ungebundenen natürlichen Zustande des Menschen nahe komt, entfernt von ihnen alle zärtlichern Empfindungen des Wohlstandes und die Käntnis der Nothwendigkeit dererjenigen sittlichen Pflichten, welche bürgerliche Geselligkeit dem sonst nur für sich besorgten Menschen aufleget.

Bocat (a) heist die Gegend in welcher Balbek liegt. Von Balbek erstreckt sie sich in die Länge bis

(a) Das ist ein arabisches Wort, und bedeutet eben das, was unser Aue bedeutet: nämlich einen wasserreichen und buschigten Grund, eine Ebene, die in der Tiefe liegt, mit Gebüschen besetzt

bis nahe ans Meer von Nordost bis Südwest. Die Breite davon vom Antiliban bis zum Liban, mag nicht über vier Lieues, und nirgends unter zwey haben. Die Bäche die sie benetzen, heissen Litane und Barduni. Jener entsteht unten am Antiliban, ein wenig gegen Norden von Balbek, und bekomt von einer schönen Quelle einen grossen Zuwachs, welche unter den Mauern von Balbek wegläuft, und Rasolenne, oder Haupt des Quelles heist. Der Barduni hingegen entspringt auf dem Liban, etwa acht Lieues südwest von Balbek, und vereinigt sich mit dem Litane, eine Meile unter einem Dorfe, das Barillas heist. Noch mehr andere kleinere Bäche stossen zu ihnen, die von dem geschmolzenen Schnee des Libans entstehen, und sowohl zum Ackerbaue, als zur Belustigung des Auges, gar wohl angeleget werden könten. Endlich kommen sie alle in dem einen Flusse Casimiat zusammen, der sich nahe bey Tyr ins Meer stürzet. Die Vortheile welche diese Ebne und Tyr, als es noch blühte, ein ander haben verschaffen können, sind zu sichtbar, als daß die Einwohner sie sich nicht hätten zu Nutze machen sollen. Ein Volk das zur See handelt, bey guten Mitteln, und in einen schmalen Strich Landes am Strande hin eingeschlossen ist, mus nothwendig von einem so vortheilhaft gelegnen Grunde in seiner

setzt ist und von Strömen benetzt wird. So heist der Strich von Leipzig nach Merseburg die Aue. So hat man bey Nordhausen die so genannte güldne Aue.

Nachbarschaft Nutzen ziehn. Man kan daher mit gutem Grunde muthmassen, daß die der Handlung wegen reisenden Gesellschaften oder Caravanen von Tyr ihren Weg nach Palmyra und so weiter in die Morgenländer werden durch den Grund von Balbek und über diese Stadt genommen haben.

Denn gegen das Ende dieses Grundes, nach Nordosten liegt Balbek auf einer Anhöhe, unmittelbar unter dem Antiliban. Eine solche Gegend mus nothwendig angenehm seyn; und um so viel mehr, da Balbek zwischen zween der grössten Städte dortiger Gegend, Damascus und Tyr, von ieder gleich weit, nämlich 16 Lieues entfernt ist.

Es mag etwa fünf tausend Einwohner haben, darunter sich einige Griechische und Maronitische Christen, wie auch Juden befinden. Die Armuth regieret hier; man treibt kein Gewerbe noch Handthierung. Uebrigens ist kein Zweifel, daß Balbek nicht das alte Heliopolis seyn sollte.

Von den Trümmern alter Gebäude, welche unsre Reisende daselbst angetroffen, haben sie einen so hohen Begrif, daß sie bekennen, daß, wenn sie diese Trümmer mit den Trümmern der meisten übrigen alten Städte vergleichen, die sie in Italien, Griechenland, Egypten und Asien gesehen haben, sie jene nicht anders als Ueberreste des kühnesten Bauentwurfes, der ihnen irgendwo zu Gesichte gekommen, ansehen können. Sie wundern sich demnach darüber, daß von derglei-

chen

chen Gebäuden, die man so stark als dauerhaft zu machen bemüht gewesen ist, sowohl der Zeitraum, da sie entstanden, als der Nahme des Baumeisters, Angebers und Urhebers, denen sie ihr Wesen zu danken haben, in einer so dicken Finsternis hat versteckt bleiben können, daß auch alles emsige Nachsuchen sie nicht in den Stand gesetzt hat, Leser, die beydes zu erfahren begierig seyn möchten, hinlänglich zu befriedigen. Unterdessen sind sie doch darauf bedacht, wie sie ihm die Mühe selbst nachzuschlagen, ersparen, und die Früchte ihrer Entdeckungen, so viel die ersten Zeiten dieser Trümmer betrift, mittheilen möchten.

Sie berühren demnach, aber sie widerlegen auch zugleich die Mährchen, womit die dortigen Einwohner von ieder Glaubensgattung sich tragen, als ob Salomo, wie Palmyra, so auch Balbek, samt den noch daselbst befindlichen Ueberresten, erbauet haben sollte. Mit mehrerer Wahrscheinlichkeit würde man ihren Ursprung unter den Phöniziern suchen; da von diesem Volke bekant ist, daß sie die Sonne verehret haben, eine himmlische Macht, der derjenige Tempel gewidmet war, der die gröſseste Zierde von Balbek noch heut zu Tage ausmacht, und mit dessen Beschreibung und Vorstellung der gröſseste Theil dieses Werkes sich beschäftiget. Das bezeugt so gar der Name Balbek, das ist: Sitz oder Thal des Baals. So nennten die Morgenländer die Sonne. Es bezeuget es auch der Nahme Heliopolis,

 wel-

welcher mit jenem eben das sagen will, und nur eine Zeitlang den alten Namen, wenn gleich nicht im gemeinen Leben und Gebrauche der Landleute, doch wenigstens in den Geschichtsbüchern verdrungen hat, bis daß endlich die griechische Sprache wiederum der Landsprache weichen musste; da denn der alte Nahme wieder empor und in Schwang kam. Die Verfasser vermuthen, Heliopolis habe den Sonnendienst von dem Heliopolis in Egypten angenommen, und die egyptischen Gebräuche mit Zusätzen aus den phönizischen ein wenig verändert. Ueberdem bemerken sie auch noch, daß lange zuvor, ehe das egyptische Heliopolis entstanden, ganz Arabien die Sonne verehret habe. Wir behalten es uns vor, an seinem Orte, wenn der Faden, der unsre Schritte bey diesem Auszuge leitet, uns dahin bringen wird, die Spur zu zeigen, welche die Engländer verleitet hat, den Grund einer so einstimmigen Neigung so vieler benachbarter Völker zu Verehrung der himmlischen Körper, in der natürlichen Beschaffenheit ihres Erdstriches zu suchen.

Wir kommen auf die Phönizier zurück. Es könte, wie gesagt, der bey ihnen eingeführte Dienst der Sonne allerdings der Meynung, welche ihnen etwan die Gebäude zueignen möchte, deren Ueberreste hier beschrieben werden, einen scheinbaren Grund geben. Doch da man an ihnen die ionische oder corinthische Säulenordnung gewahr wird, so fällt auch diese Meynung weg; und man kan die Errichtung dieser Gebäude nicht über die Zeiten hin-

aus-

aussetzen, da die Griechen diese Lande in ihrer Gewalt hatten. Da man nun aber von dem Zustande dieser Gegend die ganze Zeit hindurch, von Alexander dem Grossen an bis auf den Pompejus, gar nichts bey den Geschichtschreibern findet; so kan man daraus den ziemlich wahrscheinlichen Schlus machen, der Ursprung dieser Gebäude müsse vielmehr den Zeiten, da Syrien unter römischer Herrschaft war, als denenjenigen zugehören, da die Seleukiden es noch beherscheten.

Ein solcher Schlus könte einige aufmerksame Leser auf den Zweifel bringen, ob die Engländer sich nicht selbst widersprächen; solche Leser nämlich, die sich aus dem ersten Theile noch erinnern, daß das gänzliche Stillschweigen der Geschichte von Palmyra bis auf die Zeiten des Kaisers Trajan sie keinesweges gehindert hat zu behaupten, Palmyra sey nichts desto weniger seit undenklichen Zeiten zuvor eine der blühendesten Handelsstädte gewesen. Sie begegnen diesem Zweifel damit, daß sie zeigen, Palmyra sey in ganz andern Umständen, als Balbek, gewesen; in Umständen, die es ausser der Gemeinschaft beynahe der ganzen Welt setzte. Mit Balbek habe es hingegen eine ganz andre Bewandnis gehabt. Da wir nicht gesonnen sind, diese Frage zu entscheiden, so halten wir es auch für überflüssig, die Gründe auf beyden Seiten vollständiger vorzutragen.

Unsre Engländer haben uns also mit schnellen Schritten bis zu den Zeiten der römischen Herrschaft über Syrien fortgerissen. Von nun an gehen

gehen sie ein wenig langsamer. Die Nachrichten von Balbek fangen nunmehr an sich zu mehren, sich aufzuklären, und gewisser zu werden. Man findet Münzen von Heliopolis mit der Aufschrift: Colonia Iulia, andre mit der Aufschrift: Colonia Iulia Augusta. Nun würde es zwar nur schwach und zweifelhaft geschlossen seyn, wenn man daraus folgern wollte, Julius Cäsar und Augustus hätten Völkerschaften von ausgedienten Soldaten dahin gesandt. Gleichwohl kan man auch ein solches Vorgeben um so viel weniger widerlegen, da man vom Kaiser Philippo heliopolitanische Münzen hat, mit der Aufschrift: Colonia Heliopolitana Legiones V. Macedonic. VIII. August. Nun aber findet man eben diese beyden Legiones auf einer Münze, welche die Stadt Berytus unter dem Kaiser Augustus hat schlagen lassen. Nimt man nun die Münzen von Heliopolis und Berytus zusammen, und vereinigt sie mit einer Stelle Strabonis, wo es heisst, Agrippa habe zwo Legiones nach Berytus verlegt, so lässet sich allerdings nicht unwahrscheinlich schliessen, die quinta Macedonica und octaua Augusta sey zwischen Berytus und Heliopolis vertheilt gewesen.

In dem Tempel der Sonne oder des Belus zu Balbek erholte man sich in zweifelhaften Dingen Raths. Es war ein berühmtes Orakel daselbst. Der Kaiser Trajan fragte es auf seinem Zuge wider die Parther um Rath.

Auf einigen Münzen des Kaisers Hadrian finden sich die Worte: LEG. H. COL. H. welche

von einigen so ausgelegt werden: legio octava colonia Heliopolitana. Man will nicht dieser Auslegung das Wort reden; gesetzt aber sie wäre untadelhaft, so würde darum doch noch nicht folgen, daß die Gebäude von Balbek vom Kaiser Hadrian herrührten, obgleich dieser Herr im Bauen ein grosses Vergnügen fand, und mehr prächtige Werke aufgeführt hat, als irgend einer seiner Vorfahren oder Nachfolger.

Auf ihn folgen die Zeiten der Antoniner, und dahin pflegt man gemeiniglich den Lucian zu bringen, in dessen Werken ein kleiner Aufsatz von der Göttin der Syrer sich befindet; von dem es aber noch zweifelhaft ist, ob er vom Lucian sey. In diesem Aufsatze nun wird im Vorbeygehen mit sehr wenigen und dunkeln Worten eines Tempels und Götzen gedacht, von dem der Verfasser meldet, daß er der gemeinen Sage nach, aus dem egyptischen Heliopolis nach Phönizien gekommen sey, daß er zwar selbst dieses Heiligthum mit Augen nicht gesehen habe, aber doch sonst wohl wisse, daß es ansehnlich, gros und alt sey. Ist nun dieses Stück vom Lucian, und gehört Lucian in die Zeiten des Antonini Philosophi, und seines Sohnes Commodi, spricht er ferner von dem Tempel zu Balbek, und ist endlich das Zeugnis Johannis Malalä von einigem Gewichte: (alles sehr zweifelhafte Bedingungen, über die auch wirklich zum Theil noch gestritten wird:) so mus Lucian von einem andern Tempel, und nicht von dem gesprochen haben, dessen Trümmer hier beschrie-

schrieben werden. Was sagt aber Johannes Malala? Er sagt, der Kaiser Antoninus Plus habe zu Heliopolis nahe am Berge Liban in Phönizien dem Jupiter zu Ehren einen Tempel bauen lassen, der für ein Wunder der Welt gehalten würde.

Das ist das einzige Zeugnis aus dem ganzen Alterthume von dem Urheber des alten Denkmales zu Balbek, das die Zeit am meisten geschont hat. Es verdient also dieses Zeugnis um so viel genauere Prüfung.

In dem Zeitraume vom Pompejus an bis auf den Kaiser Antoninus Plus, muss Syrien den Römern durch und durch bekant gewesen seyn. Ihr feiner Geschmack an den Künsten und Wissenschaften, und ihre Neugier nach allem, was jenen vergnügen oder reizen kunte, war damals aufs höchste gestiegen. Wie hätte also wohl ein so wunderwürdiges Denkmal, der Beobachtung der Geschichtschreiber oder Naturforscher der damaligen Zeiten haben entgehen können? Da ein Plinius und andre mit so vielem Ruhm und Entzückung von dem Tempel der Diana zu Ephesus und andern Denkmalen der Baukunst sprechen, die weit unter den Balbekischen sind, würden sie wohl diese verschwiegen, oder nicht gekant haben, wenn sie schon damals vorhanden gewesen wären? Nun aber ist es eine ausgemachte und unwidersprechlich gewisse Wahrheit, daß das Denkmal von Balbek, von dem die Rede ist, zu Kaisers Caracallä Zeiten gestanden hat. Man kan es also unmöglich unter

unter die Zeiten Antonini Pii heruntersetzen. Sagen uns gleich die Geschichtschreiber nicht mit ausdrücklichen Worten, daß es von ihm herrühre, so sagen sie auch von seinen übrigen Thaten nichts. Seine Regierung macht eine von den grossen Lücken in der Geschichte aus. Wir wissen von ihm mehr nicht als so viel, daß er ein löblicher Fürst gewesen sey. Aber was er in einem friedlichen Regimente von 21 Jahren gethan hat, davon weis man nur gar sehr wenig. So kommt auch der Geschmack in der Baukunst, der unter diesem Kaiser herrschte, mit der Bauart vollkommen überein, die sich an diesem balbekischen Tempel hervor thut. Endlich kan auch weder die Zeit, da Malala lebte, noch sein Vaterland und Aufenthalt, noch seine Glaubensgesinnungen, einen Zweifel wider ihn erwecken, oder die Richtigkeit seiner Aussage in diesem Stück verdächtig machen. Er erzählt diese Begebenheit im Vorbeygehn, ohne die geringste Absicht auf sich selbst, als etwas, das ihm vollkommen gleichgültig seyn konte, ob es so, oder anders wäre. Er lebte in Syrien, nicht gar zu lange nach den Zeiten, von denen hier die Rede ist. Er hatte nicht die geringste Ursache, Unwahrheiten in diesem Stück auszubreiten, oder diesen Kaiser vorzüglich vor einem andern zu begünstigen. Es ist andem, Capitolinus gedenkt dieses Denkmals unter den Gebäuden nicht, die er dem Antonino Pio beylegt. Aber das Stillschweigen einer so elenden Schrift, als Capitolins Lebensbeschreibung vom Kaiser Antoninus

nus

nus Pius ist, hat viel zu wenig Gewicht, als daß sie das ausdrückliche Zeugnis Malalá umstossen solte.

Der nächste Kaiser nach Antonino Pio, an dessen noch vorhandenen Denkmalen Heliopolis Antheil hat, ist der Kaiser Septimius Severus. Dieser ist es, auf dessen Münzen zuerst der Tempel zu Heliopolis sich blicken lässt; und Ulpianus, ein Syrer, von Tyrus gebürtig, meldet, daß eben dieser Kaiser der Stadt Heliopolis das ius ciuitatis Italicae ertheilet habe. Ein paar Aufschriften, welche auf ein paar Pfeilern der schönen Gallerie des Balbekischen Tempels stehen, geben zu erkennen, daß sie aus den Zeiten dieses Kaisers herrühren. Man findet sie auf der 12 Seite, und beyde lauten also: (Denn auf der einen steht bis auf eine sehr geringe Abweichung, eben das, was auf der andern steht; und es ist eben so viel, wenn man eine anführt, als ob man alle beyde hinsetzte.) Magnis Diis Heliopolitanis pro Salute Antonini Pii Felicis Augusti et Iuliae Augustae Matris Domini nostri, castrorum, senatus, patriae - - - (b) dum er in muro in lumina sua pecunia ex voto libenti animo soluit.

Der Kupferstich beyder Aufschriften weiset in beyden mehr nicht auf, als dum er in muro in lumina. Die Engländer aber haben es ausgelegt: dum

(b) Aus der zweyten Inschrift kan man diese Lücke ausfüllen. Es fehlt das Wort capita.

dum erant in muro inluminata. Gleichwohl gestehen sie selbst, daß sie den Sinn dieser dunkeln Worte nicht einsehn, noch errathen.

Wir begnügen uns, die Meynung der Verfasser, oder, wenn man so will, des Verfassers, des Herrn Woods nämlich, von dem Erbauer des Balbekischen Tempels, nebst ihren Gründen angeführt zu haben, ohne sie widerlegen zu wollen, können uns aber doch nicht enthalten, von unsrer Vermuthung, daß er vom Kaiser Septimius Severus herrühre, im Vorbeygehn auch nur einen Wink zu geben. Die angeführten Aufschriften, das Vaterland des Kaisers Severi, seiner Gemahlin, und seines ganzen Geschlechts, seine Verdienste um Syrien überhaupt und um Heliopolis insbesondre, die Verewigung ihres Tempels auf seinen Münzen; dieses alles ist in den Ohren eines aufmerksamen Alterthumsforschers ein lauter Ruf, den das Geschwätz eines viel spätern Mönches, dem es ohnedem nichts neues ist Mährchen zu erzählen, nicht überschreyen wird.

Lange Zeit hernach ist alles in der Geschichte von Heliopolis stille. Der Kayser Constantinus der Grosse, soll nach des Chronici Paschalis Berichte, den Tempel zu Heliopolis in eine christliche Kirche verwandelt haben. Die Stelle ist wegen einiger Ausdrücke merkwürdig. Doch können wir uns dabey nicht aufhalten; sondern begnügen uns nur, sie anzuzeigen.

In was für Umständen Balbek unter christlicher Herrschaft gewesen sey, findet man nicht. Die Nahmen einiger Bischöffe und Märtyrer wollen nicht viel sagen. Es sind nur Schalen für Leute die den Kern zu schätzen wissen, und die nicht blosse Nahmen, sondern Begebenheiten wissen wollen. Aus der muhammedanischen Geschichte haben unsre Verfasser eben so wenig hierher gehöriges beygebracht, als aus der christlichen. Sie merken nur so viel an, daß mit der neuen Regierung der Sarazenen der alte Name der Stadt, nämlich Balbek, wiederum die Oberhand erhalten, und seinen Gegner, Heliopolis, vertrieben habe; und sodann, daß die Chalifen aus dem ehemaligen Tempel, oder der bisher gewesnen Kirche eine Festung gemacht haben.

Das wird beynahe alles seyn, was unsre Engländer von dem Zustande von Balbek in den alten Zeiten aus der Geschichte gesammelt haben. Sie beschliessen ihre Nachricht, mit einigen daraus gezognen oder darüber angestellten Betrachtungen, davon auch wir eine einzige wiederhohlen wollen, nämlich die oben versprochene, von dem Ursprunge des Götzendienstes, welchen die Völker in Syrien und was dem anhängt, der Sonne und dem übrigen himmlischen Heere erwiesen.

Der Name Baal oder Bel, worunter man die Sonne verehrte, und der Meister oder Herr bedeutet, die Pracht, womit man ihm opferte und

die-

dienete, und endlich die Menschenopfer, die man ihm brachte, zeigen an, daß man diesen Götzen mehr aus Furcht als aus Liebe zu ehren angefangen haben müsse, seitdem man die schädlichen Wirkungen empfunden, die man in seinem Dünkel ihm beymas. Und in der That ist die Sonne den Einwohnern dortiger Länder so beschwerlich, als sie den Früchten an ihrem Wachsthume hinderlich und schädlich ist. Hingegen scheint ein ganz entgegen gesetzter Bewegungsgrund die Menschen dortiger Gegend auf die Verehrung des kleinern Gestirnes gebracht zu haben. Die Bewundrung und Liebe scheint in Ansehung desselben mehr auf das menschliche Herz vermocht zu haben, als die Furcht. Von undenklichen Zeiten her hat die Sorge für die Gesundheit und für das Vergnügen in den dortigen Gegenden die Gewohnheit eingeführt, den Sommer über auf den Dächern zu schlafen. Die Dächer sind eben, und von einander durch Scheidewände abgesondert. Diese Art die Nacht hinzubringen ist unsern Engländern ungemein erquickend und wohl ausgedacht vorgekommen. Man schöpfet daselbst frische Luft, und ist vor Mücken und Dünsten sicher. So oft als man erwacht, erblickt man an seiner Decke, das ist am gewölbten Himmel, einen neuen Gegenstand; und die stille Einsamkeit ladet die Seele natürlicher Weise zum Nachdenken ein. Die Engländer bekennen von sich selbst, daß der Himmel ihnen

nirgends mehr Schönheiten gezeigt, und daß zu gleicher Zeit die Erde ihnen nirgends häslicher vorgekommen, als in den Nächten, die sie in den arabischen Wüsteneyen zubrachten. Eine schreckliche unendliche Wüste, ohne Bäume, ohne Wasser, ohne Thal, ohne Berg, ohne die geringste Abwechselung sichtbarer Dinge; ermüdet durch die verdrüsliche Einfachheit des Anblickes den durch die Beschwerlichkeiten des Reisens so schon abgematteten Reisenden noch mehr. Schauet er aber dagegen das lachende und sich selbst bewegende Gemählde an, das sich um ihn herumdrehet, die Zeit abmisset, seine Bahn ihm zeiget, und seine Schritte leitet, o wie freuet er sich, wie wird er nicht erquicket! Ein solcher Anblick musste nothwendig die allzulebhafte Einbildungskraft der Araber von einer übertriebnen Bewundrung zu einer abergläubischen Verehrung fortreissen, da ihre Triebe die Anführung und Mässigung der Beurtheilungskraft nicht erwarten. Man darf sich also nicht wundern, wenn eine solche Wuth ihre Nachbarn, die Juden, Völker von gleichen Gesinnungen, Sitten und Lebensart, ansteckten. Den Grund der Verschiedenheit der Abgötterey in iedem Lande, vermeynen die Engländer in dessen Lage, Gaben, Früchten und Besonderheiten zu finden, und mit den Beyspielen von Egypten und Griechenlandes solches beweisen zu können.

Ein Auszug von der Art, als der unsrige seyn soll, leidet nicht, dem Leser von den Kupferstichen viel vorzusagen, die Schönheiten der Baukunst an ihnen zu bemerken, und sie anzupreisen. Wir begnügen uns, die Liebhaber dieser Kunst auf das Werk selbst zu verweisen, und können ihnen nur so viel melden, daß sie hier 46 sehr prächtige Kupferstiche, und in denselben Wunderwerke der Baukunst antreffen werden, wenn anders dem Zeugnisse so verständiger, einsichtsvoller und wahrheitsliebender Leute, als die Herren Wood und Dawkins sind, zu trauen ist.

II.

An Estimate of the Manners and Principles of the Times. By the Author of Essays on the Characteristics &c. London, printed for L. Davis &c. 1757. in 8. 221 Seiten.

Der Verfasser dieser Schätzung der Sitten und Grundsätze jetziger Zeiten, ist Herr Brown, der sich bereits durch die Bestreitung einiger eignen Gedanken des Lords Schaftsbury, als einen selbstdenkenden Kopf gezeigt hat. Und so zeigt er sich auch hier, wo er den Quellen des jetzigen Verfalls seiner Nation nachforscht, und sie weit tiefer verborgen findet, als der gemeine Hause kurzsichtiger Staatsgrübler vermuthet.

Es gehört zwar also diese Schrift unter die politischen, aber doch nicht unter diejenigen politischen, deren Gemeinnützigkeit auf den einzigen englischen Horizont eingeschränkt ist. Ein eifriger Pitt schreibt blos für sein Volk; aber ein philosophischer Brown für das ganze menschliche Geschlecht. Jener sieht die Ursachen des sinkenden Staats in dem zufälligen Betragen einzelner Personen; eine Auflösung, die schwerlich leichter, und schmeichelhafter für das Volk seyn könte, welches dadurch, an dem Nationalunglücke keinen Antheil zu haben, überredet wird. Dieser hingegen bleibt bey dem Besondern nicht stehen; er geht auf die allge-

allgemeinen, physischen oder moralischen Ursachen zurück, die von je her den Flor oder Verfall eines Staats bewirkt haben, und hält seiner Nation einen Spiegel vor, den jede andre zu eben dieser Absicht gebrauchen kan.

Die vornehmsten dieser allgemeinen Ursachen sind nun aber ohne Zweifel diejenigen, welche unser Verfasser jezt zu seinem besondern Augenmerke macht; nämlich die herschenden Sitten und Grundsäze des Volks. Sie ohne Uebertreibung und ohne Bemänthung gehörig zu entwerfen, ihren Einflus auf die allgemeine Wohlfahrt zu entwickeln, und sie zu ihren wahren, obgleich entfernten Quellen zurück zu führen — das ist es, was er zum Besten seiner Landsleute unternimt, und den unsrigen zu einer klugen Anwendung dienen kan.

In dem ersten Theile also, in welchem die herschenden Sitten und Grundsäze der englischen Nation entworfen werden, nimt der Verfasser anfangs den Weg des Contrasts, und redet von den übriggebliebenen wenigen Tugenden, welchen es die Engländer zu danken haben, daß ihre jezigen Unglücksfälle nicht noch weit schwerer sind. Die erste und wichtigste derselben, ist der Geist der Freyheit; und diese herrscht zu allem Glücke noch immer unter den Engländern. In seiner alten Lauterkeit und Kraft zwar nicht mehr; denn sonst würde er noch die alten lautern Wirkungen hervorbringen. Daß aber doch die Liebe zur Freyheit nicht gänzlich bey ihnen erloschen sey, erhellt

 aus

aus der einigen Stimme des uneinigen Volks. Sie belebt seine Unterredungen, ob sie sich gleich nicht mehr in seinem Betragen äussert; und so wie sie nach und nach in den Thaten abgenommen, ist sie in den Worten stärker geworden, und endlich zu einer gränzenlosen Frechheit ausgeartet. „So viel ist gewis, sagt der Verfasser, wir wünschen alle frey zu bleiben, ob uns schon die zur Behauptung unsrer Freyheit erforderliche Tugend mangelt. Der Geist der Freyheit hat jetzt mit den Sitten und Grundsätzen zu kämpfen, so wie er vor Zeiten mit den Unterdrückern zu kämpfen hatte“ — Zwey seiner vornehmsten Wirkungen haben unterdes am wenigsten gelitten; der Geist der Menschenliebe und die Verwaltung der bürgerlichen Gerechtigkeit. Die Gelindigkeit der englischen Gesetze in Criminalsachen; ihr Mitleid gegen überwiesene Verbrecher; selbst die durchgängige Menschlichkeit der englischen Diebe und Strassenräuber, sind überzeugende Beweise, daß der Geist der Menschenliebe dieser Nation natürlich ist. Hierzu kommen die verschiednen Stiftungen, zum Besten der Elenden und Verlassnen; der jährliche freywillige Beytrag zu diesen Stiftungen, und die grosmüthigen Unterstützungen, die so mancher Unglückliche findet — Aus dem Geiste der Freyheit und dem Geiste der Menschenliebe, entspringt der Geist der Billigkeit, welcher sich vornehmlich in der unsträflichen Verwaltung der bürgerlichen Gerechtigkeit äussert. Diese Glückseligkeit, deren sich England in einem vorzügli-

züglichen Grade zu erfreuen hat, ist es vielleicht zum Theil dem herrschenden Handlungsgeiste mit schuldig, welchem daran gelegen ist, die Rechte des Eigenthums ungekränkt zu erhalten. — Nach dieser kurzen Vorstellung der guten Seite seiner Nation, wendet sich der Verfasser in dem fünften Abschnitte zu dem Charakter ihrer jetzigen Sitten, welchen er nicht sowohl in Greuel und Ruchlosigkeit, als vielmehr in eine eitle, wollüstige und nur um sich bekümmerte Weichlichkeit setzet. Dieses zu zeigen, nimt er eine Person von Stande — denn von den Sitten des Pöbels ist hier nicht die Rede, weil sie auf das Ganze wenig oder gar keinen Einflus haben — aus den Händen der geilen und siechen Amme, und begleitet sie durch alle die verschiednen Arten von Verzärtlung und Ueppigkeit, die das Verderben und die Schande der verschiednen Staffeln ihres Lebens sind. Die verwöhnte Kindheit, die im geringsten nicht die natürliche gesunde Rauhigkeit des angebohrnen Climas zu ertragen gelehrt wird; die mangelhafte Unterwerfung in den öffentlichen Schulen, wo der Knabe, wenn er alles lernt, doch nur Worte lernt; die von Tag zu Tag immer mehr vernachlässigte Besuchung der Universitäten, wo der Jüngling von den Worten zu den Sachen geleitet werden sollte; das frühe unvorbereitete Reisen; der Eintritt in die grosse Welt, wo Pracht und Puz, Schwelgerey und Spiel zu ernsthaften Beschäftigungen werden; von allen diesen macht der Verfasser nicht

 bittre

bittre und satyrische, sondern nachdrückliche und wahre Vorstellungen. „Belesenheit, sagt er, Einsicht in Wissenschaften, Geschmack an Künsten, waren ehedem Eigenschaften, die ein Mann nach der Welt nothwendig haben musste. Allein itzt ist das Lesen aufs höchste ein vormittäglicher Zeitvertreib, bis die wichtige Stunde des Ankleidens schlägt. Man betrachtet die Bücher nicht mehr als Behältnisse des Geschmacks und der Erkäntnis, sondern als leidliche Mittel, sich von den ekel gewordenen Vergnügungen zu erholen.„ —— —— „Bey dem allen, fährt er fort, hat unsre äusserste Verzärtlung doch eine gute Wirkung gehabt; sie hat unser Wohlgefallen an Unfläthereyen und Zoten ausgerottet; Galanterie hat die Unverschämtheit vertrieben, und die Unzüchtigkeit selbst ist weichlich geworden. Allein was das Laster an der Rauhigkeit des Ausdrucks verlohren, das hat es an dem leichtern und allgemeinern Zutritte gewonnen. Vor diesem blieben unverkleidete Zoten, gleich den schändlichen Betteln, in die Bordelle verbannt; ietzt aber werden wollüstige Zweydeutigkeiten, gleich den galanten Frauenzimmern, in die beste Gesellschaft gelassen.„ —— Was für nachtheilige Einflüsse der Geist der Weichlichkeit auf die Musik, auf die Mahlerey, und auf das Theater gehabt, lässt der Verfasser gleichfalls nicht unberührt; und um auch die itzigen Sitten des weiblichen Geschlechts zu schildern, scheint ihm ein einziger Zug hinlänglich zu seyn. „Die beyden Ge-

schlech-

schlechter, sagt er, sind itzt in nichts von einander unterschieden, als in ihrer Person und ihrem Putze; ihre besondern und charakteristischen Sitten haben sich theils verlohren, theils vermischt; das eine Geschlecht ist eben so weit in der Frechheit gegangen, als tief das andre in das Weibische herab gesunken. „ — Und nun kömmt der Verfasser in dem sechsten Abschnitte auf die Grundsätze, die er in die Grundsätze der Religion, der Ehre, und der Liebe zum gemeinen Besten eintheilet. Die ersten haben die Gottheit, die zweyten den Beyfall der Menschen, und die dritten den Beyfall unsers eignen Herzens zum Gegenstande. „Die Religion, sagt er, ist bey der grossen Welt in eine allgemeine Verachtung verfallen; gleichwohl aber darf man sich nicht einbilden, daß sich deswegen unser Zeitalter in die Grübeleyen des Unglaubens sehr vertieft habe. Nichts weniger als dieses; denn hierzu würde eine gewisse Aufmerksamkeit auf die vorhabenden Sachen; ein gewisser Grad von Nachdenken und Ueberlegung erfordert werden, der sich mit den herrschenden Sitten der Zeit auf keine Weise verträgt. — Man hat itzt auf ganz andre Dinge zu denken, als auf die langweiligen Schlusketten der Widersacher der Religion; man begnügt sich mit ihren Folgerungen, und läßt sich um ihre Prämissen unbekümmert. Warum wäre sonst in unsern ungläubigen Zeiten ein so wichtiges Buch, als die Schriften des Lords Bolingbroke sind, so kaltsinnig aufgenommen worden? Wären sie unter

unter dem anlockenden Titel philosophischer und moralischer Versuche erschienen, so hätte man sie vielleicht noch beym Frühstück, oder so lange man unter dem Brenneisen stille sitzen mus, gelesen; aber neun grosse starke Quartbände, wer kan sich damit abgeben?„ —— —— Mit den Grundsätzen der Ehre sieht es nicht besser aus. Diese edle Begierde, den Beyfall seiner Mitbürger durch grosse, dem Vaterland erspriesliche Thaten zu verdienen, scheint dem Verfasser unter seinen Landsleuten erloschen zu seyn. Alle sind auf Staat, auf Titel, auf Reichthümer stolz; niemand auf Tugend. „Ein Mann, der sich von der gemeinen Bahn entfernen, der Ehre nachjagen, und dem gemeinen Wesen, zum Nachtheil seiner Gemächlichkeit, seines Glückes, oder seines Vergnügens, dienen wolte, würde von allen, die zu leben wissen, ausgelacht, und als ein alberner Mann verspottet werden, der den Schatten der Wirklichkeit, und unnöthige Mühe ergötzlichen Zeitvertreiben vorziehe.„ —— —— Da sich nun aber der Geist der Religion und der Ehre verlohren, wie könte sich der Geist des gemeinen Bestens erhalten haben? „Welche Stärke der Gedanken, welche Empfindung ihres Verdiensts können weibische Gemüther haben, um sich zu dem grossen Grundsatze zu erheben, dessen Gegenstand, die Glückseligkeit des Vaterlandes ist?„ ——

Wir kommen zu dem zweyten Theile, in welchem der Verfasser den Einflus dieser herrschenden Sit-

Sitten und Grundsätze auf das gemeine Wesen zu zeigen sucht. Er untersucht daher vorläufig in dem ersten Abschnitte, welches die wesentlichen Stücke der innern Stärke einer Nation sind; und findet deren drey; Fähigkeit, Tapferkeit, und Eintracht. Die erstere nennt er die Nationalfähigkeit; die zweyte den Nationalgeist der Tapferkeit, und die dritte den Nationalgeist der Eintracht; von allen dreyen aber zeigt er in den folgenden Abschnitten, daß sie durch die Weichlichkeit der itzigen Sitten unendlich geschwächt und verderbt werden. „Ein alter guter Sittenlehrer, sagt er in dem zweyten Abschnitte, und meynt den Verfasser des Buchs der Weisheit; macht die scharfsinnige Anmerkung: Wie kan der Weisheit lernen, dessen Rede von Rindern ist? Doch die bäurische Rauhigkeit ist der Erkäntnis nicht mehr zuwider, als die Weichlichkeit. Man kan daher mit eben so gutem Recht fragen: Wie kan der Weisheit lernen, dessen Rede von nichts als Putz und Wetten, Karten und Würfeln, Weibern und Pferden ist? Dem Manne nach der Welt sind alle Mittel, zu einer gründlichen Wissenschaft zu gelangen, benommen. Das späte Nachtsitzen verursacht ein spätes Aufstehen; und so ist der ganze Morgen, welcher dem Fleisse und Nachforschen geweiht seyn solte, dem Schlafe, dem Putze, und der Unwissenheit gewidmet. Und wer will itzt nicht ein galanter Mann, ein Mann nach der Welt seyn? Die obrigkeitliche Person, der Soldat, der Geistliche

selbst,

selbst, haben sich nicht ungern von dem Strome mit fortreissen lassen, und dadurch die Nationalfähigkeit auf die Fähigkeit einiger weniger Männer herabgesetzt, die ihren eignen bessern Sitten treu geblieben. Doch auch diese wenige nehmen von Tage zu Tage mehr ab, und wo sind die, die in ihre Fusstapfen zu treten wagen? „ ; — In dem dritten Abschnitte, von dem Nationalgeiste der Vertheidigung, räumt der Verfasser zwar ein, daß dieser Geist unter dem gemeinen Volk noch zu finden sey; aber was hilft es, wenn er denen mangelt, die ihr vornehmer Stand zu Führern dieses gemeinen Volks bestimt? Er mangelt ihnen aber, weil ihnen, bey der Weichlichkeit ihrer Sitten, die Grundsätze der Religion und der Ehre mangeln. „ Eine enthusiastische Religion, sagt der Verfasser vortreflich, leitet zu Eroberungen; eine vernünftige Religion leitet zu einer vernünftigen Vertheidigung; der Geist des Unglaubens hingegen, der in unsern Zeiten herrscht, leitet zu der nichtswürdigsten Feigherzigkeit. Er erstickt alle edle Hofnungen, die die Seele zu erheben fähig sind, und setzt den Menschen zum Vieh herab, für welches nach dem Tode nichts übrig ist. Man hat zwar, als einen Beweis unsers in aller Stärke noch fortdauernden Geistes der Vertheidigung, die beträchtlichen Summen anführen wollen, welche das Volk zur Erhaltung der Flotten und Kriegsheere aufbringt. Das ist aber ein schlechter Schlus: denn wird die Feigherzigkeit wohl ein geringes Geld anse-

hen,

hen, wenn sie die Gefahr dafür vermeiden kann? Die Hauptfrage ist also immer noch diese: nicht wer bezahlen, sondern wer fechten soll? — Ich beziehe mich, unsrer itzigen Denkungsart wegen, auf das offenherzige Geständnis, das ein guter ehrlicher Mann, bey Gelegenheit einer ohnlängst befürchteten Landung der Franzosen, ablegte: Ich, für mein Theil, bin kein Soldat; und glaube es also, ohne Schande, gestehen zu können, daß ich kein Herz habe. Mein Beutel steht dem Staat zu Dienste; Geld will ich geben, wenn die Franzosen kommen; aber der . . . hole mich, wenn ich fechte. Wie mancher von unsern feinern Herren würde, des kriegerischen Gewehrs an seiner Seite ungeachtet, eben dasselbe Geständnis ablegen, wenn er eben so viel Aufrichtigkeit hätte.„ —

In dem vierten Abschnitt, von dem Nationalgeiste der Eintracht, merkt der Verfasser Anfangs an, daß dieser Geist in freyen Staaten, ihrer Verfassung zu Folge, ohnedem schon weit schwächer sey, als unter monarchischen Regierungen, wo die Gewalt des Fürsten alles zu einem Zwecke lencken könne. Er untersucht hierauf die Meynung des Montesquieu, daß Partheyen in freyen Staaten nicht allein natürlich, sondern auch nothwendig wären, etwas genauer, und setzt einen Unterschied fest, welcher der Aufmerksamkeit des französischen Staatslehrers entgangen ist. „Wenn die Partheyen, sagt er, blos aus der Verschiedenheit und Freyheit der Meynungen

entstehen; wenn sie aus den streitig gemachten Rechten und Freyheiten der verschiedenen Ordnungen und Stände des Staats, und nicht aus den besondern und eigennützigen Absichten einzelner Glieder entspringen; so ist die Republik alsdann in ihrer vollen Stärke, und gewint durch diese Uneinigkeiten Wärme und Feuer. Dieses war der Zustand des alten Roms, in seinen erstern und tugendhaftesten Zeiten. — Allein wenn die Grundsätze geschwächt, und die Sitten verlohren sind, und die Partheyen aus neidischer Ehrsucht, aus Rache oder Geiz entspringen, alsdann ist die Republik ihrem gewissen Untergange nahe: und so war es mit Rom, zu den Zeiten des Marius und Sylla, des Pompejus und Cäsar, des Antonius und Augustus, beschaffen." — Daß aber England, wenn es in dem letzten Falle nicht schon ist, wenigstens mit starken Schritten darauf zueilt, wird in dem folgenden, besonders aus der itzigen Verfassung des Parlaments, und den gewöhnlichen Cabalen, um Sitz darin zu erlangen, bewiesen. Diese Materie ist zu fruchtbar, als daß sie nicht noch einen Abschnitt füllen solte; der fünfte betrachtet also die Wirkungen der Nationalzwietracht genauer. „Diese, sagt der Verfasser, sind nicht immer dieselben, sondern richten sich nach dem Charakter des uneinigen Volks. Wenn die Nation kriegerisch, und der Geist der Vertheidigung bey ihr stark ist, so ist die Gefahr gemeiniglich von innen zu besorgen. Wenn aber die Nation weibisch, und der Geist

der

der Vertheidigung schwach ist, so wird die Gefahr gemeiniglich von aussen zu befürchten seyn." Und was ist alsdenn die Wirkung der Zwietracht, wenn ein auswärtiger Feind dem Staat bevorsteht? „Sie schwächt die Consistenz aller öffentlichen Maasregeln; so daß kein grosses Nationalsystem von Gedanken zur Ausführung gebracht werden kan, so bald diese eine etwas lange Folge der Zeit erfordert. Sie schwächet aber nicht allein die Consistenz, sondern auch den Nachdruck und die Beschleunigung aller öffentlichen Maasregeln; so daß, wenn das uneinige Volk noch über die Mittel seiner Sicherheit und Vertheidigung streitet, der einige Feind es überfallen und unterdrücken kan." — In dem sechsten Abschnitte, begegnet der Verfasser einem Einwurfe, den man von den Sitten der französischen Nation herhohlet. — Diese Nation ist so eitel und weibisch, als die englische nur immer seyn kan; sie ist sogar das Vorbild, durch welche sich diese verführen lassen; und folglich sollten sich ebendieselben Folgen, ebendieselben Mängel der Nationalfähigkeit, Vertheidigung und Eintracht bey ihr äussern. Da nun aber diese wesentliche Stücke der innern Nationalstärke, bey den Franzosen der weibischen Verderbnis ihrer Sitten ungeachtet, in ihrer eigentlichen Kraft fortwirken; so können, sagen die Vertheidiger der heutigen Sitten, diese nicht die Ursache der Nationalumfälle und Mängel seyn. Hierauf nun wird geantwortet, daß bey den Franzosen die

Wirkungen ihrer Sitten durch eine Menge entgegengesetzter Ursachen und Grundsätze, geschwächt und zurückgehalten werden, von welchen bey den Engländern keine Spur zu finden ist. Der vornehmste derselben, ist der Grundsatz der militarischen Ehre, welche vom Vater zum Sohne treulich fortgepflanzet wird, und bereits zum Nationalcharacter geworden ist. Die Schilderung, die der Verfasser überhaupt von ihnen macht, verdient, daß wir sie ganz mittheilen. „Die Franzosen, sagt er, haben die Kunst gefunden, oder vielmehr erdacht, ganz widersprechende Dinge zu verbinden. Sie haben Tugenden und Laster, schlechte und gute Eigenschaften, von welchen man glauben sollte, daß sie gar nicht mit einander bestehen könten. Sie sind weibisch, und doch tapfer; ohne Aufrichtigkeit, und doch nicht ohne Ehre; gastfrey, aber nicht wohlthätig; eitel und doch verschmitzt; prächtig, aber nicht grosmüthig; kriegrisch und doch gesittet; scheinbar gut, nicht tugendhaft; sie sind auf den Handel erpicht, ohne es auf den Wucher zu seyn; sie sind in Kleinigkeiten ernsthaft, und munter bey wichtigen Unternehmungen; sie sind Weiber bey dem Nachttische, und Helden im Felde; unzüchtig im Herzen, im äusserlichen Betragen anständig; in Meynungen uneinig, in Thaten einträchtig; an Sitten schwach, aber stark an Grundsätzen; im Privatleben verachtungswürdig, im öffentlichen fürchterlich." —— Der siebente und letzte Abschnitt dieses Theils zeiget, wozu es endlich mit den angeführ-

geführten Wirkungen der verderbten Sitten und Grundsätze, wahrscheinlicher Weise kommen müsse. Das Land wird dem auswärtigen Feinde unterliegen, den es nach dem fünften Abschnitte zu befürchten hat. „Die Franzosen, sagt der Verfasser, sind uns an der Macht zu Land weit überlegen; und an Seemacht suchen sie es uns immer mehr und mehr gleich zu thun. Sie haben uns die Herrschaft über das mittelländische Meer bereits mehr als streitig gemacht, und uns aus den festen Plätzen und Pflanzgärten in Amerika vertrieben. —

Noch ist der wichtigste Punkt übrig, wenn der Verfasser seinen Landsleuten ihre Verderbnis nicht vergebens will geschildert haben; er mus die Quelle derselben entdecken. Dieses thut er in dem dritten Theile und findet sie in dem allzugrossen Anwachse der Reichthümer und des Handels, bey dem er in dem zweyten Abschnitte drey besondre Stufen unterscheidet. Wenn wir, sagt er, die Handlung auf ihrer ersten Stufe betrachten, so sehen wir, daß sie den wechselseitigen Bedürfnissen abhilft, Erkäntnisse fortpflanzt, Vorurtheile ausrottet, und die Menschlichkeit ausbreitet. Betrachten wir sie auf ihrer zweyten und höhern Stufe, so finden wir, daß sie Bequemlichkeiten verschaft, die Zahl der Einwohner vermehrt, Künste und Wissenschaften erzeugt, billige Gesetze veranlasst, und Fülle und Glückseligkeit aller Orten gewähret. Betrachten wir sie aber in ihrer dritten und höchsten Stufe, so werden wir sehen, daß sie ihre Natur und Wirkungen gänzlich verändert; sie bringt Ueberflus und grosse

Reichthümer, erzeugt Geiz und grobe Wollust, oder weibische Verzärtlung unter den Personen höhern Standes, und macht, daß alle Grundsätze gänzlich verlohren gehn. In dem dritten Abschnitte zeigt er dieses besonders von den Grundsätzen der Religion; in dem vierten von den Grundsätzen der Ehre, und in dem fünften, sechsten und siebenten von den Grundsätzen der Liebe zum gemeinen Besten. In dem achten und neunten Abschnitte wird verschiednen Einwürfen begegnet, und mit dem zehnten das ganze Werk beschlossen. Der erste Einwurf ist dieser, daß die Handlung gleichwohl die Menge der Einwohner vermehre; und dieses giebt er bey den beyden erstern Stufen derselben zu, läugnet es aber durchaus bey der dritten und höchsten, von welcher er vielmehr das Gegentheil unwidersprechlich beweiset. Der zweyte Einwurf kömt darauf hinaus, daß je grösser die Handlung sey, desto besser könne die Nation ihre Flotten und Kriegsheere besolden, und den Aufwand des Krieges bestreiten. Doch auch hierauf wird geantwortet, daß nur einzelne wenige Personen bey der unmässig grossen Handlung gewinnen, der gemeine Mann aber nichts reicher wird, als er zuvor war; und gleichwohl ist es der gemeine Mann, der zu den öffentlichen Abgaben das meiste beytragen mus. Der dritte Einwurf ist abermals von der französischen Nation hergenommen, bey der aber die Handlung noch längst die Höhe nicht erlangt hat, auf der sie in England ist, und auch wegen verschiedner entgegengesetzter Grundsätze, so üble Wirkungen nicht haben kan. In

dem

dem Beschlusse erinnert sich der Verfasser, daß man nun vielleicht von ihm auch eine Anzeige der sichersten Hülfsmittel erwarte; „allein, sagt er, die Projecte der Stubengelehrten sind allzu verdächtig geworden. Es ist Unglücks genug, daß England in eine Art von Dilemma verfallen; entweder ihre Handlung bleibt wie sie ist und wächst so gar noch mehr, so können leicht die Folgen derselben zu seinem Untergange gereichen; oder ihre Handlung wird geringer, so bekömt die Macht seines Feindes eine desto grössre Ueberwacht, und sein Untergang kan gleichfalls erfolgen. Das Sicherste scheinet dem Verfasser also dieses zu seyn; die Handlung nicht sowohl selbst zu schwächen, als vielmehr ihren schlimmen Wirkungen zu steuern. Und wie dieses am besten geschehen könne, werde man alsdenn wohl sehen, wenn die Noth am dringendsten geworden. Denn die Noth allein mus in solchen Fällen die Mutter der Reformation seyn. Alsdenn aber erst, dürfen wir hoffen, daß unser Heil nahe ist. Weichlichkeit und Raubsucht wird die Ruder des Staats fahren lassen, zu welchen sie sich jetzt dringen; aus der gemeinschaftlichen Gefahr, wird ein gemeinschaftliches Interesse entspringen, und die verzweifelnde Nation wird durch die Weisheit, Redlichkeit und den unerschrocknen Muth irgend eines grossen Ministers gerettet werden.

III.

A Treatise on the Scurvy in three Parts. Containing an Inquiry in to the Nature, Causes, and Cure of that Disease, together with a critical and chronological View of what has been published on the Subject. by *James Lind* M. D. Fellow of the Royal College of Physicians at Edinburgh. The second Edition corrected, with Additions and Improvements. London printed for *A. Millar* 1757. 31 Bogen in gros 8.

So beständig die Natur in allen ihren Wirkungen ist: so unveränderlich ist sie auch in denen, die nach ihren ewigen Gesetzen in den Körpern der Thiere und folglich auch der edelsten unter denselben, der Menschen, geschehen. Unter allen Wissenschaften sind daher keine gewisser und untrüglicher, als die, welche sich um diese Wirkungen der Natur, sowohl überhaupt, als insbesondere in den Körpern der Thiere und vornehmlich der Menschen bekümmern, so lange man nämlich bey denselben blos bey dem bleibet, was man durch richtige und oft wiederholte Wahrnehmungen und Erfahrungen von diesen Wirkungen und deren Ursachen erkennet. So bald man aber von dieser Grundregel abweichet, und diese Wissenschaften auf willkührlich angenommene Sätze

und

und Meynungen bauet: so ist es unvermeidlich, daß man nicht zum öftern, und fast mehrentheils, des rechten Weges verfehlen und auf Abwege gerathen sollte. Dieses letzte ist zum Nachtheil gedachter Wissenschaften nur gar zu lange und zu oft geschehen; und es ist daher billig und recht, daß man aus denselben alle dergleichen willkührlich angenommene Meynungen und daraus entstandene Irrthümer immer mehr und mehr hinweg zu schaffen suchet.

Unter den Schriften, die diese preiswürdige Absicht haben, verdienet des Hrn. Linds angezeigter Tractat einen vorzüglichen Rang. Noch niemals ist von dieser Krankheit ein so vollkommenes Werk an das Licht getreten, als dieses. Alles was man bisher von dieser Krankheit geschrieben hat, wird hier in einem kurzen und lehrreichen Auszuge vorgetragen, geprüfet, und so weit es wahr und richtig ist, theils durch die Zeugnisse anderer Autoren, und theils durch gemachte Wahrnehmungen und Erfahrungen bestätiget; in so weit es aber falsch und unrichtig ist, gründlich widerleget. Man kan daher dieses Buch mit allem Rechte eine vollständige Bibliothek alles dessen nennen, was in einer grossen Menge vieler anderer Schriften von dieser Krankheit enthalten ist; und es wäre zu wünschen, daß alle andere Krankheiten auf eben diese Art möchten abgehandelt seyn, weil man alsdenn viele, meistentheils wenig nutzbare Bücher, deren Anzahl noch täglich anwächset, füglich würde entrathen können.

Die Einrichtung dieses Werks verdienet vorzüglich unsern Beyfall und ein uneingeschränktes Lob. Sie ist eben dieselbe, die Hr. Astruc in seinem durchgängig wohlaufgenommenen und unschätzbaren Buche von der Liebesseuche befolget hat. Hr. Lind meldet uns in der Vorrede selbst, daß ihm dieses Buch zum Muster gedienet habe. Dieses ist denen, die das itzt gedachte Buch des Hrn. Astrucs kennen, genug, um ihnen von der guten Einrichtung dieses Werks einen vortheilhaften Begrif beyzubringen.

Das ganze Werk ist in drey Theile eingetheilet. Der erste Theil fängt sich mit einer kritischen Erzählung der verschiedenen Nachrichten an, die von dieser Krankheit gegeben sind. In den ersten Schriftstellern die von dem Scorbut geschrieben haben, Ronssäus, Echt und Wier, findet man von dieser Krankheit, ihren Zufällen, und fast allen wahren antiscorbutischen Mitteln, die man noch itzt für die kräftigsten erkennet, eine deutliche, richtige, und völlig übereinstimmende Beschreibung, welches um desto mehr zu verwundern ist, da es erweislich ist, daß diese Autoren, ungeachtet sie fast zu einer Zeit gelebet, einander nicht ausgeschrieben haben. Eugalen hat die erste Verwirrung gemacht, und zu sehr vielen practischen Fehlern Anlas gegeben, indem er dieser Krankheit eine Menge Zufälle angedichtet hat, die sie nicht hat, und ein iedes langwieriges Uebel, das durch die gewöhnliche Heilart nicht zu heben war, sogleich für ein scorbutisches ausgegeben hat.

Alle

Alle seine Nachfolger haben diese seine Irthümer fortgepflanzet, weil sie ihn, nachdem einmal eingerissenen Vorurtheile, als ob er der beste Schriftsteller von dieser Krankheit sey, fast alle ausgeschrieben habe.

Auf diese kritische Geschichte folget sodann im zweiten, dritten und vierten Kapitel eine genaue Prüfung der verschiedenen Eintheilungen des Scorbuts, da man nämlich insgemein einen Unterscheid unter einen heissen und kalten, einen sauern und alkalischen, einen der auf dem vesten Lande und auf der See herrschet, einen angeerbten und zugezogenen, einen gutartigen und bösartigen, einen ansteckenden &c. zu machen pfleget; welche Eintheilungen und noch mehrere andere unser Hr. Lind insgesamt als falsch und ungegründet, schlechterdings verwirft, indem sie alle nicht den mindesten Grund, weder in der Vernunft noch in der Erfahrung haben, und bisher eine Ursache vieler übeln Heilungsarten gewesen sind.

Der wichtigste Theil des ganzen Buchs aber ist wohl unstreitig der zweyte, weil Hr. Lind in demselben in acht Kapiteln die ganze Pathologie und Therapie dieser Krankheit vorträget; da er nämlich in dem 1 Kap. von den wahren Ursachen des Scorbuts, wie sich dieselben aus den sowohl zur See als zu Lande gemachten Wahrnehmungen ergeben; in dem 2 und 3 Kap. von den Kenzeichen desselben; in dem 4 Kap. von den Mitteln, durch welche diese Krankheit vornehmlich zur See abzuwenden ist; in dem 5 Kap. von der Kur derselben

und ihren Zufällen handelt; aus welchem allen er sodann in dem 6 Kap. eine ganz vernünftige Theorie dieser Krankheit herleitet, die er in dem 7 Kap. durch die Veränderungen, die man bey Zergliederung der daran gestorbenen Kranken gefunden hat, weiter bestätiget, und endlich in dem 8 Kap. die Natur der bey dieser Krankheit sich befindenden Zufälle aus gedachter Theorie und den bey den Zergliederungen gefundenen Veränderung erkläret.

Als Ursachen des Scorbuts, insonderheit desjenigen der die Seeleute anfällt, sind von einigen die grosse Menge Seesalz, das die Seeleute mit ihren Speisen zu geniessen genöthiget sind, von andern der Mangel der frischen Gewächse, Kräuter und Früchte, ohne welche, ihrer Meynung nach, der Mensch nicht gesund und lebendig bleiben kan, von noch andern die in den Schiffen, vornämlich unten in denselben eingeschlossene faule Luft, und endlich von dem Verfasser der Reise des Lords Anson um die Welt, die Ausdünstungen der See, welche die Seeluft erfüllen und sie ihrer Elasticität berauben, angegeben worden. Ungeachtet nun Herr Lind zugiebt, daß alle diese Ursachen, wenn der Körper bereits zum Scorbut vorbereitet ist, dessen Anwachs nicht wenig zu befördern vermögend sind: so leugnet er doch, daß dieses die wahren Ursachen dieser Krankheit sind; und beweiset solches aus verschiedenen

ange-

angeführten Wahrnehmungen auf die allerüberzeugendste Art, und behauptet vielmehr mit Recht, daß die vornehmste und vorbereitende Ursache dieser Seekrankheit in einer feuchten und verdorbenen Luft zu suchen sey, von welcher diejenigen desto geschwinder und heftiger beleidiget werden, die von Natur träge und schwach sind, sich keine Bewegung machen, und von einer ausgestandenen Krankheit noch eine Schwäche zurück behalten haben. Ist nun durch diese Ursache der Körper zum Scorbut vorbereitet: so tragen alsdenn die eingesalzene Speisen aus dem Thierreiche, und andere zähe und schwer zu verdauende Nahrungsmittel, insonderheit aber der Mangel des frischen und grünen Gemüses sehr vieles zu demselben bey; wie denn die Erfahrung gelehret hat, daß, gleichwie die grünen Kräuter und reifen Früchte die besten Genesmittel in dieser Krankheit sind, sie auch die wirksamsten Verwahrungsmittel wider dieselbe abgeben.

Eben diese Ursachen sind auch auf dem festen Lande so wohl, als auf der See, den Scorbut zu erzeugen vermögend, wenn sie von langer Dauer sind. Man bemerkt daher, daß in kalten, tiefliegenden und nassen Seeplätzen, wo man beständig eine feuchte Seeluft antrift, viele von den Einwohnern geschwollene Füsse, Geschwüre und faules Zahnfleisch haben. Diejenigen, welche an feuchten, morastigen, oder mit dickem Holz umgebenen Orten, oder in Gegenden wohnen, die oft

oft überschwemmt werden, oder wo es faule stehende Wasser giebt, und daher beständig mit Dünsten und Nebeln umgeben sind, sind ebenfalls dem Scorbut sehr unterworfen. Besonders aber nimt man diese Krankheit an den Fischern, und dem armen, vornämlich an oder gar unter der Erde wohnenden Volke dieser Orte wahr, weil diese arme Leute sich keiner grünen Gewächse bedienen, sondern lauter trockne und gesalzene Speisen essen, ihr Brod aus Erbsen und Hafermehl backen; über dieses an manchen Orten an frischem und gesundem Wasser Mangel haben, welcher viel zur Erzeugung dieses Uebels beyträgt; wie denn auch überhaupt eine unordentliche Lebensart und heftige Gemüthsbewegungen, vornämlich die Traurigkeit, den Körper dazu vorzubereiten, im Stande sind.

Den Scorbut selbst und dessen Kennzeichen beschreibt Herr Lind also: Eine sich einfindende, nicht natürliche, blasse und gelbliche Farbe im Gesicht, und eine kleine Aufschwellung desselben, nebst einer Trägheit, und einem Widerwillen gegen alle Geschäfte und Bewegungen, kündigen den Anfang des Scorbuts an. Siehet man die Lippen und die Thränencarunkel genau an, so erblickt man an den Blutgefässen dieser Theile eine grünliche Farbe. Jedoch schmeckt Essen und Trinken dem Menschen noch recht gut, und er scheint noch vollkommen gesund zu seyn. Die blasse Farbe im Gesichte geht eben nicht allezeit, doch mehrentheils



rentheils vorher; und bey zunehmendem Uebel bleibt sie nicht allein niemals aus; sondern sie verändert sich auch im Fortgange desselben in eine gelbgrüne, bräunliche, und schwärzliche. Der anfängliche Widerwille vor der Bewegung schlägt mit der Zeit in eine allgemeine Müdigkeit aus; und die Kranken empfinden alsdenn bey der Bewegung eine Steifigkeit und Mattigkeit in den Knien; unter der Bewegung wird auch das Athemholen schwer; und diese beyden Zufälle, eine allgemeine Müdigkeit, und ein beschwerlicher Athem, sind die beständigsten Begleiter der ganzen Krankheit. Das Zahnfleisch fängt hierauf an, zu jucken, zu schwellen, und bey dem geringsten Reiben zu bluten; der Athem wird zugleich übel riechend; das Zahnfleisch sieht ungewöhnlich braunroth aus, und ist ganz faul und schwammig. Zuweilen entstehen auch an andern Theilen des Leibes, eben wie am Zahnfleische, Blutflüsse. Die Haut ist immer trocken, und zuweilen spröde und rauh: mehrentheils aber gelinde und glänzend. Man sieht auf derselben rothe und blaue, oder vielmehr schwarze und braune Flecken, welche nicht erhaben, sondern der Oberfläche der Haut gleich sind, und einem Theile, der von Quetschungen mit Blut unterlaufen ist, ähnlich sehen. Die Grösse dieser Flecken ist verschieden. Wenn sie am kleinsten sind: so sind sie einer Linse an Grösse gleich. Die grösten sind einer Hand breit, und auch noch drüber; jedoch sind diese letztern im Anfange der Krankheit nicht

so

so gewöhnlich, wie jene. Die Gestalt derselben ist mehrentheils unordentlich rund. Man findet sie vornämlich an den untersten Gliedern; oft an den Armen, an der Brust, und dem Stamme; seltner am Gesicht und am Kopfe. Vielen Kranken schwellen zugleich die Füsse; und man nimt die Geschwulst anfänglich nur gegen die Nacht an den Knöcheln wahr, dahingegen des Morgens nichts davon zu sehen ist; mit der Zeit aber steiget sie immer höher, bis sie endlich das ganze Bein einnimt. Bey einigen ist diese Geschwulst härter, als die ordentliche Wassergeschwulst, und man kan nicht so leicht, wie in dieser, Gruben hineindrücken; wenn aber solche eingedrückt sind, so bleiben sie länger, als bey der Wassergeschwulst.

Diejenigen, so durch vorher gegangne Krankheiten, als Fieber, Bauchflüsse, und dergleichen, oder durch langwierige Kuren, dergleichen die Salivation ist, geschwächt sind, werden von dieser Krankheit leicht befallen. Insonderheit bereiten die Wechselfieber den Körper am meisten dazu. Wer schon einmal den Scorbut gehabt hat, der ist demselben weit mehr unterworfen, als andre. Wenn diese Krankheit noch in ihrem Anfang ist, und wenn auch gleich das Zahnfleisch schon merklich angegriffen ist: so kan man sie vollkommen, auch ohne frische und grüne Gewächse, heilen, wenn nur der Kranke im Stande ist, sich eine hinlängliche Bewegung zu machen. So bald aber der Kranke wegen der Geschwulst seiner Beine,

wegen

wegen der Schwäche, oder anderer Ursachen halber, nicht vermögend ist, sich eine genugsame Bewegung zu machen; sondern in seinem Bette bleiben mus, so ist dieselbe ohne frische grüne Gemüse und Früchte nicht zu heben. Ist die Krankheit bis auf den dritten Grad gestiegen: so sind die dabey sich einfindende Zufälle, als die Engbrüstigkeit, eine hartnäckige Verstopfung des Leibes, Seitenschmerzen, öftere Ohnmachten, und insonderheit das schwere Athemholen, sehr gefährlich. Das erste günstige Kennzeichen, das man an den Kranken sieht, wenn man anfängt, ihnen grüne Gemüse oder reife Früchte zu geben, ist ein gelinder Durchfall. Fängt die Haut einige Tage hernach an, feuchte und weich zu werden: so ist solches ein gewisses Zeichen der Genesung des Kranken; sonderlich wenn er eine mässige Bewegung, und die Veränderung der Luft, vertragen kan, ohne in Ohnmacht zu fallen. Bekömt er vollends durch die Nahrungsmittel den freyen Gebrauch seiner Beine wieder; so ist er ausser Gefahr, ausgenommen in dem Falle, wenn er die scorbutische Ruhr bekömt, oder auf der Brust nicht richtig ist, welches zwey Zufälle sind, die sich weit schwerer heben lassen, als alle die andern. Wenn der Scorbut einen sehr hohen Grad erreicht, und insonderheit die Brust stark angegriffen hat: so endigt er sich oft in eine Schwindsucht, und zuweilen wird eine Wassersucht daraus; oder, welches öfter geschieht, die Beine

bleiben

bleiben geschwollen, und behalten offene Geschwüre.

Unter den angerühmten Verwahrungsmitteln hat Herr Lind, nachdem er sie alle nach der Reihe versucht, keines wirksamer und zuverlässiger gefunden, als die Pomeranzen und Limonen. Sein Rath geht demnach dahin, daß man sich solcher auf der See täglich bedienen solle. Weil aber diese Früchte leicht verderben, und auch eine so grosse Menge derselben, als vor alle Schiffskinder nöthig ist, nicht mit an Bord genommen werden kan: so thut er einen Vorschlag, wie man die Kräfte derselben auf Jahr und Tag, und noch länger, erhalten kan; und dieser besteht darin, daß man den Saft auspressen, und, wenn er sich gesetzt hat, durchseihen, und alsdenn in einem bequemen Gefässe, das in ein andres mit Wasser angefülltes zu stellen ist, bis zu einer Syrupdicke einkochen soll. Er hat gefunden, daß zwey Dutzend vollkommne Pomeranzen, welche 5 Pfund 4 Unzen gewogen, 1 Pfund 9½ Unze Saft geben, von welchem nach dem Einkochen, ohngefehr 5 Unzen Extract übrig bleiben. Will man, daß dieser Extract auch den Geruch der Früchte behalten soll: so rathet er, daß man, gegen das Ende des Einkochens, etwas weniges von der äussern Schaale, oder von Citronenöl, unter den Extract thun soll. Mit diesem bereiteten Safte sollen die Schiffe hinlänglich versehen werden, und die Seeleute sollen von demselben täglich etwas unter ihren Rum, Arack, und andern

dern Brantewein mischen. Nächst dem Safte der Pomeranzen und Limonen, hat er den Cidre als das beste Verwahrungsmittel wider diese Krankheit, und den äusserlichen Gebrauch der unter die Gurgelwasser gemischten Vitriolsäure, wider die scorbutische Mundfäule für sehr dienlich befunden; dahingegen der innerliche Gebrauch eben dieser Vitriolsäure, so wie der übrigen angerühmten Verwahrungsmittel, wenig oder gar keinen Nutzen geschafft hat.

In dem Kapitel, das von der Cur dieser Krankheit handelt, lehrt Herr Lind 1) wie dieselbe müsse beschaffen seyn, um die scorbutische Beschaffenheit des Körpers aus dem Wege zu räumen; und 2) wie man denen Kranken nach den mancherley Zufällen begegnen soll, besonders wann die allgemeine Curart nicht hinreichen will; 3) bemerkt er, welche Mittel von den Aerzten, als die besten, angepriesen worden, und was für welche in diesem und jenem Lande gebräuchlich sind; und 4) giebt er auch einige nöthige Warnungen bey der Cur. Der dritte Theil besteht aus zweyen Kapiteln, von denen das erste einen kurzen Auszug von alle dem, was von den ersten Zeiten an, bis auf die itzigen, von dieser Krankheit geschrieben worden; und das andre ein chronologisches Verzeichnis aller, von dem Scorbut, entweder ausdrücklich, oder beyläufig, handelnder Schriften, liefert.

IV.

An Essay on the Writings and Genius of Pope. London 1756. 8.

Pope ist der letzte grosse Dichter in England gewesen, und noch niemand hat den Charakter und die Verdienste seiner Werke beurtheilet. So lange Fürsten und Schriftsteller leben, so lange wird selten mit Gerechtigkeit und Unpartheylichkeit von ihnen gesprochen. Pope ist diesem Schicksale ebenfalls unterworfen gewesen. Allein seine Schriften die unter seiner Nation ein classisches Ansehen erhalten haben, verdienen eine unpartheyische Untersuchung: und der Verfasser des angezeigten Werkes will sie anstellen. Ob wir gleich nicht alle seine Urtheile mit völligem Beyfalle unterschreiben können, so müssen wir doch so viel sagen, daß er weder ein blinder Lobredner, noch ein muthwilliger Tadler seines Helden ist. Die Vorrede ist an den D. Young gerichtet. Der Verfasser suchet darinnen den Unterschied eines Mannes von Witze, von Empfindung, und eines wahren Poeten festzusetzen. Wenn Young nichts mehr als seine Satyren geschrieben hätte, so würde er, nach der Meynung des Verfassers, blos den Namen eines Mannes von Witze und von Empfindung, nicht aber den Titel eines Poeten verdient haben. Die zween Hauptnerven einer jeden wahren Poesie sind das Hohe und das Pathetische. Nach diesem Grundsatze

theilet

theilet der Verfasser die Englischen Dichter in vier Classen ein. In die erste Classe gehören die, welche das Hohe und Pathetische haben, Spenser, Shakespeare, Milton; und nach einem gewissen Zwischenraume, Otway und Lee. In die zwente Classe werden die gesetzt, welche zwar auch den wahren poetischen Geist, aber in gemässigtern Grade besessen, und in der lehrenden Poesie grosse Talente gehabt haben. Die vornehmsten von diesen sind Dryden, Donne, Denham, Cowley, Congreve. Die dritte machen Leute von Witze und gutem Geschmacke aus, welche in den Beschreibungen des gesellschaftlichen Lebens glücklich gewesen sind. Zu dieser kan man den Prior, Waller, Parnell, Swift und Fenton zählen. Die vierte Classe besteht endlich aus Versmachern, ihre Verse mögen auch noch so angenehm und fliessend seyn. Hier finden ihren Platz Pitt, Sandys, Fairfax, Broome, Buckingham, Landsdown. Zu welcher Classe gehört aber Pope? Das Werk selbst soll dieses entscheiden und bestimmen.

Der Verfasser folget bey seiner Beurtheilung der Ausgabe des Herrn Warburton. Er fängt also von den Schäfergedichten an, und bemerket überhaupt von ihnen, daß man zwar die Gedanken des Theocrit, des Virgil, des Spenser, in sehr leichten und harmonischen Versen vorgetragen, aber auch nur blos gewöhnliche Beschreibungen und abgebrauchte Empfindungen fände. Diese Anmerkung ist vielleicht nicht ganz wahr.

Pope gestehet in der Vorrede zu seinen Schäfergedichten zwar selbst, daß er sich bemühet habe, die Alten nachzuahmen, und sein Alter, denn er war sechszehn Jahr alt, da er sie schrieb, entschuldiget eine etwas zu sorgfältige Nachahmung; demohnerachtet aber lässet sich der Ausspruch des Verfassers wohl nicht gänzlich behaupten. Er hat keinen Beweis seiner Meynung angeführet, den er doch wohl hätte führen können. Wir sind zu furchtsam eine Stelle zum Beweis für unsern Zweifel anzuführen. Wie leicht könten wir eine unrechte wählen, und dadurch Popens Sache verschlimmern. Weit gegründeter ist der Vorwurf, den er ihm wegen der Vermischung der brittischen und griechischen Begriffe machet. Pope verbindet den Pactolus mit der Themse, und Windsor mit der Hybla. Er hat diesen Fehler selbst einmal in einer Anmerkung zu dem zweyten Schäfergedichte bemerket, und doch ist er an verschiedenen Orten darein gefallen. Daß Pope dem Theocrit, wenn er ihn nachahmt, nicht gleichkömt, ist aus dieser Ursache leicht zu glauben; weil dieses Original vielleicht am spätesten erreichet werden wird. Der Mangel an Erfindungen, den ihm unser Verfasser zuschreibet, würde Pope am besten widerleget haben, wenn er sein Vorhaben, americanische Eclogen zu schreiben, ausgeführet hätte. Von der Ecloge, der Messias, urtheilet der Verfasser mit Recht, daß sie dem Pollio des Virgils weit vorzuziehen sey. Er glaubet aber auch, daß sie an etlichen wenigen

Stellen

Stellen (*) durch Beywörter und unnütze Umschreibungen, an einem andern Orte hingegen durch das Weglassen einiger Umstände, die bey dem Propheten (**) anzutreffen sind, geschwächet worden ist. Hier machet der Verfasser dem Herrn Lowth einen verdienten Lobspruch wegen seiner geistlichen Gedichte, die in seinen Praelectionibus de sacra poesi Hebraeorum zu finden sind. Wir wünschen, daß das Versprechen des Herrn Professor Michaelis in Göttingen bald erfüllet, und dieses Buch durch seine neue Ausgabe in Deutschland bekanter und nützlicher werden möge.

Das Gedichte, der Wald bey Windsor, beweiset nach unserm Verfasser, daß Pope in Beschreibungen nicht am glücklichsten gewesen sey. Er sagt: man findet in demselben wohl die Schönheiten eines Landes überhaupt; allein nicht die besondern Schönheiten dieses Volkes beschrieben. Doch lobt er sehr viele Stellen, vergleichet sie mit ähnlichen Stellen anderer Dichter, und entscheidet ihren Vorzug. Die Geschichte der Lodona (***), das Gemählde eines tugendhaften und gelehrten Mannes in seiner Einsamkeit (†), die Wirkungen des Friedens (††), die allegorischen Personen (†††) am Ende des Gedichtes sind Stellen von dieser Art.

Das Fest des Alexanders, ein Gedichte von Dryden, ist das beste lyrische Stück der Engländer.

(*) Meß. v. 23, 70, 91. (**) Jes. 9, v. 4. 6. 7.
(***) V. 171. (†) 223, 265.
(††) 404 u. f. (†††) 411 u. f.

der. Unser Verfasser giebt Popens Ode auf den Tag der Cecilia, den zweyten Platz, propior tamen primo quam tertio. Er vergleichet Popen in der Stelle, wo vom Orpheus geredet wird, mit dem Virgil, und giebt diesem letztern den Vorzug. Er bedauert zugleich, daß Popens Ode nicht eben sowohl, als Drydens, von Händeln in Noten gesetzet worden sey.

Die darauf folgenden Chöre zu der schlechten Tragödie Brutus, welche der Herzog von Buckingham aus dem Shakespeare genommen und verändert hat, sind ausserordentlich schön und harmonisch. Allein sie haben den Fehler, den die Chöre des Euripides nach dem Ausspruche des Aristoteles haben; sie sind dem Stücke selbst fremde, sie befördern oder erklären die Handlung nicht, sie schicken sich zu andern Trauerspielen eben sowohl. Sophocles hat diesen Fehler auf das beste vermieden.

Aus der Ode an die Einsamkeit, welche Pope in seinem zwölften Jahre gemacht hat, siehet man schon den Character eines zukünftigen lehrenden und moralischen Dichters.

Der sterbende Christ an seine Seele, eine Ode, hat mit der Ode eines Poeten Flatman, der zu den Zeiten Carls des zweyten lebete, und nicht bekant war, vieles gemein. Der Verfasser bemerket bey dieser Gelegenheit, und zeiget auch durch Beyspiele, daß oft ein Dichter den andern, ohne daß er es weis, nachahmet, und sogar

gar seine Worte brauchet. Er wünschet, daß man von mancher schönen Beschreibung, von gewissen erhabenen Gedanken gleichsam die Genealogie, doch ohne Neid und Bosheit, aufsuchen möchte. Allein, wieviel Geschmack und Belesenheit in den alten und neuern Schriftstellern mus nicht derjenige besitzen, der diesen Wunsch erfüllen soll?

Nunmehro kömt unser Verfasser zu einem Gedichte von derjenigen Art, worinnen sich Popens Genie am stärksten zeigte. Man kan es also in seiner Art für ein Meisterstück mit dem grössten Rechte halten. Dieses ist sein Versuch über die Critik. Dieses Lehrgedichte verdienet alle die Lobsprüche, die es von dem Verfasser erhält. Die Deutschen kennen es, nicht aus Müllers poetischer, sondern aus Drollingers prosaischer Uebersetzung. Der Verfasser gehet einzelne Stellen durch, erläutert, bestimmet sie, zeiget ihre Schönheiten, ihre Neuheit, ihren starken Ausdruck, und erinnert auch wider etliche wenige etwas. Wir wollen von der letzten Art blos eine anführen, weil es uns schwer werden würde, aus den andern Arten eine zu wählen. Pope setzt den Petronius unter die Zahl der nützlichen Kunstrichter. Der Verfasser kan nicht begreifen, wie er unter diese Classe kömt. Man trift kaum zwey oder drey Seiten bey ihm an, welche critische Anmerkungen enthalten.

Sein Verdienst ist zwar, daß er mit Anmut und Leichtigkeit erzählet; allein seine Schreibart ist gesucht, seine Metaphern sind weit hergeholet und unter einander gemischt. Der Verfasser führet Exempel von diesen Fehlern an, die wir aber übergehen müssen, um nicht allzuweitläuftig zu seyn. Diese Anmerkungen über Popens Versuch beschliesset er mit einem merkwürdigen Factum. Wenn die Critik, sagt er, bey einer aufgeklärten Nation auf einen gewissen Grad gestiegen ist, und die Regeln der Schreibart fest gesetzet sind, so ist kein sehr ausserordentliches Werk mehr zum Vorschein gekommen. So ist es in Griechenland, Rom und Frankreich gegangen, nachdem Aristoteles, Horaz und Boileau ihre Anweisungen zur Dichtkunst geschrieben hatten. In unserm eignen Lande, fähret er fort, hat man die Regeln eines Schauspiels niemals besser verstanden, als jetzo: und was haben wir nicht für elende Tragödien, die aber doch dabey regelmäßig sind? — Ist dieses Factum richtig? Sind seit Popens Dichtkunst keine grossen Werke mehr in England geschrieben worden? Hat Frankreich nach der Dichtkunst des Boileau keine unsterblichen Gedichte mehr hervorgebracht? Unsre deutschen Tragödien, wenn sie weiter kein Verdienst haben, wenn sie auch höchst schlecht sind, sind doch regelmäßig. Ist also die Critik bey uns schon auf den höchsten Grad gekommen? Wer ist unser Boileau, unser Pope? — Die Critik des Boileau und Pope scheinet nicht die Ursache

Ursache von dem Mangel grosser Poeten zu seyn; sondern die schönen Wissenschaften sind zu ihrer Zeit auf einer solchen Höhe gewesen, daß die folgenden Schriftsteller sie nur darauf zu erhalten, und nicht weiter hinaufzusetzen, hätten bemühet seyn sollen. Dadurch sind sie gefallen.

Nunmehro folgt das comische Heldengedichte, der Lockenraub. Wenn die Alten in irgend einer Art der Schriften von den Neuern übertroffen worden sind, so scheinet es in der Satyre zu seyn; und besonders in der Art von Satyre, welche in der Form eines Heldengedichtes erscheint. Die Erfindung dieser Satyre schreibt man dem Alessandro Tassoni zu, welcher im Jahr 1622 zu Paris ein Gedichte mit dem Titel La secchia rapita unter dem Nahmen Androvini Melisoni herausgab. Es wurde hernach verbessert, und unter seinem wahren Nahmen wieder aufgelegt. Mehrere Nachrichten von diesem ersten Gedichte in seiner Art, findet man beym Crescembini in seiner Storia della Volgar Poesia (*) Das zweyte comische Heldengedicht ist das Pult des Boileau. Der Verfasser führt verschiedene Stücke daraus an, und begleitet sie mit Anmerkungen. Das dritte ist das Dispensary des Herrn Garth. Er ahmet den Boileau an vielen Stellen sehr nach. Seine Versification, sagt unser Verfasser, ist fliessend und wohlklingend, seine Schreibart deutlich und rein; und das Gedichte selbst ist über-

haupt

(*) L. I. pag. 78. In Roma 1698.

haupt von Witze und starker Satyre angefüllt. Popens Lockenraub ist also das vierte und auch das vortreflichste unter den comischen Heldengedichten. Die Gelegenheit zu diesem Gedichte findet man in einer Anmerkung zu dem Gedichte selbst erzählet; wir haben also nicht nöthig, sie aus unserm Verfasser hier anzuführen. Ein besonderer Beweis von dem Verstande und von der Kunst des Dichters ist dieses, daß er die Sylphen zu den Maschinen seines Gedichtes gebrauchet hat. Sie sind weit besser, als die allegorischen Personen des Boileau und des Garth, nicht nur wegen ihrer Neuheit, sondern weil sie auch den Poeten Gelegenheit gegeben haben, die feinsten satyrischen Züge anzubringen. Die Nachricht von diesen Geistern hat er aus einem kleinen französischen Buche genommen, das den Titel hat Le Comte de Gabalis. Nach diesen Vorerinnerungen kömt er zu dem Gedichte selbst. Er geht es eben so durch, wie den Versuch über die Critik. Die überaus prächtige Beschreibung des Nachttisches ist von Popens Freunde, dem Dr. Parnell, in lateinische Verse übersetzt worden, und steht in Warburtons Ausgabe. Wir wollen hier die Uebersetzung von der Verwandlung der Frauenzimmer, die gleichfalls sehr schön ist, unsern Lesern mittheilen.

Mortua lascivum resoluta liquescit in ignem,
Aut abit in molles singula nympha notos:

Aethe-

Aethereosque trahens haustus, tenuissima turba,
Versat ad aestiuum lucida membra iubar:
Gaudet adhuc circum molles operosa puellas
Versari, et veneres suppeditare nouas.
Curat, vti dulces commendent oscula risus,
Purior vt sensim prodeat ore rubor:
Ne quatiat comptos animosior aura capillos,
Nec foedet pulcras pustula saeua genas:
Neue recens macula violetur purpura palli,
Excidat aut niueo pendula gemma sinu.
Corpora nympharum vacuas tenuentur in auras;
At studia in memori pectore prisca manent.

Carm. Quadragas. Vol. II. Oxon. 1748. p. 32.

Nach dem Urtheile des Verfassers erscheint Pope in diesem Gedichte vorzüglich als ein Poet; weil er darinnen mehr Einbildungskraft gezeiget hat, als in allen seinen Werken zusammengenommen. So wie dem Verlohrnen Paradiese an Hoheit und Pracht nichts gleich kömt: so kan man auch sagen, daß an Schönheit und feinem Spotte dem Lockenraube nichts zu vergleichen ist.

Die Elegie zum Andenken einer unglücklichen Lady ist aus dem Herzen geschrieben und voll von Zärtlichkeit und Leidenschaft; ja vielleicht mehr, als irgend einige Verse unsers Dichters. Sie ist bey einer wirklichen Gelegenheit geschrieben worden, und beweiset den Satz, daß die Natur

ist allezeit mächtiger ist, als die Einbildungskraft; daß wir mehr fühlen, als uns vorstellen können; und daß die künstlichste Erdichtung der Wahrheit nachgeben mus.

Dryden ist besonders wegen seiner Prologen berühmt; und doch übertrift Popens Prolog zu Addisons Cato einen ieden von ihm. Drydens seine sind satyrisch und scherzhaft; dieser aber ist feyerlich und erhaben, so wie es die Sache selbst verlanget. Er passet so genau zu dem Stücke selbst, als es nur immer möglich ist. Von dem Cato des Addison urtheilet der Verfasser, daß er mehr ein sinnreiches Gespräche über die Freyheit und die Liebe zum Vaterlande, als ein dramatisches Stück sey, weil ihm Handlung und Leidenschaft fehle. Die Urtheile unsers Verfassers über den grossen Addison, welche hin und wieder in dieser Schrift vorkommen, verrathen etwas von Partheylichkeit. Sie sind überdieses mit einer Bitterkeit vorgetragen, wodurch sie verdächtig werden müssen. Sein erstes Gedichte, Sir John Somers, das an Dryden gerichtet ist, soll matt, prosaisch, und ohne allen poetischen Geist seyn. In dem Briefe, den er aus Italien geschrieben hat, soll er niedrig und ohne Gefühl von der Mahlerey und Bildhauerkunst geredet haben. Raphael ist nach der Meynung unsers Verfassers niemals so phlegmatisch, als vom Addison, gelobt worden. Dem Gedichte Campaign spricht er nicht alles gute ab, allein er nennet es doch an einem andern Orte eine Zeitung, und hier sagt

er,

er, Addison gienge in demselben so ordentlich von einem Orte zum andern, als wenn er Commissarius bey der Armee gewesen wäre. Wenn es die Zeit zuliesse, fährt er fort, so könte man glauben, Boileau hätte dieses Gedichte in Gedanken gehabt, da er folgende Verse gemacht hätte.

Loin ces rimeurs craintifs, dont l' esprit phlegmatique
Garde dans ses fureurs un ordre didactique;
Qui chantant d' un heros les progrès eclatans
Maigres Historiens, suivront l' ordre des tems
Ils n' osent un moment prendre un sujet de vuë;
Pour prendre Dole, il faut que Lille soit renduë;
Et que leur vers exact, ainsi que Mezerai,
Ait fait deja tomber — les remparts de Courtrai (*).

Seine geistreichste Poesie soll die Nachahmung der dritten Horazischen Ode, im dritten Buche seyn. In seinen prosaischen Schriften aber soll er doch an verschiedenen Orten wahre und erhabene Poesie gezeiget haben. Er hätte also mit dem Plato, Lucian, Fenelon, Philip Sidney, Dr. Thomas Burnet einerley Schicksal. Sein grösster Vorzug war, daß er dasjenige besas, was die Engländer Humour nennen. Niemand, als Moliere hat

(*) L' Art poetique Ch. 2.

hat ihn darinnen übertroffen. Zeugen hiervon sind, theils der Character des Sir Roger von Coverley in dem Zuschauer, theils sein Lustspiel, das Gespenst mit der Trommel.

Der Epilog zu der Jane Shore von der Rowe ist in der gewöhnlichen aufgeweckten und scherzhaften Sprache geschrieben, worinnen die Epilogen auch zu den ernsthaftesten Stücken geschrieben werden. Garrick hat einige sehr schöne in dieser Art geschrieben.

In der sechsten und letztern Abtheilung kömmt der Verfasser auf den Brief der Sappho an den Phaon, welcher aus dem Ovid übersetzet ist, und auf das Schreiben der Eloisa an den Abelard, welche beyde zu Anfange des zweyten Theils der popischen Werke nach der Warburtonischen Ausgabe stehen. Die griechische Elegie ist durch die Erfindung des Ovids, Briefe unter erdichteten Characteren zu schreiben, sehr erhöhet worden. Sie ist nichts anders, als eine Unterredung mit sich selbst, die durch Leidenschaften erwecket wird; die Seele überlässet sich in derselben der Traurigkeit und dem Sturme, unter dem sie arbeitet; und weil sie an eine besondre Person gerichtet ist, so gewinnet sie einen Grad von Eigenthümlichkeit, von Genauigkeit, welcher auch der am besten eingerichteten Unterredung mit sich selbst, in einer Tragödie, sehr oft mangelt. Ovid hat vielleicht darinnen gefehlet, daß der Inhalt seiner Briefe zu einzeln, sie selbst aber zu lang sind. Er hat des-

wegen

wegen einerley Empfindungen immer wiederhohlen müssen; er hat sie wollen stärker machen, und hat sie geschwächet. Es würde eine angenehme Bemühung seyn, sagt unser Verfasser, und wir würden auch unsern Geschmack dadurch bilden, wenn wir untersuchen, wie verschieden Ovid und die griechischen Tragödienschreiber die Medea, die Phaedra und Dejanira bey einerley Gelegenheit haben reden lassen. Eine solche Vergleichung würde die Einbildungskraft und den Witz des Ovids, und die Einsicht und Natur des Euripides und Sophocles sattsam an den Tag legen. Wir können aus eigner Erfahrung dazu setzen, daß die Rede der Dido beym Virgil weit schöner, weit eindringender, und rührender wird, wenn man sie mit dem zum Ekel witzigen Briefe vergleicht, den Ovid unter ihrem Character an den Aeneas geschrieben hat.

Popens Uibersetzung von dem Briefe der Sappho ist mit Treue und Schönheit gemacht, und übertrift die, welche Dryden von diesen Briefen des Ovids herausgegeben hat. Die Versification kömmt, in Ansehung des Wohlklanges, den Schäfergedichten am nächsten. Der Verfasser hält folgende zween Verse für die wohlklingendesten in der englischen Sprache:

Ye gentle gales! beneath my body blow,
And softly lay me on the waves below:

Auch Fenton hat diesen Brief übersetzet, allein er kömmt dem Pope nicht gleich. Der Verfasser bedau-

bedauret, daß diese Art von Briefen so sehr vernachlässiget worden ist. Doch finden sich einige vom Lord Hervey im vierten Bande von Dodsleys Miscellanien. Unser Verfasser hat etliche solche Briefe schon gelesen, und hoffet, daß sie bald an das Licht treten werden. Sie haben folgende Titel: Tasso an die Leonora: Lucan an den Nero, gleich drauf als er zum Tode verdammet war: Lady Olivia an die Clementina über ihre Verweigerung, den Grandison zu heyrathen: Carl den Fünfte aus seinem Kloster an den König von Frankreich: Galgacus, ein General der Britten, an den Agricola, den General der Römer: Montezuma an den Cortez: Witikinda, der General der Sachsen, an Carl den Grossen: Rosamunda an den Alboinus, König der Lombarden.

Unter allen so wohl alten als neuen Geschichten hält der Verfasser keine für geschickter zu einem solchen Briefe, als die Geschichte der Eloisa und Abelard. Pope hat es auch durch seine Ausführung bewiesen. Der Verfasser verfähret mit diesem Gedicht eben so, wie mit den bisher angeführten. Er zeigt besonders die lateinischen Stellen an, welche dem Dichter Gelegenheit gegeben haben, seinen Brief mit vielen schönen Gedanken anzufüllen. Nichts aber hält er unter allen Stellen von Popens Gedichten für so wahrhaftig poetisch, als die Beschreibung des Klosters. Popens Religion hat seine Einbildungskraft gewis hier erhöhet. Es ist ohnmöglich, daß man nicht von

einem

einem nachdenkenden Vergnügen, und heiligen Schauer befallen werden sollte, wenn man diese feyerliche Scene sieht, so mahlerisch und ausdrückend sind die Beywörter. Wir wollen nur etliche Verse davon hersetzen:

> In these *lone* walls, (their days eternal bound)
> These *moss-grown* domes with *spiry* turrets crown'd,
> Where *awful* arches make a noonday night,
> And the *dim* windows shed a *solemn* light
> Thy eyes diffus'd a reconciling ray *).

Wenn man sich noch mehr von dem Ausspruch des Verfassers überzeugen will, so lese man den 154 Vers u. d. f. Die Beschreibung der hohen Messe (**) ist überaus prächtig. Wenn man sie lieset, wird man eben so gerührt, als Lord Bolingbroke, da er sie zu Versailles von dem Erzbischoffe von Paris halten sahe. Er sagte deswegen zu seinem Freunde: „Wenn ich König von Frankreich wäre, so würde ich diese Ceremonie allezeit selbst verrichten.„ Die Stelle, (***) wo die Eloise glaubt, sie werde von einem Geiste gerufen, wäre würdig, von dem grösten Mahler gemahlt zu werden. Der Verfasser wünscht, daß die letzten acht Zeilen weggeblieben wären, weil sie den Schlus von einer jeden Geschichte abgeben könten.

(*) Vers 141. (**) V. 259. u. f.
(***) V. 308 = 315.

könten. In diesem Briefe und in der Elegie auf das Andenken einer unglücklichen Lady, hat Pope seine Sprache der Leidenschaften am stärksten gezeigt. Der Verfasser sagt, daß Pope den Nahmen eines Poeten bey der Nachwelt vornämlich seinem **Walde bey Windsor**, seinem **Lockenraube**, und seiner **Eloisa an den Abelard** würde zu danken haben, weil die Handlungen und Charactere in seinen übrigen Schriften vergessen und unbekant werden würden, blos weil sie so eingeschränkt und persönlich wären. Denn, setzt er hinzu, **Witz und Satyre sind überhingehend, aber Natur und Leidenschaft sind ewig.**

V. Don-

V.

Douglas, a Tragedy, as it is acted at the theatre-royal in Covent Garden. *Non ego sum vates, sed prisci conscius aevi.* London printed for A. *Millar.* 1757. 8. 70 Seiten.

Der Verfasser dieses neuen Trauerspiels ist Hume, ein Geistlicher. Ihm hat David Hume Esq; der Verfasser der Geschichte von Grosbrittanien und einiger philosophischen Werke, eine neue Schrift von sich (*) zugeeignet. Aus dieser Zueignungsschrift wollen wir unsern Lesern eine Stelle mittheilen, die das Trauerspiel Douglas betrift, die das Lob desselben enthält, und der wir hier das Amt einer Beurtheilung auftragen wollen. „Ich verlange den Ruhm, der erste zu seyn, der Ihnen seine Bewunderung Ihres vortreflichen Trauerspiels Douglas, öffentlich zu erkennen giebt. Es ist eins von den Trauerspielen, die jemals auf irgend einem Theater die Zuschauer am meisten eingenommen und gerührt haben. Wenn ich es den Meropen des Maffei und Voltaire, welchen es in Absicht auf den Inhalt gleichkomt, vorziehen wollte; wenn ich be-

(*) Sie führt den Titel: Four Dissertations, I. the natural history of religion. II. of the passions. III. of Tragedy. IV. of the Standard of taste. by *David Hume*, Esq; London 1757. 8.

hauptete, daß in ihm mehr Feuer und Geist als in der maffeischen Merope, und mehr Zärtlichkeit und Einfalt, als in der voltairischen, anzutreffen sey: so könte man mich einer Partheylichkeit beschuldigen; und wie könte ich mich auch ganz davon freysprechen, nachdem ich Ihnen so viele Versicherungen von meiner Freundschaft gegeben habe? Aber die unverstellten Thränen, die bey den vielen Vorstellungen, aus dem Auge eines jeden Zuschauers drangen; die Gewalt, die Ihnen allein über jede Gemüthsbewegung zuzustehen scheint; dieses sind die unwidersprechlichsten Beweise, daß Sie das wahre dramatische Genie des Shakespear und Otway besitzen, gereinigt von den unglücklichen Barbarismen des erstern, und den übertriebenen Freyheiten des andern.“ —

Spielende Personen:

Lord Randolph. Norval, Douglas.
Glenalvon. Ein Fremder.
Bediente.
Matilda. Anna.

Der erste Aufzug.

Der erste Auftritt.

Der Hof einer Burg, mit Gehölz umgeben.

Lady Randolph. Du einsames Gehölz, dessen melancholisches Dunkel der Schwermuth meiner Seele gleicht, und aus meinem brechenden Herzen die Stimme des Kummers hervorlockt,

lebe auf einen Augenblick wohl; ich will dich nicht lange verlassen. Denn in deinen Schatten scheint mir ein Geist zu wohnen, der immer die Klagen der Matilda hört, und sie aus dem seufzenden Bache, oder von der ächzenden Eiche beantwortet. O Douglas! Douglas! wenn es abgeschiedenen Geistern vergönnt ist, diese Welt wieder zu besuchen: so bist du mitten in diesem Walde, und, mit dem Mitleid der Unsterblichen, vernimst du meinen Jammer: du hörst deine unglückliche Gattin ihren getödeten Gemahl, und ihr verlohrnes Kind beweinen. Ich scheine über den frühen Tod meines Bruders zu seufzen, der mit dir an diesem unglücklichen Tage umkam. Zu dir erhebe ich meine Stimme; zu dir wende ich mich mit den Klagen, die nie ein sterbliches Ohr gehört hat. O verachte mich nicht: mein Herz ist noch immer ganz dein, ob ich itzt gleich nach einem andern benennet werde. In deinem blutigen Grabe, mein Douglas, liegt meine Liebe versenkt, die keiner Aenderung fähig ist. — Aber Randolph komt, den das Schicksal zu meinem Gebieter gemacht hat, meinen Jammer zu misbilligen, und dem Verstorbenen das, was ich ihm schuldig bin, zu entziehen.

Lord Randolph tritt auf.

Immer noch dieses traurige Gewand! Sage mir, handelst du recht, daß du eine Leidenschaft nähreft, die dein Leben in Gefahr setzt? Die Lebenden fordern einige Pflichten; vergebens widmest du deine Sorgen den stillschweigenden Toden.

 Lady

Lady Rand. Ach! stillschweigend ist der, um den ich weine. Kinderlos, und ohne ein Denkmal seines Namens, lebt er noch einzig und allein in meiner Erinnerung.

Lord Rand. Die Zeit, die sonst immer den tiefsten Kummer zu stillen gewusst hat, verliert an dem deinigen ihr altes Recht. Ich wünschte, daß du nicht ganz Wehmuth und Zärtlichkeit wärst! Gewis, du bist nicht Sir Malcolms Tochter. Heftig war seine Wut, und unaufhörlich seine Rachbegierde: aber als dein Bruder fiel; so lächelte er, so bald er hörte, daß der Sohn des Douglas, auf eben dem Felde getödet worden war.

Lady Rand. O bringe die Asche meiner Väter nicht wieder hervor! Unversöhnliche Rachbegierde war ihr Verbrechen, und schrecklich ist die Verbüssung gewesen. Im Streite mit Douglas wurden die theuersten Leben eines jeden Hauses verlohren. Meine Voraltern wurden endlich genöthigt, ihren alten Sitz an den anmuthigen Gestaden des Tiviot zu verlassen; und nun ist kein Erbe von ihnen übrig. Wären sie nicht grausam gegen sich gewesen: so würde ich nicht die letzte meines ganzen Stammes seyn.

Lord Rand. Deine Betrübnis weis alles, was ich sage, zu ihren Absichten anzuwenden. Ich habe nie von dir die brünstige Liebe gefordert, die in der Brust phantastischer Menschen lodert. Eine anständige Zuneigung, eine gefällige Zärtlichkeit, das war alles, was ich wünschte; aber vergebens

gebens habe ich sie gewünscht. Meine Augen sehen daher, mit geringer Bekümmernis, den Sturm des Kriegs, der sich über dieses Land zusammenzieht: denn sollte ich auch durch das Schwerd der Dänen umkommen: so würde doch Matilda nicht eine Thräne mehr vergiessen.

Lady Rand. Du solltest nicht so denken: so kummervoll ich auch bin: so liebe ich doch deine Verdienste, und verehre deine Tugenden. Aber wohin gehest du itzt?

Lord Rand. Gerade in das Lager, wo ieder Krieger vor Erwartung sich auf die Spitzen des Fusses hebt, und einen jeden Ankommenden voll Ungedult fragt, ob er ihnen die Nachricht von der Landung der Dänen mitbringt.

Lady Rand. O möchte doch ihre Flotte, von ungünstigen Winden, weit von Schottlands Küsten entfernt werden! und möchte doch jeder Soldat von beyden Kriegsheeren, in Ruhe und Sicherheit, nach seiner geliebten Behausung zurückkehren!

Lord Rand. Du wünschest als ein Frauenzimmer; vernimm aber den Wunsch eines Kriegers: Es mögen sie von ihrem angebohrnen Lande, dem stürmischen Norden, günstige Winde so lange begleiten, bis jedes Schif an Schottlands Ufern angelangt seyn wird! Denn sollen unsre Feinde ihren verwegenen Einfall bereuen, und die räuberischen Kriegsvölker sollen von einem ihnen unglücklichen Gestade fliehen.

Lady Rand. * Ich verabscheue den Krieg: aber der Krieg mit auswärtigen Feinden, deren Sitten und Sprache uns fremd sind, ist nicht so schrecklich, ist mir nicht so verhasst, als der, den wir oft mit unsern Nachbarn führen. Hier scheidet ein Flus, dort eine Linie, die ausserhalb der Einbildung nicht einmal vorhanden ist, die verschwisterten Königreiche von einander! Auf ieder Seite wohnt ein Volk, das dem andern gleicht, wie sich Zwillinge gleichen, beyde herzhaft, beyde wegen ihrer Tapferkeit in der Welt berühmt. Und doch wollen sie ihre verschwisterten Waffen nicht vereinigen, einen entfernten Krieg zu führen, wenn sie einmal Krieg führen müssen; sondern in grausamen Schlachten fechten sie gegen einander selbst. Tapfer bey ihrer Uneinigkeit, und edel in ihrem Zorn machen sie ein Treffen zu ihrem Zeitvertreib. Sie gehen heraus am Morgen, munter und froh, wie zu Sommerbelustigungen; und wenn der Abend komt, alsdenn ist die Zierde des Morgens, der jugendliche Krieger, ein Erdenklos. So fällt die blühende Jugend der unglückseligen Länder dahin, und dieses sind die Früchte von schottischen und englischen Kriegen.

Lord Rand. Ich will nichts mehr hören: diese Melodie könte einen Helden bewegen, sein Schwerd fallen zu lassen, seine Waffen abzulegen, und sich hinzusetzen, und seine Eroberungen zu beweinen; ja, gleich einem Mönche, den Seelen, der in seinen Schlachten gebliebenen Krieger,

ger, Ruhe und himmlischen Frieden zuzusingen. Lebe wohl, ich lasse dich nicht allein; dort komt eine, deren Liebe zu dir, ihr ihre Pflichten leicht macht.

Anna tritt auf.

Vergieb deiner Anna, ihre ungestüme Liebe. Von meiner Zuneigung zu dir angetrieben, unterstehe ich mich, deine einsamen Gedanken zu unterbrechen, und dich zu erinnern, daß du deine Stunden ungenossen, in Traurigkeit verlierst.

Lady Rand. Meine Stunden so zu verlieren, ist der einzige Gebrauch, den ich von der Zeit zu machen wünsche.

Anna. Es verträgt sich nicht mit meinem Stande, dir Vorwürfe zu machen; aber ich bin versichert, seit der Tod Menschen dahinnimt, hat nie eine Schwester ihren Bruder so sehr beklagt. Wie gros würde dein Schmerz gewesen seyn, wenn du deinen geliebten Gemahl, in früher Jugend verloren hättest!

Lady Rand. Ach!

Anna. Habe ich dir mit der Liebe, die ich für meine Pflicht halte, mit der Erinnerung an das Schicksal deines Bruders, neuen Kummer verursacht? Vergieb mir, Lady; ob ich gleich von geringem Stande bin: so habe ich doch eine Seele, die mit meinem Schicksal nichts gemein hat. Ich liebe dich so heftig, daß ich mein Leben willig dahin geben wollte, diese Zähren zu trocknen.

Lady Rand. Was für eine Macht lenkte, dir unbewusst, deine Zunge, daß du so redetest? daß du den Nahmen —

Anna. Ich begreife es nicht: haben meine Worte dich bestürzt gemacht: so will ich nicht mehr so sprechen, sondern stillschweigend will ich meine Thränen mit den deinigen vermischen.

Lady Rand. Nein; du sollst nicht schweigen. Ich verlasse mich auf deine treue Liebe, und von nun an sollst du die Ursachen meines Jammers wissen. Allein was hilft es? Kan dein schwaches Mitleiden die unwiederbringliche Zeit zurückbringen? Kan es die Erde und das Meer zwingen, ihre Todten wieder zu beleben?

Anna. Was versteht meine edle Geb[illegible]rin hierunter?

Lady Rand. Fragtest du nicht nach der Ursache meiner Betrübnis? — Ob ich einen Gemahl in früher Jugend verloren hätte? In dem kalten Schoos der Erde, ganz mit Wunden bedeckt, wohnt er, der Mann meiner Jugend; und in einer Höle des Oceans liegt das Kind, das mein und sein war! —

Anna. O verehrungswürdigste Lady! würdige mich, mir Begebenheiten bekant zu machen, die du in so geheimnisvolle Worte eingehüllt hast.

Lady Rand. Ach! ein alter tödlicher Has, ein angeerbtes Uebel, war die Quelle meines Unglücks. Das ordnende Schicksal beschlos, daß mein tapfrer Bruder in einer Schlacht dem Sohn des Douglas, des Feindes unsers Hauses, das

Leben

leben erhalten mußte. Die jungen Helden schwuren sich ewige Freundschaft. Voll Ungedult, die gerühmte Schwester seines Freundes zu sehen, kam Douglas, unter einem angenommenen Namen, nach Balarmo. — Er gewann mein Herz, und nicht lange versagte ich ihm die Hand, um die er mich bat: die Gegenwart unsers Bruders bestätigte unsre Vermählung. Drey Wochen, drey kurze Wochen, waren über uns, auf leichten Fittigen, davon geflohen, als mein geliebtester Gemahl den Ruf erhielt, vor seinen Vater zu fechten; und, aller meiner Thränen ungeachtet, gieng Malcolm mit ihm. Kaum waren sie fort, als mein strenger Vater erfuhr, daß der verstellte Fremdling des Lord Douglas Sohn wäre. Unsinnig vor Wut zog er sein Schwerd, und setzte mich zur Rede. Allein, verlassen, kraftlos kniete ich vor sein Schwerd, und stammelte einen zweydeutigen Eid, daß ich niemals einen, der den Nahmen Douglas führte, heirathen wollte. Aufrichtigkeit, erste der Tugenden, laß doch keinen Sterblichen von deinem ebnen Pfade sich verlieren! sollte sich auch die Erde aufthun; sollte auch aus dem Schlunde der Höllen die Vernichtung heraufschreyn, den krummen Weg der Verstellung zu nehmen.

Anna. Wie wenige von dem furchtbaren weiblichen Geschlecht dürfen eine so freye Wahrheit gestehen!

Lord Rand. Die erste Wahrheit ist am leichtesten zu bekennen. Diese Lehre, diese kostbare

Lehre

Lehre, ziehe ich aus meiner traurigen Geschichte. In wenig Tagen kam die schreckliche Nachricht, daß Douglas und mein Bruder, beyde getödet wären. Mein Lord! mein Leben! mein Gemahl! — grosser Gott! Was hatte ich gethan, einen solchen Unfall zu verdienen?

Anna. Meine theuerste Lady! Ich habe schon manche traurige Geschichte erzählen hören, aber nie hörte ich eine traurigere, als diese.

Lady Rand. In den ersten Tagen meines gewaltigen Schmerzes fand ich mich — wie sich Ehegattinnen zu seyn wünschen, die ihre Ehegatten lieben. Aber wer durfte es meinem Vater sagen? Der redliche Priester, der unsre Hände vereiniget hatte, ein ehemaliger Lehrer meines Bruders, war mit seinem geliebten Malcolm in der Schlacht umgekommen. Diese beyden allein wussten das Geheimnis unsrer Vermählung. Ich entschlos mich zum Stillschweigen und zur Verheimlichung, bis die Zeit das Schicksal meines Vaters zu dem meinigen machen würde. In eben der Nacht, da ich meinen Sohn gebahr, machte sich meine Wärterin, die einzige Vertraute, die ich hatte, mit ihm auf den Weg, ihn in ihrer Schwester Haus zu bringen. Aber seit dieser unglückseligen Stunde, habe ich weder die Wärterin, noch das Kind, wieder gesehen, noch von ihnen gehört. Mein getödtetes Kind! — hätte deine zärtliche Mutter deinen Verlust befürchtet: so würde sie dem lauten Gerüchte getrotzt, sie würde die Wut ihres Vaters, den

Kum-

Kummer ihres Vaters, nicht geachtet haben, und mit dir durch die spottende Welt gegangen seyn.

Anna. Nicht gesehn! Nichts von ihm gehört! Vielleicht lebt er noch.

Lady Rand. Nein. Es war im rauhen December. Wind und Regen stürmten die ganze Nacht. Der verabredete Ort lag über dem Carron; und in seinen schwellenden Fluten kam meine treue Bediente mit meinem Kinde um. O unglücklicher Sohn des unglücklichsten Vaters! — Aber sie sind beyde zu ihrer Ruhe; ich allein wohne auf dieser Welt voll Elend, und wandle angstvoll herum, wie ein Geist, den seine Verbrechen beunruhigen. Das grausame Schicksal hat mir nicht einmal den Trost einer einsamen Traurigkeit gegönnt. Tod für die Liebe war ich gezwungen, mich mit Randolph zu vermählen, der mich den Armen eines Bösewichts entris; und Randolph besitzt nunmehr die Güther, die durch Sir Malcolms Tod auf mich gekommen sind; die Güther, welche dem Sohne des Douglas Rang und Ansehen verschafft haben würden. Dieses waren meine schmeichlerischen Gedanken, als ich den getödteten Vater eines ungebohrnen Sohns beweinen musste. Dieser Sohn kam, gleich einem Bliz vom Himmel, der leuchtet und verschwindet. — Ach! mein Kind! Wie lange unterhielt deine zärtliche Mutter die Hoffnung, dich, sie wusste nicht, auf was für Art, wieder zu besitzen. Aber eine lange Reihe von Jahren

hat

hat ihr diese Hoffnung geraubt, und ihr Verlangen unerfüllt gelassen.

Anna. Die Hand, aus welcher das Glück und Unglück unsers Lebens kömt, mache deine künftigen Tage glückseliger.

Lady Rand. Nicht in dieser Welt: ich habe zu wohl betrachtet, wie mannichfaltig ihre Uebel sind, und wen sie betreffen. Ach! wie oft macht sich selbst ein edles Herz elend, und wie oft ist die zärtlichste Neigung eine Quelle von Jammer? O wäre ich gestorben, da mein geliebter Gemahl umkam! Hätte ein guter Engel mir das Buch der Vorsehung geöfnet; hätte er mich mein Leben lesen lassen: so würde mir bey dem Anblick der Menge von Unglück, das ich ertragen habe, das Herz gebrochen seyn.

Anna. Der Gott, dessen Diener die guten Engel sind, hat dieses Buch, zum Besten des Menschengeschlechts, verschlossen. Aber wir müssen diese Unterredung abbrechen. Glenalvon kömt. Ich sehe, daß er seine gedankenvollen Augen auf dich gerichtet hatte, und seinen Weg ganz langsam hierher nahm.

Lady Rand. Ich will ihn vermeiden. Eine unangenehme Person ist uns in Stunden, die der itzigen gleichen, doppelt beschwerlich.

Anna. Warum urtheilt meine Gebieterin so von Randolphs Erben?

Lady Rand. Weil er nicht der Erbe von Randolphs Tugenden ist. Voller List und Verschlagenheit stellt er den Menschen ein gekünsteltes

Bild

Bild von sich vor. Ihm wird es leicht, seine Minen nach dem Geschmack verschiedener Menschen zu verändern. Er scheint sich selbst zu verläugnen, und Herr über seine Begierden zu seyn; aber, gleich dem Fuchs, lauert er auf den gewünschten Raub, und ergreift ihn mit Ungestüm. Niemals haben Tugend und Laster sich in einem geringern Gleichgewicht befunden, als in Glenalvons unedler Seele. Doch er ist tapfer und in der Kriegskunst erfahren, und er steht zu diesen unruhigen Zeiten in grossem Ansehn. Warum ich ihn dir so beschreibe, will ich dir hernachmals sagen; bleibe itzt hier, und halte ihn so lange auf, bis ich die Burg erreicht habe.

Sie geht ab.

Anna.

O Glückseligkeit! wo bist du zu finden? Ich sehe, du wohnst nicht bey Geburt und Schönheit, ob sie gleich mit Hoheit und Reichthum vergesellschaftet sind. Aber eben so wenig scheinst du mir bey der Tugend zu wohnen, sonst würde diese vortrefliche Lady dich nicht vermissen.

Glenalvon tritt auf.

Worauf hast du deine Gedanken gerichtet, tiefsinniges Mädchen? Gleich einer begeisterten gesichtervollen Seherin stehst du auf der Erde, und lässt deine Gedanken zum Himmel empor steigen.

Anna. Ich wünschte das zu seyn, was du sagst, eine Seherin, damit ich, durch ein himmlisches Gesicht, mir meine Zweifel auflösen könte.

Glenal-

Glenalvon. Woran darfst du zweifeln? Was hast du mit unauflöslichen Dingen zu thun? Deine Jugend, deine Schönheit sind unstreitig; denke an diese vortreflichen Geschenke, und bald wirst du dich mit angenehmern Betrachtungen unterhalten.

Anna. Die Schönen mögen jenes Denkmal der Traurigkeit betrachten, und denn, wenn es möglich ist, lasst sie auf ihre Schönheit stolz seyn: wer ist so schön, wie sie? Aber ich mus ihr nachfolgen. Dieser Tag erneuert in ihr das Andenken ihrer alten Schmerzen.

Sie geht ab.

Glenalvon allein.

So! — Lady Randolph flieht mich. Nach und nach werde ich mich um sie bewerben, wie sich ein Löwe um seine Gebieterinnen bewirbt. Ich bin im Begrif, die That auszuführen, die mich zum Herrn dieser reichen Thäler machen, und mir Gewalt und Ansehn verschaffen wird. Jtzt ist die gelegenste Zeit; unter dem Geräusch der Waffen wird man meinen tönenden Fustritt nicht hören. Randolph hat zu lange gelebt; sein besseres Geschick erhob ihn ehemals, und erniedrigte mich. Da ich mich der Lady bemächtigt hatte, kam er durch einen Zufall dazu, errettete sie, und erhielt sie zur Belohnung. Ich entfloh unerkant; ein geringer Trost! Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich nicht gewohnt bin, in Gefahr zu säen, und andern die Freude der reichsten Ernde zu überlassen. Allein ich bin nicht sicher. Von der Liebe, oder

oder von etwas, das ihr gleicht, entzündet, habe ich meine Neigung zu seiner Gemahlin thörichter Weise verrathen, und sie hat gedroht, ihm davon Nachricht zu geben. Ich kenne ihre Gesinnungen nicht, aber ich weis, daß sein Zorn unversöhnlich ist. Ich will nicht in Furcht leben. Der Mann, den ich fürchte, ist ein Däne in meinen Augen; der Mann, der meinem vornehmsten Verlangen entgegen ist! Ausser ihm ist keine Hinderniß da; sie hat keine nahen Verwandten, keinen Bruder, der in einem Kampfe für seine Schwester seine Tapferkeit beweisen könte; und niemand wird, um einer gerechten Sache willen, die ihn nichts angeht, Glenalvon herausfordern.

Der zweyte Aufzug.

Der erste Auftritt.

Bediente und ein Fremdling kommen auf der einen Seite, und Lady Randolph und Anna auf der andern herein.

Lady Randolph. Was bedeutet dieses Geschrey? Fremdling, sage es frey, hat man dich beleidigt? haben diese wilde Menschen sich unterstanden, den müden Wandrer auf seinem Wege zu kränken?

Ein Bedienter. Von uns ist nie ein Fremdling beleidigt worden. Dieser Mann hat uns mit einem wilden Geschrey herbeygerufen; und er ist

so sehr erschrocken, daß er die Ursachen seiner Furcht nicht erzählen kan.

Lord Randolph und ein Jüngling mit entblößten blutigen Degen, treten auf.

Lady Rand. Die Furcht des Fremdlings ist nicht vergebens. Befindet sich Lord Randolph noch wohl?

Lord Rand. Daß ich mich noch wohl befinde, verdanke ich diesem edlen Jüngling, dessen Tapferkeit mich von einem unglücklichen Tode befreyet hat! Ich wandelte einsam das krumme Thal hinunter, als mich an jenem Wege vier bewafnete Männer überfielen. Ich hielt sie für Räuber aus dem Lager. Sie würden mich bald erlegt haben, wenn nicht dieser tapfere und edelmüthige Jüugling, gleich meinem Schutzengel in der Stunde des Unfalls, gekommen wäre, und, ohne die Gefahr zu scheuen, meine Feinde für die seinigen angesehen hätte. Sie kehrten sich gegen ihn: aber sein unermüdeter Arm schlug zween der verwegensten zu Boden, wo sie ohne Bewegung liegen blieben; die andern ergriffen behend die Flucht, und er behielt das blutige Feld. Rede, Lady Randolph. Auf der Zunge einer Schönen wohnen Accente, die dem Tapfern und Edelmüthigen gefallen müssen. Rede, und sage ihm meinethalber Dank.

Lady Rand. Ich kan dir nicht sagen, was ich itzt empfinde. Mein Herz überfliesst von Dankbarkeit gegen den Himmel und diesen edlen Jüngling, der, dir und uns allen unbekant, die

Gefahr

Gefahr keinen Augenblick scheute, sondern an deiner Seite, gegen so fürchterliche Feinde kämpfte. Hast du von ihm erfahren, wem wir verpflichtet sind, wen wir den Erhalter deines Lebens nennen müssen?

Lord Rand. Ich habe ihn gefragt; aber er hat mir nicht geantwortet. (Zu dem Fremdling) Allein ich mus wissen, wer mein Erretter ist.

Der Fremdling. Ein Mann von geringer Herkunft, ein Sohn niedriger Aeltern, der sich nichts zu rühmen hat, als der Begierde, ein Krieger zu seyn, und durch die Waffen sich berühmt zu machen.

Lord Rand. Du seyst, wer du auch willst; so hat deinen Geist der grosse König der Könige geadelt! die allmächtige Hand der Natur hat dich zu einem Helden bestimmt und gebildet! Erröthe nicht, du so bescheidener als tapferer Jüngling, erröthe nicht, deine Herkunft zu entdecken.

Der Fremdling. Mein Nahme ist Norval. Auf dem Gebürge Grampian weidet mein Vater seine Heerden; ein Schäfer, der Mässigkeit ergeben, dessen einzige Sorge ist, seine Heerden zu mehren, und mich, seinen einzigen Sohn, zu Hause zu behalten. Denn ich hatte von Schlachten gehört, und trug Verlangen, einem Helden in das Feld zu folgen; und der Himmel gewährte mir bald, was mir mein Vater versagte. Der Mond, welcher die letzte Nacht rund, wie mein Schild, aufgieng, hatte seine Hörner noch nicht gefüllt, als, bey seinem Lichte, eine Rotte räuberischer Bar-

 barn,

barn, gleich einem Regengus, von den Hügeln in das Thal hinabstürzten, und unsre Heerden überfielen. Die Schäfer flohen nach Sicherheit und Beystand. Ich allein, mit gespanntem Bogen, und einem Köcher voll Pfeilen, verweilte mich um den Feinden, und bemerkte den Weg, den sie nahmen; denn eilte ich zu meinen Freunden, die ich, mit einem Trupp von funfzig ausgesuchten Leuten, anrücken sah. Ich führte sie an; bis wir den Feind, der sich mit seiner Beute beschäftigte, überfielen. Wir fochten und siegten. Ehe noch ein Schwerd gezogen wurde, hatte ein Pfeil von meinem Bogen ihren Anführer getödtet, welcher damals die Waffen trug, die ich izt trage. In Triumph kehrte ich nach Hause zurück, und verachtete das träge Leben der Schäfer. Ich hatte gehört, daß unser König Befehl gegeben, bey dem Carron ein Kriegsheer zusammenzuziehen. Ich verlies also das Haus meines Vaters, und erwählte mir einen von seinen Knechten zu meinen Gefährten — jenen zitternden Feigherzigen, der seinem Herrn entfloh. Auf meiner Reise musste ich diese Burg vorbeygehen, und durch die Fügung des Himmels kam ich diesen Tag hier an, die glückliche That zu thun, welche meinen geringen Nahmen verherrlicht.

Lord Rand. Er ist so weise, als tapfer. Wer hat jemals mit einer so anständigen Bescheidenheit erzählt? Mein tapfrer Erretter! du sollst nunmehro einen rühmlichern Kampfplatz betreten, und im Angesicht eines Monarchen mit Prinzen

um

um Ruhm und Ehre streiten. Ich will dich unserm schottischen Könige vorstellen, dessen Heldenmuth einen jeden tapfern Mann hochschätzt. Aber, meine Matilda! woher diese Thränen?

Lady Rand. Ich kan es nicht sagen. Mannichfaltige seltsam vermischte Regungen empören sich in meinem Busen; aber jede von ihnen verlangt eine Thräne. Ich freue mich, dich sicher zu wissen; und ich bewundre deinen Erretter und sein Schicksal. Unbekant und ohne Freunde ergrif er die Waffen, scheuete keine Gefahr, und entschlos sich, in der Laufbahn des Todes Ruhm zu erlangen, und mit seinem Schwerde sich das Ansehn zu erwerben, das ihm seine Geburt versagte. In diesem unerwarteten Vorfalle hätte er umkommen und, mit aller seiner Tapferkeit, nur Vergessenheit gewinnen können. Durch deine Gunst beglückt, dient seine Tugend nicht mehr unter der Verzweifelung. Hier steht er im Glanze, ein hofnungsvoller Streiter! Ruhm und Ehre sind überall, wohin sein Schwerd reicht. — Indem du sprachst, überdachte ich dieses alles bey mir, und segnete die wundervollen Fügungen des Herrn des Himmels.

Lord Rand. Immer beschäftigen Frömmigkeit und Dankbarkeit deine Gedanken! Meine Handlungen sollen den Weg gehn, den du ihnen vorzeichnest. Der nächste nach mir selbst, und gleich dem Glenalvon, soll Norval an Ruhm und Ansehn seyn.

Norval. Ich weis nicht, wie ich dir danken soll. Meine Reden sind unausgesucht, und meine Sitten sind ungebildet. Noch niemals habe ich mich in einer solchen Gesellschaft gesehn! Doch fühle ich etwas in meiner Brust, das mich kühn genug macht, dir zu sagen, daß Norval sich deiner Gütigkeiten nicht unwerth machen wird.

Lady Rand. Ich wollte schwören, du wirst es nicht —— Beschütze immer, wie heute, mit glücklicher Tapferkeit das Leben Lord Randolphs.

Lord Rand. Du hast wohl geredet. Las mich die Antwort untersagen. (Zu Norval) Wir sind dir immer schuldig; dein Verdienst ist grösser, als daß es unsre Dankbarkeit erreichen könte. Ich mus meinen ersten Vorsatz ins Werk richten, und nach dem Lager gehn: Ich sehe einige von meinem Gefolge hierher eilen, voll Ungedult und Argwohn über den Verzug ihres Anführers.

Norval. Las uns gehn, Mylord.

Lord Rand. zu Lady Rand. Um die Zeit, da die untergehende Sonne sich an jenen Hügeln verweilen wird, erwarte unsre Zurückkunft. Diese Nacht will ich noch in diesen Mauern ruhn. Morgen soll mein Zelt in das Feld geschlagen werden. Bereite ein festliches Mahl. Frey ist das Herz desjenigen, der vor sein Vaterland streitet. Am Abend der Schlacht kan er sich gesellschaftlichen Freuden überlassen, die niemals süsser

sind,

sind, als wenn die Gefahr die menschlichen Vergnügungen, die nie zurückkehren können, der Seele des Kriegers schätzbar macht.

Randolph und Norval gehn ab.

Der zweyte Auftritt.

Lady Randolph und Anna.

Lady Rand. Die Worte seines Abschieds enthielten eine unglückselige Wahrheit. O Douglas! Douglas! wie zärtlich waren wir, da wir einander verliessen, einander niemals wieder zu sehn! Wie viele Jahre der Angst und Verzweiflung hat der Himmel auf die geschwind vorübergeflohenen Stunden der Liebe und Zärtlichkeit folgen lassen! Von dem unsanften Hauch der Furcht wieder aufgeblasen kehrt die Flamme meines Busens gedoppelt stark zurück.

Anna. Möchte doch der gütige Himmel den sanften Balsam des Friedens in die Wunden giessen, die in deiner Brust eitern! denn ein irrdischer Trost kan sie nicht heilen.

Lady Rand. Nur ein einziges Mittel, sie zu heilen, kan ich vom Himmel erwarten — das Grab — das Bette, worauf der Unglückselige ruht. — Wie elend bin ich! ach! warum bin ich es? Ich beneide alle glückliche Aeltern! Wie gesegnet ist die Mutter dieses edlen Norvals! Für einen lebenden Ehegatten erdultete sie ihre Schmerzen, und sie hörte ihn ihr zusegnen, da der Sohn gebohren war! Sie nährte den lächeln-

den Säugling an ihrer Brust; sie pflegte das Kind, und erzog den gefälligen Knaben; sie sah, mit triumphirender Liebe, den Jüngling andre Jünglinge an Lieblichkeit und Anmuth übertreffen — ich aber, ich gebahr einem getödeten Gemahl einen Sohn, und gab mein Kind den brausenden Wassern.

Anna. Ach! warum erneuerst du unaufhörlich deinen Schmerz! Ich glaubte, dieser edle Jüngling würde deinen Kummer eine Zeitlang lindern. Du betrachtetest ihn mit unverwandtem Gesichte, mit vergnügtern Blicken, als jemals dein tiefsinniges Auge einem andern Gegenstande gegönnt hatte.

Lady Rand. Mit vergnügten Blicken sagst du? Sein Anblick hat den Jammer, der mein Leben verzehrt, noch vergrössert. Ich dachte bey mir selbst, daß der Sohn des Douglas, wenn er am Leben geblieben wäre, diesem jungen liebenswürdigen Fremdling hätte ähnlich seyn können, daß er dem blühenden Norval an Gestalt, Eigenschaften und Jahren gleich gewesen seyn würde. Indem ich so nachsann, erregte meine Einbildungskraft in meinem traurigen Herzen eine Zärtlichkeit gegen diesen jungen Fremdling, der von seinen Aeltern getrennt, und, gleich einem Waisen, meiner Sorgfalt anvertrauet worden ist. Ich will, sagte ich zu mir selbst, ich will dich mit allen meinen Kräften beschützen, und dir meine ganze Gewogenheit schenken.

Anna.

Anna. Gewis der Himmel wird einen so edelmüthigen Entschlus belohnen! Aber nun musst du deine Kräfte anwenden; nun musst du erwachen. Man macht gefährliche Anschläge, und richtet spitzige Pfeile auf Norvals Brust.

Lady Rand. Glenalvons falscher und arglistiger Kopf wird alles wider einen Menschen anwenden, der mit ihm zugleich die Liebe seines Verwandten hat, wenn ich ihn nicht verhindere: ich allein kan es. Glenalvon ist kühn und verwegen, und er wird darauf denken, den Plan, den ich entwerfe, zu zerstören. Ich will die Urheberin von des jungen Norval Glücke seyn. Die Bewunderung ist angenehm! In meinen glücklichern Tagen war ich zu solchen Neigungen geschickter, ob ich dir gleich itzt in den engen Bezirk meines Jammers eingeschränkt zu seyn scheine. Hast du nicht zuweilen gesehen, daß eine frühe Blume ihre Knospe öfnete, ihre seidnen Blätter ausbreitete und süsse Düfte verhauchte — denn, von rauhen Winden verlezt, ihre Blätter einzog, und, ihrer Schönheiten und Düfte beraubt, kaum noch halb lebte. — Ein Bild von mir! Der Schmerz, hat gleich einem Ungewitter, die frühe Blüthe meines Herzens getödet.

Glenalvon tritt auf.

Glenalvon. Wo ist mein theuerster Verwandter, der edle Randolph?

Lady Rand. Hat Glenalvon nichts von dem niederträchtigen —

Glenalvon. Ich habe es gehört: und damit diese Bösewichter nicht entkommen können, habe ich den Wald stark besetzt. Wenn sie sich darinnen verbergen, so sollen sie lebendig ergriffen, und durch Martern gezwungen werden, das wichtige Geheimnis zu entdecken, ob sie von einem Feinde Randolphs gedungen worden, oder ob —

Lady Rand. Diese Sorgfalt ist der verwandschaftlichen Liebe anständig. Ich habe Glenalvon einen Rath mitzutheilen.

Glenalvon. Ihm ist ein Rath von dir allemal ein Befehl.

Lady Rand. Ich habe dieses noch nicht gefunden: Du bist mir bekant.

Glenalvon. Bekant!

Lady Rand. Und diese Bekantschaft habe ich durch den sichersten Weg erlangt.

Glenalvon. Was ist dir bekant? Beym Himmel, du setzest mich in Erstaunen. Kein Geschöpf, ausser dir, durfte Glenalvon also anreden.

Lady Rand. Ist das Verbrechen noch so trotzig? und machst du dir ein Verdienst aus deiner verstellten Sanftmuth? Verdanke es mir, daß ich mit einer Gütigkeit, die wider die Pflicht streitet, bisher etwas verschwiegen habe, das dich, wenn es bekant werden sollte, in Nichts, oder was noch schlimmer ist, in einen verworfenen, alles Mitleids unwürdigen Bettler, verwandelt haben

haben würde; denn die Sterblichen erzittern vor einem Laster, das dem deinigen gleicht.

Glenalvon. Deine Tugend setzt mich in Erstaunen. Vortreflichste des weiblichen Geschlechts! Erlaube mir zu sagen, daß der zärtliche Mann, welchen die Liebe über die Gränzen der Tugend hinüber entzückt, der durch seine Liebe elend und auf allen Seiten unglücklich wird, des Mitleids nicht unwerth seyn kan. Mitleiden ist das Almosen, das solchen Elenden gern mitgetheilt wird; denn die Sterblichen wissen, daß die Liebe immer ihre Beherrscherin ist, und daß sie immer ihre eitlen Entschlüsse vor sich her treibt, wie spielende Winde ein Feuer, das unsre Schäfer angezündet, durch die dürre Heide vor sich her wehen.

Lady Rand. Spare diese Reden für ein anderes Ohr. Ich höre nicht auf die Apologie der Liebe. Merke du auf meine Worte; denn es ist rathsam, daß du es thust. Randolph hat seinen tapfern Erretter bey sich behalten. Vielleicht wird seine Gegenwart dir misfallen; aber bey deinem Leben unterstehe dich nicht, etwas wider ihn zu unternehmen. Deine Eifersucht wage es nicht, ihn um Randolphs Liebe zu bringen, dessen Günstlinge du, wie ich weis, allemal gestürzt hast. Du siehst mich an, als ob du gern in mein Herz sehen möchtest. Es ist so unverstellt, als meine Rede. Ich gebe dir diese Warnung, da es noch Zeit ist, und ich lege dir den Zaum an, ehe deine Sinnesart dich unbändig macht.

macht. Der verlassene Fremdling fordert meine Beschützung, ich bin seine Freundin, sey du nicht sein Feind.

Sie geht ab.

Der dritte Auftritt.

Glenalvon.

War ich nicht ein Kind, daß ich für meinen eigenen Schatten erschrack, und mich, in Dummheit, von meinem feigen Gewissen hintergehen lies! Ich bin nicht der, der ich gewesen bin, und der ich seyn sollte. Die Pfeile des Schicksals haben fast mein steinernes Herz durchdrungen. Glaubte ich nur das mindeste von heiligen Lügen und gottseligen Mährchen: so würde ich muthmassen, es sey über mir ein Arm, der gegen mich streite, und der den Fallstrick, den ich gelegt hatte, so herumwende, damit ich mich selbst darinnen fangen möchte. Wie? sind Raub und Mord einfältige Mittel! Der unvollbrachte Raub verschafte dem Randolph eine Gemahlin; nnd der veranstaltete Mord bringt einen Günstling her, der die Sonne vor mir verbergen soll — und was das ärgste ist, einen Nebenbuhler. Glühende Hölle! Ich bin mitten in dir, wenn ich denke, daß sie ihn liebt! Es ist gewis, daß sie mich verachtet; ja, sie befiehlt mir, und um seinetwillen giebt sie mir ihre Unzufriedenheit mit mir zu erkennen. Soll ich mich auf diese Art mishandeln lassen? mir von der lieben Keusch-

heit einen Zaum anlegen lassen, wie sie es nennet? Feinde der Hölle, — wenn es dort Feinde giebt, die noch grausamer sind, als Liebe, Sehnsucht und Rache — steigt empor, und erfüllet meine Brust mit eurem Feuer und mit unbereulichen Anschlägen! Ein Zufall kan eine Absicht vernichten! aber die Standhaftigkeit lässt sie endlich gelingen. Denn Zufall und Schicksal sind leere Wörter. Die standhafte unbewegliche Weisheit ist das Schicksal der Menschen. Dunkel hängt über meiner Seele ein Entwurf, wie der rothe Mond, wenn er am Morgen, von seltsam gemahlten Wolken überzogen und getheilt wird. Ich will den Sclaven aufsuchen, der mit Norval hierher kam, und wegen seiner Feigheit von ihm verstossen worden ist. Ich weis, daß der verschmitzte Kopf eines Dieners die schädlichsten Anschläge gegen seinen unvorsichtigen Herrn erdenken kan.

Der dritte Aufzug.

Der erste Auftritt.

Anna.

Die dir ergeben sind, o Gram, unterbrechen die grosse Ordnung der Natur, und verwandeln die Stunden des Mittags in Mitternacht. Unterdessen daß Lady Randolph schläft, will ich hinausgehn, und an jenem Ufer frische Luft einathmen. Sanft möge ihr Schlummer seyn. Ihr Diener des gütigen Himmels, der das mensch-

menschliche Geschlecht liebt, ihr Engel und Seraphs, die ihr euch über die Güte des Herzens freuet, verlaßt euren Himmel, und steigt zu ihrer Lagerstatt herab! Entfernt von ihrer Einbildungskraft die schrecklichen Gestalten, die sie immer begleiten, wenn sie wacht! Bezaubert ihren traurigen Geist mit den himmlischen Bildern, welche die Seligen auf ihren göldnen Lagern im Himmel ergötzen. —

Man bringt einen Gefangnen, welchen man nahe bey der Burg versteckt gefunden hatte, und den man für einen von denjenigen hält, welche den Lord Randolph umbringen wollten. Man findet bey ihm verschiedene Juwelen von grossem Werthe. Anna, welche diese Juwelen betrachtet, entdeckt, daß dieselben der Familie des Douglas zugehört haben. Sie giebt der Lady Randolph hiervon Nachricht.

Der zweyte Auftritt.

Lady Randolph hält den Gefangnen für den Mörder ihrer Wärterin und ihres Sohnes, und kömt sogleich, ihn zu befragen. Er erhält auf seine Bitte von der Lady Gehör, und betheuert wegen des ihm beygemessenen Vorsatzes, den Lord Randolph zu töden, seine Unschuld. Wegen der Juwelen erzählt er, daß er auf folgende Art zu dem Besitz derselben gelanget. Er sey vor achtzehn Jahren zu Balarmo, in den Diensten des Sir Malcolm, gewesen. Nachher habe er

mit

mit seiner Familie in einer kleinen Hütte am Ufer des Carron gewohnt, und habe sich durch den Fischfang ernährt. Mitten in einer finstern ungestümen Winternacht habe er einmal das Geschrey einer unglücklichen Person gehört. Er sey aufgestanden, und zugelaufen. Kurz darauf habe er die Stimme nicht weiter vernommen; aber auf dem Wasser habe er einen Korb mit einem Kinde und einem grossem Schatze an Gold und Juwelen gefunden. Er habe das Kind als sein eignes aufgezogen, und habe sich in eine andre Gegend gewendet, damit er den erlangten Reichthum, ohne sich einigem Argwohn auszusetzen, geniessen können; er habe sich einige Schafe gekauft, und seine Heerden, nach und nach, vermehret. Da das Kind zu einem reifern Alter gekommen, habe er sich immer vorgenommen, ihm das Geheimnis wegen seiner Geburt zu eröfnen; allein seine Gattin habe ihn daran gehindert, weil sie befürchtet, daß unglückliche Folgen daraus entstehen möchten. Unterdessen hätte sein angenommener Sohn sich gar nicht als ein Abkömling von geringen Aeltern betragen. — Tag und Nacht, fährt der Gefangne in seiner Erzählung von ihm fort, redete er von Krieg und Waffen; ich widersetzte mich oft seinen kriegerischen Neigungen; aber vergebens. Denn als eine Rotte grausamer Räuber von den Gebirgen herabkam —

Lady Rand. Ewige Vorsicht! wie ist dein Nahme?

Der

Der Gefangne. Mein Nahme ist Norval; und auch er führt diesen Nahmen.

Lady Rand. Er ist es! er ist es selbst! Es ist mein Sohn! O unaussprechliche Gnade! Ich habe meinen Sohn gesehn! Kein Wunder, Anna, daß meine Brust entbrannte.

Der Gefangne entdeckt aus dem Antheil, welchen die Lady Randolph an seiner Erzählung nimmt, daß sie die Tochter seines ehemaligen Herrns, und daß das errettete Kind das ihrige ist. Er sagt ihr, daß seine Absicht gewesen wäre, den Jüngling, der ihn verlassen hatte, wieder aufzusuchen, und ihm diese Juwelen einzuhändigen, damit dadurch der Glanz seiner Geburt bekant werden möchte. Lady Randolph erklärt endlich öffentlich, daß der Gefangne die Person nicht ist, für die man ihn gehalten, und befiehlt, ihn auf freyen Fus zu stellen.

Der dritte Auftritt.

Lady Randolph und Anna.

Lady Rand. Meine getreue Anna! du theilst doch meine Freude mit mir? Ich weis, du thust es. Unerwarteter Zufall! Der Arm des Höchsten, der vom Himmel bis zur Erde herabreicht, hat meinen Sohn von den Wellen errettet, und ihn mir wieder zugeführt! Richter der Witwen und Vater der Waisen, empfange den Dank einer Witwe und einer Mutter für dieses Geschenke.

Lady Randolph entschliesst sich, ihren Sohn in der folgenden Nacht zu sprechen, und ihm das

Geheim-

Geheimnis zu entdecken. Glenalvon tritt auf. Er hat den Sclaven des jungen Norval durch Gold dahingebracht, von der Lady Randolph gewisse Erzählungen zu machen, und mit einem Eidschwur zu bekräftigen, wodurch Lord Randolph von Eifersucht gegen seine Gemahlin eingenommen werden könte. Eine Uneinigkeit zwischen Lord Randolph und seiner Gemahlin, scheint ihm der leichteste Weg zu seyn, seine Absichten zu erreichen.

Der vierte Aufzug.

Lord Randolph unterredet sich mit seiner Gemahlin von der Landung der Dänen, und von der Gewisheit des Siegs über sie. Norval und Glenalvon treten auf. Lord Randolph trägt Glenalvon auf, seine Truppen anzuführen. Norval soll mit ihm in das königliche Lager gehen. Lord Randolph fragt Norval, woher er gelernet habe, sich von der Kriegskunst so gut und richtig auszudrücken, da dieses keine Sprache sey, mit der man unter Schäfern bekant werden könte. Hierauf berichtet ihm Norval, daß er einen Einsiedler, welcher den Kreuzzügen als ein Krieger beygewohnt, oft besucht, und aus seinen Erzählungen dasjenige, was ihm bekant sey, gelernt habe. Lord Randolph gehet ab. Lady Randolph und Norval bleiben allein zurück.

Lady Rand. Das Gepränge des Kriegers, und der Pomp des fürchterlichen Kriegs, Norval, scheinen deine junge Seele zu entzücken.

Norval. Und wie könten sie es nicht? Gesegnet sey die Stunde, da ich das Haus meines Vaters verlies! Ich wäre mein ganzes Leben hindurch ein Schäfer geblieben, und unbekant würde ich das Grab eines Landmanns gefunden haben. Itzt leb ich unter berühmten Helden, und nach meinem Tode wird meine Asche sich mit der ihrigen vermischen.

Lady Rand. Du besitzest einen hohen und edlen Geist, der dich eines grössern Glücks werth macht. Komm mit mir — unter jener schattichten Buche, will ich dich, von keinem Ohre gehört, und von keinem Auge gesehn, mit einer bewundernswürdigen Geschichte unterhalten.

Norval. Es sey Gefahr mit dem Geheimnisse verknüpft; ich will es in mein erkäntliches Herz verschliessen, und meine Treue beweisen. Verlange mein Schwerd, mein Leben; dieses ist alles, was der arme Norval besitzt.

Lady Rand. Kennst du diese Juwelen?

Norval. Wenn ich meinen Augen trauen darf; so kenne ich sie, und sie gehören meinem Vater.

Lady Rand. Deinem Vater, sagst du? Freylich gehörten sie deinem Vater.

Norval. Ich habe sie sonst gesehn, und oft habe ich neubegierig meine Aeltern gefragt, woher sie diese Kostbarkeiten bekommen hätten? Allein man verwies mir meine Neubegierde, und ich habe es nie erfahren können.

Lady

Lady Rand. Erfahre also von mir, daß du nicht Norvals Sohn bist.

Norval. Nicht Norvals Sohn!

Lady Rand. Du bist nicht der Abkömling eines Schäfers.

Norval. Wer bin ich denn, Lady?

Lady Rand. Du bist von edler Geburt, der Sohn eines edlen Vaters.

Norval. Ich werde glauben — aber sage mir noch mehr! wer war mein Vater?

Lady Rand. Douglas! — —

Norval. Ich zittre; — Seufzer und Thränen! — Lebt mein tapfrer Vater noch?

Lady Rand. O nur allzutapfer! er blieb in einer Schlacht, ehe du noch gebohren wurdest.

Norval. O ich Unglücklicher! noch ehe ich das Licht der Welt erblickte? Aber lebt meine Mutter? Aus meinem eignem Schicksal kan ich schliessen, daß das ihrige kummervoll seyn müsse.

Lady Rand. Sie lebt; aber in unaufhörlicher Traurigkeit seufzt sie ihr Leben dahin; und sie beweint ihren getödeten Gemahl und ihr verlohrnes Kind.

Norval. O du, die du mit der traurigen Geschichte meiner unglücklichen Aeltern so bekant bist, und ihr Schicksal beweinst, habe itzt Mitleiden mit einem Abkömmling der Freunde, die du liebest. O! sage mir, wer, und wo meine Mutter ist. Von einer niedriggesinnten Welt unterdrückt beugt sie sich itzt vielleicht unter der Last

 noch

noch andrer Uebel, als des Kummers, und im. tröstbar verlangt sie vielleicht vom Himmel die Hülfe, die ihr Sohn ihr leisten sollte. Ja, ja, es mus so seyn — Deine ganze Mine verräth, daß sie elend ist. O beschreibe mir ihren Zustand! Kan das Schwerd — wer könte sich mir in der Sache einer Mutter widersetzen.

Lady Rand. Dein Edelmuth endigt ihren Jammer — mein Sohn, mein Sohn! ich bin deine Mutter, die Gemahlin des Douglas. (Sie umarmt ihn.)

Norval. O Gott! wie wunderbar ist mein Schicksal! Bist du meine Mutter? Las mich vor dir knien!

Lady Rand. Abbild des Douglas! Pfand einer unglücklichen Liebe! Ich trage dir alles ab, was ich deinem Vater schuldig bin.

Norval. Ehrfurcht und Verwunderung haben mich ganz eingenommen, und sie unterdrücken die Liebe und Zärtlichkeit eines Sohnes. Aber ich liebte meine niedrigen Aeltern kindlich. Sage mir, übertraf mein Vater das ganze übrige männliche Geschlecht, so wie du die vortreflichste des weiblichen bist? — —

Lady Randolph sagt endlich ihrem Sohne, daß er aus der Hand seines Begleiters einen Brief erhalten werde, welchen sie, aus Verlangen ihn zu sehen, an ihn geschrieben, ehe sich diese Gelegenheit gefunden, sich mit ihm ingeheim zu unterreden. Sie sagt ihm, daß sie sich an dem Orte, welchen sie ihm in dem Briefe angewiesen,

sen, noch einmal unterreden wollten. Unterdessen ermahnt sie ihn, seinen Ursprung geheim zu halten, und sich für Glenalvon zu hüten. Glenalvon, welcher denjenigen, dem der Brief anvertrauet worden, bestochen, und durch ihn denselben in die Hände bekammen hat, braucht ihn als ein Werkzeug Lord Randolphs Eifersucht rege zu machen. Er beruft sich auf die geschwinde Neigung, welche seine Gemahlin gegen den Fremdling zu erkennen gegeben, und auf den Umstand, daß sie einen Menschen, der ihrem Gemahl nach dem Leben getrachtet, losgelassen. Er schlägt hierauf vor, den aufgefangenen Brief ihr zuzusenden, und sich an einen sichern Ort zu verbergen, um zu bemerken, was bey der Zusammenkunft vorgehen wird. Lord Randolph billigt diesen Vorschlag, und er wird ins Werk gerichtet. Glenalvon merkt alsdenn an, daß junge Gemüther durch nichts so leicht stolz gemacht werden können, als durch die unerwartete Gunst vornehmer Damen. Ich will den jungen Norval, setzt er hinzu, anreden, und mit Spöttereyen seine Gemüthsart erforschen. Ist er nicht mehr der demüthige Norval, der durch deine Gunst glücklich worden; so wird er, seiner Tapferkeit ungeachtet, bestürzt davon gehn; ist er aber der Liebling der vornehmsten schottischen Dame; so wird er sich gegen mich auflehnen, wie der Löwe gegen seinen Verfolger. Lord Randolph willigt in diese Prüfung, und Norval, welcher kein strafbares Verständnis mit der Lady Randolph

hat,

hat, sondern über die Nachricht von seiner Geburt nicht mehr gleichgültig, und vor Glenalvon gewarnet worden ist, fällt in die Schlinge, die man ihm gelegt hatte. Er wird über Glenalvons unwürdiges Verhalten gegen ihn, unwillig, zieht sein Schwerd, und fordert Glenalvon zu einem Zweykampf auf. In diesem Augenblick komt Lord Randolph dazu. Der vorgeschlagene Beweis, daß Lady Randolph eine strafbare Neigung zu ihm hat, ist nunmehr vorhanden, und Lord Randolphs Argwohn wird durch andre Umstände bestätigt. Dem ungeachtet sucht Lord Randolph, ohne einigen Unwillen zu verrathen, zwischen Glenalvon und Norval, eine Beylegung zu stiften, und ermahnt sie, die Ahndung einer Privatbeleidigung ausgesetzt seyn zu lassen, bis sie beyde sich zum Besten der gemeinen Sache, wider die Dänen, tapfer erwiesen haben würden. Er geht mit ihnen zu dem veranstalteten Gastmahl in seiner Burg, und will den Abend, vor seinem Auszug gegen den Feind, noch vergnügt zubringen.

Der fünfte Aufzug.

Der Wald.

Douglas.

Dieses ist der Platz, die Mitten des Walds. Hier steht die Eiche, die Monarchin des Hains. Wie angenehm und feyerlich ist dieser mitternächtliche Auftritt. Der silberne Mond hängt unumwölkt am Himmel, wo ich jeden kleinen Stern erkennen

keimen kan. Kaum bewegt der sanfthauchende West das Laub, und der Bach, der über Kieselsteine hinfliesst, gebietet Stillschweigen mit einem leisen Tone. An einem solchen Orte, und zu einer solchen Stunde, haben, wenn man dem Alterthum in etwas glauben darf, herabsteigende Geister mit den Menschen Unterredungen gepflogen, und ihnen die Geheimnisse der unbekanten Welt entdeckt.

Der alte Norval tritt auf.

Norval. Hier ist er. Aber wird er mich nicht von sich zurückweisen? Ich fürchte seine gerechten Vorwürfe. (Douglas erblickt ihn.) Vergieb, vergieb mir, wenn du dem Manne, dem eigennützigen Manne, vergeben kanst, der Sir Malcolms Erben als den Sohn eines Schäfers erzogen hat.

Douglas. Knie nicht vor mir: du bist noch immer mein Vater. Deine erwünschte Gegenwart macht meine Freude vollkommen. Sey mir willkommen, du sollst mein Glück mit mir theilen, und immer geehrt mit deinem Douglas leben.

Norval. Und du nennest mich noch immer deinen Vater? O mein Sohn! Ich glaubte, daß ich sterben müsste, um für das Unrecht, das ich dir gethan habe, zu büssen. Durch mein Verbrechen geschahe es, daß die Blüthe deiner Jugend in der Wildnis verborgen blieb.

Douglas. Die Frucht ist nicht schlimmer, ungeachtet die Blüthe in der Wildnis geblüht hat. Unter den Schäfern, in der niedrigen Hütte, habe ich vieles gelernt, das mir unvergeslich seyn wird, wenn ich jene stolze Burg bewohnen werde.

 Ich,

Ich, der ehemals ein Schäfer war, werde allezeit der Freund des niedrigen Mannes seyn: und, wenn meine Vasallen sich beugen, wird Norval den Stolz des Douglas demüthigen.

Norval. Las mich nur leben, um deine Erhöhung zu sehen. Allein meine Furcht ist schrecklich. O verlas diesen Ort, und dieses unfreundschaftliche Schlos.

Douglas. Warum soll ich es verlassen?

Norval. Lord Randolph und Glenalvon stehen dir nach dem Leben.

Douglas. Woher weisst du das?

Norval erzählt ihm hierauf, er sey am Abend in den Wald gegangen, und habe daselbst eine Unterredung zwischen Lord Randolph und Glenalvon gehört, in der sie der Lady Randolph und des jungen Norval oft erwähnt, von einer sonderbaren Entdeckung geredet, und Rache gedrohet hätten. Norval glaubt, diese Entdeckung könne nichts anders als der Ursprung des Douglas seyn, und man wolle ihn aus dem Wege räumen, damit er nicht zu seinen väterlichen Gütern gelangen möchte, die Lord Randolph im Besitz habe, und die Glenalvon von ihm zu erben hoffe. Norval geht ab, und Douglas erzählt seiner Mutter, die bald hernach an den verabredeten Ort kömt, dasjenige, was er vom Norval gehört hat. Sie argwohnt ebenfalls, daß man den Ursprung des Douglas entdeckt habe, und daß man einen Anfall auf sein Leben wagen wolle. Lord Randolph selbst scheint ihr hieran Antheil zu haben,

hen; und sie räth ihren Sohn, in das Lager zu fliehen, und sich dem Lord Douglas, dem Bruder seines Vaters, zu erkennen zu geben — zeige ihm diese Juwelen, sagt sie, welche sein Bruder getragen hat; dein Blick, deine Stimme wird ihn die Wahrheit fühlen lassen, die ich durch die stärksten Beweise bald bestätigen werde. — Douglas willigt endlich in diesen Vorschlag, und ist bereit, abzureisen — noch etwas, sagt seine Mutter zu ihm, habe ich dir zu sagen, ehe wir uns trennen. Du warst lange Zeit verloren; und in der fürchterlichsten Zeit habe ich dich wieder gefunden, mein Sohn. Ich habe grosse Ursache, Krieg und Streit zu fürchten. Zu wohl sehe ich die Gefahr ein, welcher dich deine Gemüthsart aussetzt. Heute habe ich dich gefunden. O meine lang verlorne Hofnung! wenn du dich deinem Muthe ohne Zurückhaltung überlässest, so werde ich morgen meinen Sohn auf ewig verlieren. Ehe du noch das Licht erblicktest hattest, erhielt mir meine Liebe zu dir das Leben, da dein Vater umkam. Solltest du umkommen, so habe ich in der ganzen Welt weder Liebe noch Hofnung mehr! Erinnere dich hieran mein Sohn.

Douglas. Was soll ich sagen? wie soll ich dich trösten? Gott ordne es mit meinem Leben so, wie es für dich am besten ist. Um deinetwillen will ich mich anders verhalten, als ich beschlossen hatte. — Allein — die Feinde meines Vaterlands müssen Zeugen von meinem Ursprung seyn — Wenn ich hierbey umkomme: so tadle nicht deinen

 Sohn,

Sohn, der nicht leben darf, wenn er nicht ehrenvoll lebt.

Lady Rand. Ich sage nicht, was meine Brust fühlt. Nur zu sehr liebe ich den Muth, für den ich dich warne. Lebewohl! mein Sohn: mein Rath ist vergebens. (Sie umarmt ihn.) Es geschehe alles, wie es der Himmel beschlossen hat.

Indem sie von einander gehn, kommen Lord Randolph und Glenalvon herzu.

Lord Rand. Nicht in ihrer Gegenwart. Itzt —

Glenalvon. Ich bin bereit.

Lord Rand. Ich befehle dir, still zu stehen. Ich gehe allein. Es darf nicht gesagt werden, daß ich gegen einen Sterblichen, mit ungleichen Kräften, gestritten habe. Die edelste Rache ist die vollkommenste.

Lord Randolph geht ab. Glenalvon folgt ihm, horcht, und spricht: Engel des Todes, komt herab auf mein Schwerd, und leite es zu einem doppelten Streich. Der Liebhaber und der Gemahl müssen beyde sterben.

Lord Randolph hinter der Scene. Vertheidige dich, Bösewicht, vertheidige dich.

Douglas. Fordre mich nicht auf, Lord Randolph, wenn du dich selbst liebst.

Man hört ein Getöse zusammenstossender Schwerder. Glenalvon sagt: itzt ist es Zeit; — und eilt hinaus. Lady Randolph komt auf der andern Seite herein, erblaßt, und athemlos. Sie sagt: Lord Randolph, höre mich; alles soll dein seyn. Aber schone — schone meines Sohnes.

Dou-

Douglas tritt auf, mit einem Schwerd in der Hand: — das ist die Stimme meiner Mutter! noch kan ich dich beschützen.

Lady Rand. Er lebt; er lebt; dafür, dafür, empfange meinen ewigen Dank, o Himmel! Aber ich glaubte dich fallen zu sehen.

Douglas. Es war Glenalvon. Eben da ich mich von Randolphs Schwerd Meister gemacht hatte, kam der Bösewicht hinter mich; aber ich erlegte ihn.

Lady Rand. Hinter dich! Ach! du bist verwundet. O mein Sohn, wie blas siehest du aus, und itzt soll ich dich verlieren?

Douglas. Mache dir keinen Kummer. Ich fühle eine kleine Schwachheit. Ich hoffe, sie wird vorübergehn. (Er lehnt sich auf sein Schwerd.)

Lady Rand. Es ist keine Hofnung! wir müssen scheiden! Die Hand des Todes ist über dir! O mein geliebtester Sohn! O Douglas, Douglas! (Douglas wird immer schwächer.)

Douglas. Wir trennen uns zu bald: nicht lange bin ich Douglas gewesen. O Schicksal! du warst zu hart gegen mich. Unbekant, versteckt, mir selbst fremd, habe ich in Armuth und Dunkelheit gelebt.

Lady Rand. Hat dich der Himmel für einen solchen Tod aufbehalten?

Douglas. O stürbe ich, wie meine tapfern Väter starben — gleich ihnen würde ich auf den Tod gelächelt, und ihn bewillkomt haben. Aber durch die Hand eines Niederträchtigen umzukommen! Von der Laufbahn der Natur und Ehre hinweggerissen

zu

zu werden, auf der niemals ein Sterblicher so gern gelaufen wäre!

Lady Rand. O Gerechtigkeit! sind dieses die Früchte der Tapferkeit?

Douglas, welcher fällt. Ich sterbe unbekant; kein Mund wird von mir reden. — Nur einige edlere Geister, die zu urtheilen fähig sind, werden einsehen, wie ich mich verhalten haben würde, und sie werden erkennen, daß zu meinem Ruhme mir nur das Leben fehlt. — Aber wer wird dich trösten?

Lady Rand. Verzweiflung! Verzweiflung!

Douglas. O hätte es dem Himmel gefallen, mich eine kurze Zeit leben zu lassen — meine Augen, die auf dich gerichtet sind, werden dunkel! meine Mutter! (Er stirbt.)

Lord Randolph komt mit Anna herein, welche ihm den Ursprung des Douglas, und Glenalvons Verrätherey entdeckt hat. — Die Mutter und ihr Sohn! — ruft er aus. — Wie verflucht bin ich! War ich die Ursache? Nein, ich war sie nicht! Jener unwürdige Bösewicht verführte meine Seele zur Eifersucht. —

Lady Randolph ist über den Tod ihres Sohns in Ohnmacht gefallen. Da sie wieder zu sich selbst komt, ruft sie aus: Wo bin ich? bin ich immer noch in dieser unseligen Welt? —

Lord Rand. O Unglück! Mitten in der Wut deines Schmerzes mus ich mich auf meine Unschuld berufen.

Lady Rand. Auf deine Unschuld?

Lord

Lord Rand. Mein Verbrechen ist Unschuld gegen das, was du von mir denkst.

Lady Rand. Ich denke nichts von dir; was habe ich mit dir, oder mit sonst etwas, zu schaffen. Mein Sohn! mein Sohn! mein blühender, mein edelmüthiger Sohn! wie stolz war ich auf dich und deine Tapferkeit! Mein zärtliches Herz überflos diesen Tag von Entzückung, wenn ich mir vorstellte, daß ich, unter dir ähnlichen Abkömlingen, alt werden, und an ihnen noch ein Bild von der Kindheit ihres Vaters sehen würde. —— Nun ist meine ganze Hofnung dahin. Eine kurze Zeit war ich eine Gattin! Noch nicht so lange eine Mutter! Was bin ich nun? —— Ich weis es —— aber ich werde es nur so lange seyn, als es mir gefällt. Denn ein solcher Sohn und ein solcher Gemahl können ein weibliches Herz erheben. (Sie eilt fort.)

Lord Rand. Folge ihr, Anna; ich würde ihr selbst folgen; aber in dieser Wut mus sie meine Gegenwart verabscheuen.

Der alte Norval komt, und klagt sich als einen Mitschuldigen an dem Tode des Douglas an, weil er seinen Ursprung dem Lord Randolph nicht entdeckt hat. Lord Randolph verspricht ihm, auf seine Lebenszeit, einen Ort der Ruhe anzuweisen; er will belohnen, weil er nicht strafen kan, und verflucht Glenalvon. Anna komt zurück, und bringt ihm die schreckliche Nachricht, daß Lady Randolph auf einen Felsen geflohen sey, und sich in den Abgrund herabgestürzt habe. —— Ich will, sagt er zulezt, ich will das

Leiden

Leiden meiner Seele nicht in vergebliche Klagen ausbrechen lassen. Niemals werde ich auf dieser Welt wieder ruhig werden. Diese Wunden hat die Dankbarkeit Randolphs geschlagen. Sie sprechen laut, und mit der Stimme des Schicksals verkündigen sie mir mein Urtheil. Ich bin entschlossen. Ich will gehn, und in der Schlacht kämpfen, wo man mir etwas ärgers, als den Tod, drohen muß, wenn ich wieder umkehren soll. Du, treue Gefährtin deiner Gebieterin, nimm diesen Ring, und empfange mit ihm von mir den uneingeschränktesten Auftrag. Sorge, daß sie mit aller Pracht, die nur angewendet werden kan, begraben werden. Denn Randolph hoft, niemals zurückzukommen.

Inhalt.

Inhalt.

Nachstehende englische Bücher sind in der Wendlerischen Buchhandlung zu haben:

The *Adventurer*, 4 Vol. 8. London 1756

Alston's (Charles) Dissertation on Quick-Lime and Limewater, 8. Edinburgh 1754

Barbetti (Giuseppe) introduction to the Italian Language, 8. London 1755

—— —— —— italian Library, 8. London 1757

Battie (Gulielmi) Exercitationes viginti quatuor de principiis animalibus, Londini 1747. 4

Baylies (Will.) practical reflections on the uses and abuses of bath waters, 8. London 1757

Birch's (Thom.) history of the royal society of London for improving of natural knowledge, Vol. I. II. III. and IV. 4. London 1756. 1757

Bower and *Tillemont* compared, or the first Volume of the history of Popes shewn to be a translation from a *Popish* one, 8. London 1757

A full Confutation of all the facts advanced in Mr. *Bower's* three defences, London 1757. 8

Buchanan's (James) linguae britannicae vera pronunciatio, or a new English Dictionary, 8. London 1757.

Butter's (William) Method of Cure for the stone chiefly by Infections, 8. Edinburgh 1754

Chamberlayne's (John) Magnae Britanniae Notitia, or the present state of Great-Britain, in two parts, 8. London 1755

A Collection of Poems in *four* volumes by several hands, 8. London 1755

Demosthenis Oratio contra Midiam, et *Lycurgi* contra *Leocratem*, graece et latine, cum notis *Joannis Taylor*, 8. Cantabrigiae.

Douglas (John) treatise on the Hydrocele, 8. London 1755

Douglas a Tragedy, 8. London 1757

Ellis (John) Essay towards a natural history of the Corallines, 4. London 1755

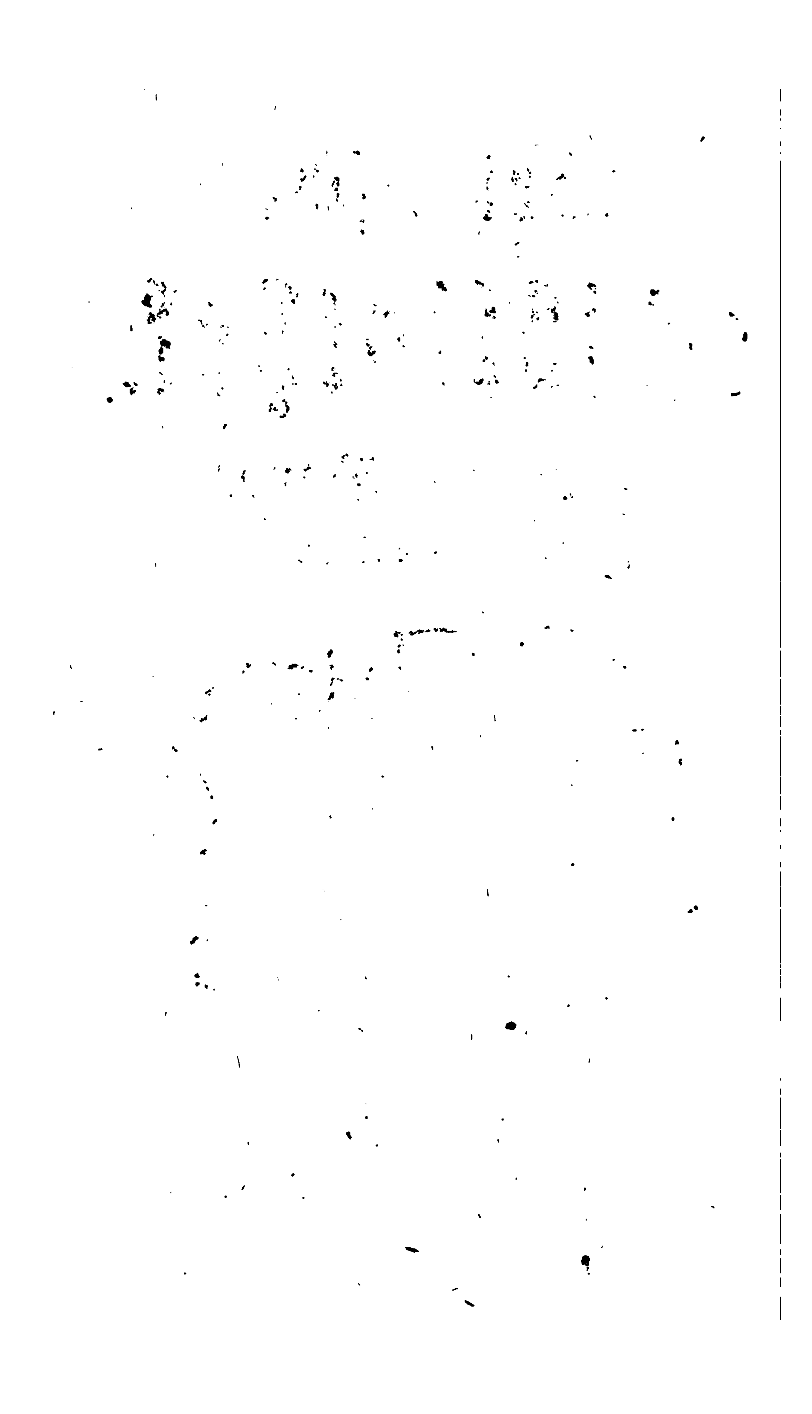
Brittische Bibliothek.

Zweyter Band.

Fünftes Stück.



Leipzig,
bey Johann Wendler.
1757.



I.

A Harmony of the four Gospels in which the natural order of each is preserved with a Paraphrase and Notes, by *James Macknight*, M. A. minister of Maybole, in two Volumes, London 1756. 4.

Die Aufschrift dieser Harmonie der Evangelisten stimmt mit der Einrichtung derselben völlig überein, und ihr Verfasser hat durchgehends gesucht, sein Versprechen zu halten, welches ihm zuweilen nicht wenig Mühe gekostet haben wird. Denn in der That ist die Hypothese, auf welche Herr M. seine Arbeit bauet, eine recht eigentlich sogenannte Hypothese, d. i. ein Satz, den man zwar leicht annehmen, aber nicht eben allezeit so leicht beweisen und anwenden kan. Die meisten Gottesgelehrten, die seit den Zeiten der Reformation eine gleiche Arbeit unternommen haben, haben geglaubt, der Unglaube werde nichts dadurch gewinnen, wenn man behauptete, daß die Evangelisten öfters die Dinge nicht in der Ordnung erzählet, in welcher sie vorgefallen, und daß man deswegen zuweilen Versetzungen annehmen müste, um eine richtige Harmonie zu liefern. Und wie könte man auch den heiligen Geschichtschreibern eine Freyheit vor übel halten, deren sich ein jedweder anderer in gewissen Fällen zu bedienen pfleget, ohne deswegen getadelt zu werden? Es

ist

ist also nicht zu verwundern, wenn ein so unschuldiger Satz vielen Beyfall gefunden, und oft mit einem sehr glücklichen Erfolg von den Verfassern der verschiedenen Harmonien der evangelischen Geschichte angewendet worden. So wenig Herr M. dieses leugnet, so wenig gefällt ihm doch diese Methode. Man würde, sagt er in der Vorrede, niemals genöthiget gewesen seyn, seine Zuflucht zu derselben zu nehmen, wenn man sich nicht fälschlich eingebildet hätte, daß eine Geschichte, die von mehr als einem Evangelisten unter fast ähnlichen Umständen erzählet wird, auch eben dieselbe sey, und sich nicht mehr als einmal zugetragen habe. Zwo Begebenheiten können einander sehr ähnlich und doch zu einer verschiedenen Zeit vorgefallen seyn. Was hindert uns also, fährt Herr M. fort, zu glauben, daß die Evangelisten oft zwey ganz verschiedene Dinge erzählen, wenn es gleich dem ersten Ansehen nach scheinen sollte, als ob sie von einerley Sache redeten. So bald ich nun aber dieses wahrscheinlich machen kan, so bald bin ich von der Nothwendigkeit befreyet, Versetzungen über Versetzungen in der evangelischen Geschichte zu erdichten, und ich werde gewahr, daß die genaueste Ordnung der Zeit in derselben beobachtet worden. Es ist also die gegenwärtige Harmonie auf die Meynung gegründet, daß die vier Evangelisten alle Thaten und Reden Jesu also aufgezeichnet, wie sie wirklich auf einander gefolget. Drey Stellen ausgenommen, in welchen, wie Herr M. glaubt, die heil. Schreiber ein paar Begebenheiten ausser

ihrer

ihrer gehörigen Ordnung erzählet haben. Wir werden bald Gelegenheit haben sie anzuzeigen. Zuerst wollen wir die Einleitung zu dieser Harmonie vor uns nehmen. Es werden in derselben einige Hauptanmerkungen voraus gesetzt, in welchen der Verfasser seine Methode erläutert und rechtfertiget, wobey noch gewisse chronologische Streitfragen erörtert werden.

Die erste Anmerkung betrifft die Art des Vortrags und die verschiedenen Ausdrücke, deren sich die Evangelisten in ihren Erzählungen bedienen. Wenn zween oder mehr Evangelisten den Heyland auf einerley Weise redend einführen, so ist dieses nach der Meynung des Herrn M. ein sicheres Merkmal, daß sie die Worte selbst beybehalten haben, deren sich seine Weisheit bey gewissen Gelegenheiten bedient. Unterdessen war es die Absicht dieser heil. Männer nicht, allezeit die von Jesu erwählten Ausdrücke beyzubehalten und im geringsten nicht davon abzuweichen. Oft war es ihnen gnug, den Inhalt und Verstand derselben anzuzeigen, welches man nicht selten zu thun pflegt, wenn man die Reden anderer bekant machen will. Ein Grundsatz, welchen die Ausleger mit Recht anwenden, was die Frage von der Anführung des A. T. im Neuen betrifft (*), und den man ebenfalls nicht aus den Au-

(*) Die Regel ist ganz richtig, aber sie gilt auch nur alsdenn, wenn die im N. T. angeführte Stelle wirklich, obgleich mit einer kleinen Veränderung eines oder mehrerer Worte, in dem A. T. gefunden wird.

gen setzen sollte, wenn die Rede von den Erzählungen der Evangelisten und ihren Abweichungen von einander ist. Hätte ein einziger von ihnen eine Historie zweymal erzählet, so würde der Unterscheid unter diesen beyden Erzählungen kein anderer seyn, als derjenige, den wir gewahr werden, wenn zween oder mehr Evangelisten eben dieselbe Geschichte beschreiben. Herr M. erläutert dieses mit der gedoppelten Nachricht von der Himmelfahrt des Heylandes, die uns Lucas bey dem Beschlus seines Evangelii und in dem Anfang der Apostelgeschichte gegeben hat, und aus allem diesen ziehet er die richtige Folge, daß die verschiedene Art und Weise, deren sich die Evangelisten in ihren Erzählungen bedienen, nicht zum Beweis wider die göttliche Eingebung der evangelischen Geschichte könne angewendet werden.

Die

wird. Woferne dieses letztere nicht ist, so würde derjenige die Schriftsteller des N. T. von dem Verdacht eines Gedächtnisfehlers nicht genugsam befreyen, der behaupten wollte, die Sache stehe doch dem Verstand nach in den Büchern des A. T. So macht es Herr M. mit der Stelle Matth. 11, 23. wo die Worte: Er wird Nazaräus heissen, als eine Weissagung aus dem A. T. angeführet werden. "Man findet zwar, sagt dieser Gelehrte, die Worte selbst in keinem Propheten, aber die dadurch bezeichnete Sache ist doch in denselben gegründet." Unsers Wissens steht die Stelle selbst im Buch der Richter Kap. 13, 5. Et *erit*, heisst es daselbst von dem Simson, Nazaraeus Dei. Vor erit setzt Matthäus, nach einer sehr gewöhnlichen Art zu reden, *vocabitur*, welche Veränderung dem Verstand im geringsten nicht schadet.

Die andre Anmerkung enthält einige Betrachtungen über die Begebenheiten selbst, welche uns die evangelische Geschichte vorhält. Es ist ausgemacht, daß die Absicht der Evangelisten nicht gewesen ist, ein vollständiges Verzeichnis aller Reden und Handlungen Jesu der Nachwelt zu überliefern. Allein es ist auch nicht weniger gewis, daß eben dieselben nicht alle Nebenumstände der Begebenheiten, die sie beschrieben, haben aufzeichnen wollen. Den einen Umstand beschreibt Matthäus, den andern Marcus, noch einen andern Lucas und Johannes. Wer aus diesem Stillschweigen den Schlus machen wolte, daß sie eben deswegen eine gewisse Begebenheit oder Umstand nicht für wahr gehalten, ja wohl gar nichts davon gewusst, der würde zu übereilt schliessen. Herr M. führt dieses weiter aus, und er gedenket besonders einer gedoppelten Art des Stillschweigens, wovon man in der evangelischen Historie weitere Exempel antrifft. Bald findet man, daß ein Evangelist sich auf einen besondern Umstand beziehet, den er aber nicht ausdrücklich anzeiget, so wie ihn auch die übrigen verschweigen. Von weltlichen Geschichtschreibern pflegt dieses ebenfals nicht selten zu geschehen. So wenig man sich bey diesen über Dunkelheit und Undeutlichkeit beklaget, und so leicht es uns ist, ihre Erzählungen in dergleichen Fällen zu ergänzen, eben so wenig schadet ein solches Stillschweigen der Evangelisten der Deutlichkeit der Geschichte, und ein aufmerksamer Leser wird ohne Mühe einsehen, was ihm hinzuzusetzen übrig gelassen worden. Ein an-

dermal bezieht sich der eine Evangelist auf eine Begebenheit, die er zwar selbst nicht ausdrücklich beschreibt, die aber doch von einem der übrigen mitgenommen wird. Man mus also die Erzählungen beyder mit einander vergleichen, und so werden alle Dunkelheiten verschwinden. Bishieher hat die Anmerkung des Verfassers ihre Richtigkeit, und man wird ihm schwerlich seinen Beyfall versagen können. Allein die Folgen, die er daraus zur Befestigung seiner Hypothese herleitet, scheinen uns noch sehr ungewis und zweifelhaft, wenn wir aufs gelindeste davon reden wollen. Sie sind diese. Da die Evangelisten manchen Umstand des Lebens Jesu mit Stillschweigen übergangen haben, so kan man daraus den Schlus machen, daß sie auch nicht alle die Feste, welche er gefeyert, angezeiget. Es kan daher seyn, daß sie einige von den Osterfesten, bey denen der Heyland wirklich während seines Lehramtes gegenwärtig gewesen, in ihren Erzählungen ausgelassen. Ist dieses, so mus man gestehen, daß unser Erlöser sein Lehramt länger als drey und ein halb Jahr geführet, auch länger als Calvisius, Scaliger und Newton sich einbildeten, die zu dieser Zahl noch ein Jahr, und zu den vier Osterfesten, von welchen die Evangelisten reden, noch eines hinzuthaten. So schliesst Herr M. und er schliesst wirklich noch über die iztbenannten ein neues Osterfest heraus, welches der Heyland seiner Meynung nach gefeyert hat, da er nach der Zahlung des ordentlichen Tributs zu Capernaum unmittelbar darauf nach Judäa reisete. Wäre diese Anzahl von sechs

Oster-

Osterfesten richtig, wie der Verfasser uns überreden will, so würde freylich auch das gelten müssen, was er daraus folgert, daß die Zeit, in welcher der Heyland öffentlich gelehret, eine Zeit von mehr als fünf Jahren, ausmache. Unterdessen sieht man leicht, daß der ganze Beweis dieser Sache auf ein blosses **Vielleicht** gegründet ist. Die Folge ist noch lange nicht richtig: weil die Evangelisten nicht alle Lebensumstände Jesu aufgezeichnet haben, so haben sie auch nicht aller Feste, die er gefeyert, Erwähnung gethan. Wir können mit weit mehrerer Gewisheit schliessen. Weil die Evangelisten keine Gelegenheit vorbey lassen, die Aufmerksamkeit des Heylandes auf das Gesetz und alle Vorschriften desselben zu zeigen, so würden sie nicht unterlassen haben, die Feyer der jährlichen Feste, bey denen er zugegen gewesen, anzuzeigen, und ihre Anzahl zu bestimmen, wenn er wirklich mehr Feste gefeyert hätte, als diejenigen, deren sie Erwähnung thun. Wir wollen nicht behaupten, daß dieser Schlus seine völlige Richtigkeit habe: man könte vieles dargegen einwenden. Allein noch lange nicht so viel als gegen die Hypothese des Herrn M. nach welcher es einem ieden mittelmässigen Kopfe nicht viel Mühe kosten würde, die Zahl der Osterfeste um ein grosses Theil zu vermehren, und noch einmal soviel Amtsjahre des Erlösers herauszubringen.

Wir kommen nunmehro zu der dritten Anmerkung, in welcher die Art bestimt wird, nach welcher die Evangelisten verschiedene Erzählungen mit einander verbinden. Herr M. erinnert mit gutem

Grunde, daß man sich nicht einbilden müsse, als ob die Dinge alle unmittelbar auf einander gefolget wären, welche die Evangelisten mit einander verknüpfen. Das Gegentheil erhellet mehr als zu deutlich aus der Vergleichung aller Evangelisten mit einander. Wenn sie also von einer Geschichte unmittelbar zu einer andern übergehen, so geschieht es der Kürze halber, und diese Vereinigung will höchstens nichts mehr sagen, als soviel, daß dieses oder jenes nach einer vorhergehenden Geschichte sich zugetragen habe, und daß es dem Geiste Gottes gefallen habe, dasselbe sogleich zu erzählen, mit Ausschliessung dessen, was zwischen beyden Geschichten vorgefallen war.

Die nächstfolgende Anmerkung, welche in der Ordnung die vierte ist, dient insbesondere zur Rechtfertigung und Erläuterung der Methode, welcher der Verfasser dieser Harmonie folget. Es läßt sich schwerlich behaupten, daß die Evangelisten, in ihren Nachrichten, die Ordnung der Zeit genau beybehalten haben, wenn man nicht zugleich annimt, daß zween Evangelisten, die eben dieselbe Begebenheit zu erzählen scheinen, oft von zwo verschiedenen reden. Herr M. muste also eben diesen Satz zum Grunde legen, und er bemüht sich, denselben an diesem Orte zu beweisen. Wir geben dem gelehrten Verfasser völligen Beyfall, wenn er sagt, es sey wahrscheinlich, daß der Heyland, der etliche Jahre nacheinander alle Stunden des Tages, so oft sich eine Gelegenheit zeigte, zu dem Volke redete, und zwar zu einem Volke, das einerley Vorurtheile, einerley

herr-

herrschende Neigungen, und eben denselben Character hatte, auch einerley Lehre oft vorgetragen, und besonders wichtige Gleichnisse, Befehle und Weissagungen oft wiederholt habe. Die Exempel, die in dieser Absicht angeführt werden, bestätigen dieses. Doch lässt sich hieraus noch nicht so gleich schliessen, daß zween Evangelisten allezeit zwo zu verschiedenen Zeiten gehaltene Reden Jesu Christi beschreiben, wenn auch gleich der Inhalt derselben, und die gebrauchten Worte und Redensarten einerley sind. Die Natur einer solchen Erzählung streitet mehr für das Gegentheil. Eine Rede, die mehr als ein Evangelist erzählet, deren Inhalt und Einkleidung einerley ist, und bey welcher die Umstände der Zeit, des Orts und der Personen nicht ausdrücklich bestimt werden, werde ich allezeit mit mehrerem Rechte für eine einzige halten, als blos aus dem Grunde, auf den Herr M. seine Meynung bauet, sie für verschieden ausgeben. Der Beweis wird nicht stärker, wenn eben dieser Gelehrte hinzusetzt: die Kürze, deren sich ein ieder Evangelist bedienet, scheine es erfordert zu haben, daß z. E. Marcus aus der grossen Menge der Predigten des Heylandes diejenigen herausgelesen, die sein Vorgänger Matthäus nicht mit anführen können, und daß eben dieses Lucas und Johannes auch gethan. Wir wollen nicht sagen, in wie weit das dem Geiste Gottes Gesetze vorschreiben heisse oder nicht. Wir fragen vielmehr, ob nicht auf diese Weise ein grosser Beweis der Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte wegfallen würde? Wenn

zwo

zwo oder noch mehr Personen eine einzige That und eben dieselbe Rede eines andern, die er bey einer gewissen Gelegenheit geführet, erzählen, wird alsdenn eine solche Erzählung nicht gedoppelt glaubwürdig seyn? Wenn also zween oder noch mehr Evangelisten in Erzählung gewisser Gleichnisse und Weissagungen Jesu übereinstimmen, und alle Umstände anzeigen, daß sie von eben demselben Gleichnis oder Weissagung reden, wird nicht hierdurch die Gewisheit einer jeden von diesen Erzählungen ungemein bestätiget? Es scheinet in der That eine der vornehmsten Absichten, warum mehr als ein Evangelist den Lebenswandel des Erlösers beschreiben müssen, diese gewesen zu seyn, daß unser Glaube auf einer grösseren Menge von Zeugnissen beruhen sollte. Diese Absicht nun konte nicht besser erhalten werden, als wenn alle zugleich gewisse Thaten und Reden Jesu beschrieben. Herr M. hätte also die Verschiedenheit des grössten Theils der Dinge, die in der evangelischen Geschichte erzählet werden, zu behaupten, stärkere Beweise vorbringen sollen. Das, was er von den Wundern und Beantwortungen der Fragen, die das Volk dem Heiland vorlegte, gedenket, ist eben so wenig gewis. Die Evangelisten reden oft von einem Wunder, das der Heiland verrichtet, also, daß man genöthiget ist, zu glauben, es sey zu einer Zeit geschehen. Matthäus sagt, er habe einen Kranken gesund gemacht. Dieser Kranke habe ihn auf diese oder jene Weise angeredet, und der Heiland habe darauf so und so geantwortet,

tet. Lucas sagt eben dieses. Wer sollte hier nicht glauben, es sey bey beyden von einerley Wunder die Rede! Der Verfasser der neuen Harmonie glaubt dieses nicht. Es ist ihm etwas leichtes, anzunehmen, daß mehrere Personen, die mit eben dem Uebel behaftet gewesen, auch auf einerley Art einen so grossen Arzt um Hülfe gebeten, mit einerley Worten ihr Elend vorgetragen, einerley Antwort erhalten, und unter eben denselben Umständen geheilet worden. Lauter Möglichkeiten, denen es aber an Wahrscheinlichkeit zu sehr fehlt, als daß man daraus etwas zum Vortheil der vorgetragenen Meynung schliessen könte. Ueberhaupt scheint uns der Verfasser in dieser ganzen Anmerkung mit einer allzugrossen Freyheit von dem, was seyn könte, auf dasjenige, was wirklich ist, den Schlus zu machen.

Bey der fünften Anmerkung müssen wir ihm mehr Recht wiederfahren lassen. Er zeigt in derselben die Nothwendigkeit einer nicht gemeinen Erkäntnis der Alterthümer zum bessern Verstand der evangelischen Geschichte. Aus dem Mangel derselben müssen natürlicher Weise die grösten Schwierigkeiten entstehen, mit welchen man ausserdem gewis nicht würde zu kämpfen haben. Dieses wird durch die gewöhnliche Art, nach welcher die Juden die Stunden des Tages eintheilten, erläutert. Die Evangelisten folgen, wie bekant, dieser Eintheilung. Ein grosser Theil der Ausleger würde also nicht in die Nothwendigkeit seyn versetzt worden, besonders bey der Geschichte der

Auf-

Auferstehung, über Dunkelheit und Verwirrung zu klagen, wenn er sich dessen erinnert hätte. Die Einschränkung, die Herr M. auch bey dieser Gewohnheit der Juden, der die Evangelisten folgen, will gemacht wissen, ist sehr wohl gegründet. Johannes, sagt er, der sein Evangelium nach dem Untergang der jüdischen Republik zum Besten des ganzen römischen Reichs schrieb, gehet von dieser Gewohnheit ab, und rechnet die Stunden des Tages nach Art der Römer. Daher bekommen viele Stellen in seinem Evangelio ein neues Licht, als Cap. 1, 39. 4, 6. 46. und so kan man am besten den anscheinenden Widerspruch heben, der sich zwischen Marco und Johanne in Ansehung der Stunden, in welchen der Erlöser gekreuziget worden, findet. Zu den Alterthümern, welche man nothwendig wissen mus, wenn man viele dunkle Stellen der Lebensgeschichte des Erlösers verstehen will, rechnet der Verfasser bey dem Beschlus dieser Anmerkung auch die besondre Lage der Städte und Flecken, deren in dieser Geschichte gedacht wird.

Die sechste Anmerkung, die ziemlich weitläuftig gerathen ist, enthält wiederum vieles, wobey sich Herr M. schwerlich den Beyfall seiner Leser versprechen dürfte. Wir rechnen dahin dasjenige, was gleich zum Anfang von der Ordnung, in welcher die Evangelisten auf einander folgen, behauptet wird. Die gemeine Meynung, daß Matthäus und Marcus ihr Evangelium eher, als Lucas das seinige geschrieben, scheint ihm noch nicht genug bewiesen zu seyn, und er sucht das Gegentheil darzuthun.

thun. Aus der Vorrede des Evangelii Lucä nimmt er den ersten Beweis. Er fragt nämlich, wie Lucas das Evangelium Matthäi und Marci mit Stillschweigen hätte übergehen können, wenn man sie schon zu seiner Zeit in Händen gehabt hätte? Allein das Stillschweigen des Lucas macht die Sache noch nicht aus. Denn zu geschweigen, daß Beweise von dieser Art in historischen Dingen wenig gelten, so würde es etwas leichtes seyn, darzuthun, daß der Evangelist dieses nicht nöthig gehabt. Er gedenkt vieler, die vor ihm die Lebensgeschichte Jesu Christi beschrieben hatten. Diese viele mussten den Gemeinen, vor die er sein Evangelium schrieb, bekant seyn. Und eben dieses nöthigte ihn, gleich im Anfang seiner Erzählung ihrer Erwähnung zu thun, damit nicht etwa jemand den Einwurf machen möchte: Was braucht es einer neuen Lebensgeschichte Jesu Christi, da wir schon viele derselben vor uns haben? Da nun aber die Geschichte des Matthäus und Marcus diesen Gemeinen wahrscheinlicher Weise unbekant waren, so hatte auch Lucas nicht Ursache, sich auf sie bey dieser Gelegenheit zu beziehen. Herr M. sucht ferner aus der Natur der Erzählungen dieser drey Evangelisten selbst seine Meynung zu bestätigen. Lucas beschreibt gewisse Hauptumstände des Lebens Jesu Christi, die Matthäus und Marcus entweder ganz und gar nicht, oder doch sehr kurz, aufgezeichnet haben. So redet er weit umständlicher von der Geburt des Meßias, und seines Vorläufers, von dem Aufenthalt des Heilandes

zu Perea, von den Begebenheiten nach seiner Auferstehung. Von der Erwählung der zwölf Apostel, und der Himmelfahrt des Erlösers findet man bey dem Matthäo gar nichts, obgleich Lucas von beyden umständliche Nachricht ertheilt. Hieraus schliesst Herr M., Lucas müsse sein Evangelium zuerst geschrieben haben, weil sonst sich nicht einsehen liesse, warum die andern so wichtige Umstände vorbeygelassen. So bald man aber dieses annehme, so bald lasse sich leicht dieser Mangel rechtfertigen. Ob sich gleich vieles hierauf antworten liesse, so müssen wir doch gestehen, daß dieser Beweis, den der Verfasser in seiner völligen Stärke vorträgt, uns in der That erheblich zu seyn scheine. Nur wünschten wir, daß die historischen Beweise, welche zuletzt vorgebracht werden, und auf welche es bey einer solchen Frage hauptsächlich ankömmt, von mehrerer Wahrscheinlichkeit wären. Die meisten hat schon Mill in seinen Prolegom. zu dem neuen Testament zur Genüge widerlegt, und die gegenseitigen Gründe des Basnage entkräftet, und wir wundern uns, daß Herr M. dieses letztern mit keinem Worte gedenkt, der doch der stärkste Verfechter eben dieser Meynung gewesen, insbesondre, was den Vorzug des Lucas vor dem Matthäus in Ansehung der Zeit betrifft. Der Herr Verfasser fährt in eben dieser Anmerkung fort, den Plan zu zeigen, nach welchem die Evangelisten ihre Erzählungen eingerichtet. Die drey erstern hatten sich vorgesetzt, hauptsächlich von dem Aufenthalt des Heilandes in Galiläa und Perea zu

reden,

reden, und die Art, wie er sein Lehramt daselbst geführt, zu beschreiben. Daher übergehen sie die Thaten, die er in Judäa gethan, und den Unterricht, den er an diesem Orte gegeben, weil diese Dinge ohnedem den Lesern ihrer Erzählungen bekant seyn musten. Mit Johanne ist es etwas anders. Dieser schrieb sein Evangelium in heydnischen Ländern, und zu einer Zeit, da keine lebendige Zeugen der Thaten Jesu Christi mehr gegenwärtig waren, besonders in Judäa. Aus dieser Ursache hielt er es für dienlich, insbesondre den Wandel des Heilandes in dieser Gegend zu beschreiben, weil die übrigen von demselben ganz still geschwiegen. Hieraus lässt sich nun auch deutlich machen, warum Matthäus, nebst dem Marcus und Lucas nur eines einzigen Osterfestes ausdrücklich gedenket, welches der Heiland gefeyert; Johannes aber drey verschiedener. Da es vornehmlich die Absicht des letztern war, das in Judäa geführte Lehramt Christi zu beschreiben, so hatte er auch mehr Gelegenheit, der Feyer dieser Feste Erwähnung zu thun. Bey dieser Gelegenheit untersucht Herr M. kürzlich die Meynung des Hieronymus, der das Evangelium Marci für einen Auszug aus der Beschreibung Matthäi gehalten, und zeigt, daß Hieronymus dieses ohne alle Wahrscheinlichkeit behauptet. In dem letzten Theil dieser Anmerkung beschäftigt sich der Verfasser mit der Untersuchung des verschiedenen Characters der Evangelisten. Von dem Matthäo sowohl, als Johanne, ist kein Zweifel, daß sie Apostel gewesen, und also genug-

 same

same Gaben besessen, die evangelische Geschichte so zu beschreiben, daß man ihrem Zeugnisse völlig Glauben beymessen könne. Marcus und Lucas haben zwar das Apostelamt nicht bekleidet, aber dieses macht ihr Zeugnis noch nicht ungültig. Vielleicht, sagt Herr M., haben sie die Gaben des Geistes zugleich mit den Aposteln am Pfingsttage erlangt, und also haben sie aus Eingebung geschrieben. Gesetzt aber, man wollte dieses auf die blosse Tradition, die man davon bey dem Epiphanius findet, nicht glauben, so ist doch nicht zu läugnen, daß diese beyden Männer beständig in der Gesellschaft der Apostel auf ihren Reisen gewesen, von denen sie also genugsame Nachricht von den Lebensumständen des Erlösers haben erlangen können. Es ist noch die siebente und letzte Hauptanmerkung übrig, worinnen die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte dargethan wird. Der Verfasser trägt die Beweise kurz vor, die das grösste Gewicht zu haben scheinen, und die schon aus besondern Schriften bekant genug sind. Wir wollen uns daher mit der Erzählung derselben nicht lange aufhalten.

Nach diesen gemachten Anmerkungen folgen noch einige chronologische Streitfragen, die bey der Aufklärung der evangelischen Geschichte aus einander gesetzt zu werden verdienen. Es sind ihrer an der Zahl fünfe. Die erste betrift die Schatzung, von welcher Lucas gleich in dem andern Capitel seiner Geschichte redet. Herr M. hält die Meynung derer für die wahrscheinlichste, welche anneh-

annehmen, daß diese Schatzung nur das jüdische Land betroffen habe, und daß in der That die Auflegung eines Tributs, und nicht nur die Aufschreibung der Einwohner des Landes zu verstehen sey. Er setzt dieselbe in das Ende der Regierung Herodis, und übersetzt die Worte des Evangelisten mit dem berühmten Lardner folgendergestalt: **Dieses war die erste Schatzung, welche der Cyrenius, Landpfleger in Syrien hielt.** Bey der andern Frage von dem Tode des Herodis folgt er ebenfalls diesem itztgenannten Gelehrten, welcher dafür hält, daß derselbe in das 750ste Jahr nach Erbauung der Stadt zu setzen sey, und zwar kurz vor dem Osterfeste der Juden, welches dazumal den 11 April fiel. Es folgt hierauf drittens die Erörterung der Frage von dem 15ten Jahr der Regierung des Tiberius, und dem Alter des Heilandes bey seiner Taufe. Nach der Ausrechnung, die Herr M. von den Regierungsjahren dieses Fürstens macht, würde der Heiland zu der Zeit, als ihn Johannes taufte, 33 Jahr alt gewesen seyn. Wollte man sagen, daß dieses dem klaren Zeugnis Lucä widerspräche, der nur von dreyssig Jahren redet, so antwortet der Verfasser: Lucas habe nach einer sehr gewöhnlichen Art zu reden, eine gerade Zahl für die ungerade gesetzt, und über dieses zeige das beygefügte ὡσεὶ deutlich an, daß der Evangelist nichts weiter habe sagen wollen, als daß er ohngefähr zu der Zeit dieses Alter erreicht gehabt habe. Wir übergehen die beyden letzten Fragen, in welchen ein paar Stellen des Josephus von

der Zeit, zu welcher Pilatus Landpfleger in Judäa gewesen, und von den Jahren, in welchen Herodes den Tempel wieder auferbauet, kürzlich mit der heiligen Geschichte vereiniget werden.

Wir haben bisher den kleinsten Theil dieses Werkes unsern Lesern vorgelegt; und zwar etwas umständlicher als wir würden gethan haben, wenn nicht auf denselben das ganze Gebäude der Harmonie selbst, so zu reden gegründet wäre. Der Hr. M. setzt, wie wir gezeiget haben, darinnen alles voraus, was zu der Befestigung seiner Methode das meiste beyzutragen schien. Die Harmonie die nunmehr folgt, ist in vierzehn Tabellen auf eben so vielen Bogen enthalten, welcher eine weitläuftige Paraphrase und Commentarius beygefügt sind. Die Einrichtung unserer Nachrichten und die Beschaffenheit eines solchen Werkes verstatten uns nicht einen ordentlichen Auszug davon zu machen. Wir wollen aber doch soviel daraus mittheilen als nöthig seyn wird, sich einen Begrif von der Art zu machen, nach welcher die Erzählungen derer Evangelisten miteinander vereiniget werden. Der erste Theil der Harmonie nebst der Paraphase und denen Anmerkungen, gehet bis auf die Zeit, zu welcher der Heyland das erste Osterfest, während seines öffentlichen Lehramtes mit feyerte. Die Nachrichten, die uns die evangelische Geschichte von dieser Zeit ertheilet, folgen in neunzehn Abschnitten also auf einander. Die göttliche Natur Christi wird von dem Johannes bewiesen (Joh. 1, 1-19): Der Engel Gabriel verkündiget die Em-

pfängnis und Geburt Johannis des Täufers: Eben dieser Engel erscheinet der Maria: Johannes wird beschnitten und sein Vater Zacharias erlangt den Gebrauch seiner Zunge wieder (Luc. 1.): Ein Engel erscheinet dem Joseph und befiehlt ihm sein Weib zu sich zu nehmen (Matth. 1, 28.): Das Gebot des Kaisers wegen der Schatzung ergeht an das Jüdische Land. Der Heiland wird gebohren. Die Engel erscheinen den Hirten zu Bethlehem. Der Heiland wird beschnitten und einen Monat darauf in den Tempel gebracht (Luc. 2). Die Weisen aus dem Morgenlande kommen zu Jerusalem an: Die Bethlehemitischen Kinder werden getödet: Herodes stirbt und Joseph komt wiederum von Egypten zurück (Matth. 2.). Das Privatleben des Erlösers und seine Kindheit werden beschrieben (Luc. 2, 10 bis zu Ende). Johannes wird berufen, er lehret und wird von dem Volk verschieden aufgenommen (Luc. 3, 1). Jesus wird getauft und der Geist Gottes komt auf ihn (Matth. 3, 13). Er tritt sein Lehramt an (Luc. 3, 23). Der Teufel versucht ihn in der Wüsten (Matth. 4, 1.). Die Jüden schicken Abgeordnete zu dem Johannes nach Bethabara und der Heiland komt mit seinen Jüngern von Bethabara nach Galiläa, wo er bey der Hochzeit zu Cana gegenwärtig ist (Joh. 1, 19 xc. 2, 2).

Der andere Theil begreift die Geschichte des Lebens Jesu von dem ersten Osterfeste an, dessen Johannes (2, 13) Erwähnung thut. Der Herr M. hält mit dem berühmten Newton und andern

 dafür,

dafür, daß man gleich in die Zeit, da der Heiland die Käufer aus dem Tempel trieb, das erste Osterfest setzen mus, welches der Heiland in seinem Amte gefeyert, und er widerlegt in einer besondern Anmerkung den Lamy, der anderer Meynung war. Dieser Theil der Geschichte nun geht bis zum fünf und vierzigsten Abschnitte in dieser Ordnung fort. Die Käufer und Verkäufer werden aus dem Tempel getrieben. Nicodemus komt zu Jesu und wird von ihm unterrichtet. Jesus geht in das jüdische Land und taufet daselbst; er unterredet sich mit einem Samaritischen Weibe; geht nach Cana und heilet den kranken Sohn eines Vornehmen zu Capernaum (Joh. 2, 13=15). Er komt gen Nazareth, wird aber aus dieser Stadt getrieben (Luc. 4, 16); daher wendet er sich nach Capernaum, wohnt daselbst eine Zeitlang und stellt mit seinen Jüngern eine Reise durch Galiläa an (Matth. 4, 13). Bey dem Beschlus dieser Reise predigt er auf dem Berge (Matth. 5. 6. 7). Nach gehaltener Predigt befreyet er auf dem Wege nach Capernaum einen Elenden vom Aussatze, und bey seinem Eintritt in diese Stadt macht er den Sohn eines Hauptmanns gesund (Matth. 8, 1=18). Bald darauf treibt er in der Schule dieses Orts den Teufel von einem Besessenen aus; heilet die Schwiegermutter Petri und reiset durch Galiläa (Marc. 1, 21). Petrus mit seinen Gehülfen thut einen wundervollen Fischzug und ein anderer wird geheilet (Luc. 5). Der Heiland fähret mit seinen Jüngern über das Meer, es

entsteht

entsteht ein Sturm der durch ein Wunder plötzlich vertrieben wird. Zwey Besessene zu Gadara werden gesund gemacht (Matth. 8, 18 bis zu Ende). Desgleichen ein Gichtbrüchtiger zu Capernaum Matth. 9, 1). Es ergeht hierauf der Beruf an den Matthäus, Jesu nachzufolgen. Um eben diese Zeit vertheidigte der Heiland seine Jünger gegen die Phärisäer, welche sie wegen nicht gehaltener Fasten anklagten (Marc. 2, 13). Ein Weib, welches den Blutgang hat, wird geheilet und die Tochter des Jairus von dem Tode erwecket. Zween Blinde erlangen ihr Gesicht und ein Teufel wird von einem Besessenen ausgetrieben. Die Pharisäer schreiben die Wunder des Heilandes dem Beelzebub zu. Der Heyland tritt vom neuen eine Reise durch Galiläa an, und nimt zwölfe von seinen Jüngern zu sich, die ihm beständig nachfolgen solten (Matth. 9, 18 = 10). Er predigt auf dem Felde und heilet den Knecht eines Hauptmanns zu Capernaum (Luc. 6, 7, 1 = 11). Die Apostel erhalten die Vorschrift ihrer Amtsführung (Marc. 3, 19). Jesus komt nach Nain und erwecket den Sohn einer Witwe (Luc. 7, 11). Johannes der Täufer schickt Abgesandte an den Heiland. Sie finden ihn zu Capernaum, wo er die göttliche Sendung dieses seines Vorgängers öffentlich bestätiget (Matth. 11, 2). Bald darauf isset er mit Simon dem Pharisäer und wird das erste mal von einem Weibe mit wohlriechenden Specereyen gesalbet (Luc. 7, 36). Einige fromme Weiber folgen ihm nach (Luc. 8, 1). So weit geht der andere

Theil dieser Harmonie, der also die Geschichte eines Jahrs in sich begreift. Den dritten fängt Hr. M. mit dem andern Osterfest an, von welchem Johannes (4, 1.) redet. Die Dinge, welche in diesem andern Jahr des öffentlichen Lehramtes Christi vorgefallen, und die verschiedenen Erzählungen der Evangelisten davon, werden bis zum drey und sechszigsten Abschnitt also unter einander geordnet.

Ein Kranker an dem Teich Bethesda erlangt seine Gesundheit (Joh. 4, 1). Die Jünger rauffen Kornähren aus am Sabbath (Matth. 12, 1). Ein Mann, dessen Hand verdorret war, wird in der Schule nahe bey Jerusalem geheilet (Luc. 6, 6 dieses ist eine von den dreyen Versetzungen, die wir gleich zu Anfange erwähnet haben.) Die Wunder des Heilandes werden zum andern mal dem Beelzebub zugeschrieben (Matth. 12, 22). Er erzählt ein Gleichnis von dem Saamen und erkläret dasselbe; er fährt fort in Gleichnissen zu reden von dem Unkraut auf dem Felde (Matth. 13, 1=31). Von der Saat, welche unvermerkt aufgieng (Marc. 4, 26). Von dem Senfkorn (Matth. 13, 31). Die Mutter des Heilandes kommt das andre mal zu ihm (Luc. 8, 19). Das Gleichnis von dem Unkraut wird erkläret. Ein neues von einem Schatz und kostbaren Perlen gegeben, und noch ein anderes von einem Netze und Schriftgelehrten, worauf der Heiland nach Nazareth geht (Matth. 13, 36). Hier werden die zwölf Apostel ausgesendet (Marc. 6, 7). Diese kommen

wieder

wieder zurück nach dem Tode Johannis des Täufers (Matth. 14, 1.). Das Volk wird durch ein Wunder in der Wüste von Bethsaida gesättiget Matth. 14, 13). Man will den Heiland deswegen zum Könige machen (v. 22). Allein er entzieht dem Volk, kommt nach Capernaum und nimt von diesem Wunder Gelegenheit, die Anwesenden von dem Brod des Lebens zu unterrichten (Joh. 6, 22). Weil Johannes bey der Erzählung dieses Wunders sagt, Jesus habe es verrichtet, da das Osterfest der Jüden nahe gewesen sey, so setzt Hr. M. in diese Zeit das dritte Osterfest, dem der Heiland in seinem Lehramte zu Jerusalem beygewohnet. Es geht also hier ein neues Jahr der Geschichte des öffentlichen Wandels Jesu Christi und der vierte Theil dieser Harmonie an, der sich bey dem 74 Abschnitt endiget. Die Geschichte, welche die Evangelisten von diesem Jahr, der Ordnung nach, wie unser Engländer glaubt, aufgezeichnet, ist diese:

Die Pharisäer tadeln die Jünger des Heilandes, weil sie mit ungewaschenen Händen assen. Allein ihr Aberglaube wird von dem Heiland verworfen Matth. 15, 1). Das Cananäische Weib wird gesund gemacht (v. 21). Ein Stummer erhält in den zehn Städten den Gebrauch seiner Zunge (Marc. 7, 31). Eine Menge Volks wird zum andern mal auf eine wunderbare Art gesättiget (Matth. 15, 29). Die Pharisäer verlangen ein Zeichen vom Himmel. Der Heiland warnet seine Jünger vor dem Sauerteig der Pharisäer und

Sadducäer (Matth. 16, 1). Bey Bethsaida macht er einen Blinden sehend (Marc. 8, 22). Er geht in die Gegend von Cäsarea Philippi (Matth. 16, 13) und verkündiget daselbst unter andern seine Zukunft zu dem allgemeinen Gerichte (Marc. 8, 34). An eben diesem Orte wird er verkläret (Matth. 17, 1). Nicht lange darauf befreyet er einen Jüngling von einer epileptischen Seuche (Luc. 9, 37). Zu Capernaum giebt er den Zinsgroschen. Die Jünger streiten sich um die Oberstelle in dem weltlichen Reiche des Messias und erhalten deswegen einen Verweis ihres Stolzes. Die Vergebung des angethanen Unrechts wird eingeschärft und ein Gleichnis von den Schuldknechten vorgetragen (Matth. 17, 24. 18, ganz). Um diese Zeit verlässt der Heiland Galiläa und geht in das Jüdische Land (Matth. 19, 1), und zwar, wie Hr. M. in ein paar weitläuftigen Anmerkungen wahrscheinlich zu machen sich bemüht, um das vierte Osterfest zu feyern. Wir wollen seinen Beweis kurz zusammenfassen und alsdenn in dem Auszug der Harmonie fortfahren.

In dem Monat Adar, sagt der Verfasser, musste der Heiland den Tribut zahlen. Dieses geschah also ohngefähr vier Wochen vor dem Osterfest; denn dieser Monat war der letzte des Jüdischen Kirchenjahres, das Osterfest der Juden aber fiel den funfzehnten Tag des ersten Monats. Wenn man dieses annimt, so scheinet es dem Verfasser sehr natürlich, zu behaupten, daß der Heiland,

der

er nach der Erzählung des Matthäus und Mar-
us, unmittelbar nach der Erlegung des gewöhn-
chen Tributs nach Judäa reisete, dieses gethan
abe, um das Osterfest daselbst zu feyern. Die-
s Osterfest aber, war, nach der Meynung des
r. M. nicht dasjenige, welches kurz vor dem Lei-
en des Erlösers vorhergieng. Wie hätte er auf
iese Weise das Fest der Hütten und der Einwei-
ung begehen können, welche er wirklich nach der
rzählung des Johannes noch nach dem gefeyert
at? Man könnte zwar einwenden, daß, wenn
ieses seine Richtigkeit hätte, Matthäus und Mar-
us fast ein ganzes Jahr des öffentlichen Lebens
Jesu Christi würden vorbeygelassen haben, indem
ie nur etliche Begebenheiten erzählen, die kurz
or seinem Leiden vorgefallen. Diesen Einwurf zu be-
ntworten, nimt der Hr. M. seine Zuflucht zu der
Hypothese, daß Lucas sein Evangelium vor diesen
eyden Evangelisten verfertiget, und daß sie daher
icht nöthig gehabt, dererjenigen Dinge zu geden-
en, die von diesem bereits waren berührt worden.
Allein woher kommt es, daß keiner von denen
Evangelisten, von demjenigen, was Jesus nach
iesem Osterfeste unmittelbar verrichtet, einige
Nachricht giebt? Eine Frage, zu deren Beant-
wortung, der Verfasser annimt, daß der Heiland
gleich nach der Feyer dieses Osterfestes Jerusalem
und ganz Judäa verlassen habe, und daß eben da-
her Johannes seine Erzählung von den Begeben-
heiten dieses Jahres erstlich bey dem Feste der
Hütten anfängt, und Lucas gleichfalls nur dasje-
nige

nige erzähle, was zwischen diesem Fest und dem Fest der Einweihung vorgefallen. Von diesen Nachrichten nun nimt der fünfte Theil dieser Harmonie seinen Anfang, und er endiget sich mit dem 125sten Abschnitt. Der Inhalt derselben ist folgender.

Jesus predigt an dem Fest der Laubhütten in dem Tempel. Man stellt ihm nach und suchet ihn zu greifen (Joh. 7, 2). Ein Weib, welches man in dem Ehebruch ergriffen hatte, wird vor ihm gebracht (Joh. 8, 2). Ein Blindgebohrner erlangt sein Gesicht (Joh. 9, 1). Indem der Heiland auf das Fest der Einweihung gehen und unterweges in einen Samaritischen Flecken einkehren will, nimt man ihn nicht auf. Die siebenzig Jünger werden ausgesand. Sie kommen wieder zurück mit der Nachricht von dem glücklichen Erfolg ihrer Arbeit. Der Heiland komt nach Judäa. Ein Schriftgelehrter fragt ihn um den Weg zum Leben, und erhält die Antwort darauf in dem Gleichnisse von dem Samariter. Noch auf eben dieser Reise zu dem Fest der Einweihung, wohnet er eine kurze Zeit bey der Martha und Maria (Luc. 9, 51. 10, ganz). Bey dem Fest der Einweihung trift er einen Menschen an, der blindgebohren war (Joh. 9, 35). Zu Perea lehret er seine Jünger das Vater Unser. Seine Wunder werden zum dritten male dem Teufel zugeschrieben. Er isset zum andern mal mit einem Pharisäer (Luc. 11). Er lehret eine Menge Volks, in verschiedenen Gleichnissen, von einem reichen Gei-

zigen

gen und von einem Knecht, den sein Herr wa-
hend antraf. Er tadelt dasselbe wegen seiner
Nachlässigkeit in Beurtheilung der Zeiten. Pi-
latus vergiesset das Blut der Galiläer. Jesus
leget ein Gleichnis von dem unfruchtbaren Feigen-
baum (Luc. 13). Er hilft einem Weib, welches
krumm und gebückt gehen musste. Er vergleichet
das Reich Gottes mit einem Senfkorn und mit
dem verborgenen Sauerteig und dieses das andre
mal (Luc. 13, 10). Er beschreibet die Anzahl
der Auserwählten (13, 22). Er isset zum dritten
mal mit einem Pharisäer und giebt ein Gleichnis
von einem Hochzeitmahl (14, 1). Er schärfet
die Selbstverläugnung aufs neue ein (v. 25).
Entlehnet ein Gleichnis von einem verlohrnen
Schaaf, von einem verlohrnen Groschen und von
dem verlohrnen Sohne (Luc. 15). Ferner von
einem Haushalter, der die Güter seines Herrn
verschwendet hatte. Die Pharisäer werden da-
bey verdammet. Ein reicher Mann und ein Ar-
mer im Gleichnis vorgestellet (Luc. 16). Die
Vergebung der angethanen Beleidigungen wird
anbefohlen. Die Jünger verlangen im Glauben
gestärket zu werden (Luc. 17, 1). Jesus wird
nach Judäa geholet um den Lazarus gesund zu ma-
chen (Joh. 11, 1). Er befreyet zehn Aussätzige
zu Samaria von ihrem Aussatze (Luc. 17, 11);
wecket den Lazarus von dem Tode auf zu Betha-
nia (Joh. 11, 17); verkündiget den Untergang
der Jüdischen Republik, bedienet sich eines Gleich-
nisses von einem ungerechten Richter und einer un-

schul-

schuldigen Witwe (Luc. 17, 20); und noch eines andern von dem Pharisäer und Zöllner (18, 9). Die Pharisäer befragen ihn um seine Meynung, in Ansehung der Ehescheidungen. Er seegnet die Kinder, geht von Ephraim hinweg, zeiget die Mittel an, das ewige Leben zu erlangen und braucht ein Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge (Matth. 19). Er verkündiget hierauf sein Leiden zum vierten mal und zum andern mal streiten die Jünger um die Oberstelle in dem Reiche des Messias (Matth. 20). Nahe bey Jericho werden zwey blinde Bettler sehend gemacht (Marc. 10, 46). Der Heiland besucht den Zöllner Zachäus (Luc. 19, 1); bringet ein Gleichnis vor von den Knechten eines Edelmannes (v. 11); wird von der Maria zu Bethanien gesalbet (Joh. 11, 55); ziehet öffentlich zu Jerusalem ein (Matth. 21, 1. Er verfluchet den Feigenbaum und reiniget den Tempel (Marc. 11, 12). Etliche Griechen verlangen ihn zu sehen (Joh. 12, 20). Die Priester und Aeltesten des Volks wollen wissen, wer ihm die Macht gegeben habe, die er behauptete. Er antwortet ihnen in einem Gleichnis von zween Söhnen, die der Vater in seinen Weinberg sendete (Matth. 21, 23); ingleichen von einem Weinberg, der unter die Weingärtner vertheilet worden war (v. 33). Wenige Zeit darauf lehret er durch ein neues Gleichnis von dem König der seinem Sohn Hochzeit machte (Matth. 22, 1). Er beweiset die Rechtmässigkeit des dem Kaiser gehörigen Tributs (v. 23); erkläret das grösste

Gebot

gebot im Gesetz (Marc. 12, 28); leget den Juden eine Frage von dem Messias vor (Matth. 22, 41); rufet das andere mal das Wehe über sie aus (Matth. 23, 1). Eine Wittwe leget zwey Scherflein in den Gotteskasten (Marc. 12, 41). Jesus verkündiget die Zerstörung des Tempels (Matth. 24, 1); stellet eine Vergleichung an mit zehn Jungfrauen, beschreibet das letzte Gericht (Matth. 25); wird zum dritten male gesalbet. Judas verspricht denen Hohenpriestern, ihnen seinen Meister zu verrathen (Luc. 21, 37). Petrus und Johannes werden gesandt, um das Osterlamm zu bereiten (Luc. 22, 7). Dieses ist das letzte Osterfest, welches der Heiland während seines Lehramtes gefeyert hat, und das fünfte nach der Hypothese des Hrn. M. (*) Es geht also der sechste Theil der Harmonie an, welcher die Geschichte der Vorbereitung des Heilandes zu seinem Leiden, bis zu seiner Himmelfarth in sich begreift. Das was die Evangelisten hiervon erzählen, ist mit Beybehaltung der Ordnung eines jedweden insbesondere, in diesen Zusammenhang von dem Verfasser gebracht worden.

Jesus wäschet seinen Jüngern bey dem Abendmahl die Füsse (Joh. 23, 1); er bezeuget öffentlich,

(*) Wir haben schon vorher erinnert, daß der Verfasser muthmasse, der Heiland habe bey seinem öffentlichen Wandel sechs Osterfeste gefeyert. Allein vielleicht hat er diese Muthmassung selbst für zu schwach gehalten, weil er es in der Harmonie nur bey fünfen bewenden lässt.

lich, daß ihn Judas verrathen würde (v. 21); er setzet das heilige Abendmahl ein (Matth. 26, 26). Die Jünger streiten sich um die Oberstelle. Petro wird seine Verläugnung vorher verkündiget (Joh. 13, 31). Die Jünger werden wegen des Zukünftigen aufgerichtet. Jesus sagt zum andern mal die Verläugnung Petri vorher (Joh. 14, 1). Er ermahnet seine Jünger, unterrichtet und tröstet sie, und betet vor sie (Joh. 15. 16. 17). Sein Leiden in dem Garten nimt hierauf seinen Anfang (Matth. 26, 36). Er wird ergriffen und heilet dem Malchus das Ohr (Joh. 18, 2). Petrus verläugnet seinen Meister (Matth. 26, 58). Man führet den Heiland vor den hohen Rath (Luc. 22, 66); von diesem vor den Landpfleger Pilatus. Judas erhenkt sich (Matth. 27, 1). Pilatus weigert sich den Heiland zu richten und erkläret ihn für unschuldig (Joh. 18, 28). Er sendet ihn zu den Herodes (Luc. 23, 5). Er will ihn zu dreyen malen losgeben (Matth. 27, 15). Man verspottet ihn (v. 27). Pilatus weigert sich, ihn zu verdammen, bis er endlich Gehör giebt (Joh. 19, 8). Man führet den Heiland fort und kreuziget ihn zwischen zween Dieben (v. 16). Nachdem man eine Ueberschrift auf das Kreuz gesetzet, so wirft man das Loos um seine Kleider (v. 19). Das Volk, die Priester, die Soldaten und die beyden Mörder, spotten seiner (Matth. 27, 39). Die Sonne wird versinstert. Jesus redet von dem Kreuze mit seinen Feinden. Er giebt seinen Geist

auf

uf (v. 45). Man öffnet ihm die Seite. Bald
arauf wird er von dem Kreuze genommen und be-
raben (Joh. 19, 31). Maria Magdalena und
Maria die Mutter Johannis gehen aus, um das
Grab zu besehen. Sie werden durch ein Erdbe-
en erschreckt. Ein Engel des Herrn fährt her-
ieder. Der Heiland steht auf (Matth. 28, 1).
Am Morgen des ersten Tages der Wochen gehen
lle Weiber zum Grabe. Sie gehen hinein, fin-
en aber den Leib nicht. Maria geht zurück, um
s den Jüngern zu verkündigen. Die übrigen
Weiber laufen gleichfalls in die Stadt (Joh. 20,
). Petrus und Johannes besuchen das Grab.
Maria Magdalena folget ihnen, und nachdem sie
das Gesicht eines Engels gesehen, so erscheinet ihr
darauf der Heiland selbst, welches sie denen übri-
gen in der Stadt verkündiget (Joh. 20, 4). Die
übrigen Weiber gehen zum andern mal zu dem
Grabe, da ihnen der Heiland begegnet (Matth.
28, 6). Die Wächter verkündigen die Auferste-
hung Christi denen Priestern (Matth. 28, 11).
Maria Magdalena kommt zurück, nachdem sie
den Heiland gesehen. Petrus geht zum andern
mal an das Grab, und bey dem Hinweggehen sieht
er den Herrn (Joh. 20, 11). Auf dem Wege
nach Emmaus erscheinet Christus zween von sei-
nen Jüngern (Marc. 16, 12). Den Abend des
Tages, an welchem er auferstanden war, denen
Aposteln, in Abwesenheit des Thomas (Joh. 20,
19). Bald darauf zeigt er sich ihnen wieder in
Beysenn des letztern (Marc. 16, 14); ingleichen,

seinen Jüngern an dem Meer bey Tiberias (Joh. 21, 1); worauf er majestätisch gen Himmel fährt (Luk. 24, 44). So sieht der Grundris der Harmonie aus, die wir dem Hrn. M. zu danken haben. Wir glauben unserer Pflicht Genüge geleistet und das Ganze derselben unsern Lesern so vorgeleget zu haben, daß es ihnen wenig Mühe kosten wird, von ihren Theilen desto besser zu urtheilen. Man wird also auch aus diesem Auszuge leicht diejenigen Geschichte heraus suchen können, von welchen der Verfasser, ohnerachtet ihrer vollkommenen Aehnlichkeit, glaubt, daß sie zu verschiedenen Zeiten sich zugetragen. Die Gründe, die er zu seiner Rechtfertigung in den Anmerkungen anführet, sind nicht allezeit zulänglich. Vielleicht lernen wir ihre Stärke noch besser einsehen, wenn wir sie noch länger geprüfet haben. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir sie alle anführen und unsre Meynung dabey entdecken wolten. Eben so wenig leidet es der Raum dieser Blätter, den Werth der Paraphrase und derer Anmerkungen durch Exempel zu zeigen. Es ist genug, wenn wir versichern, daß jene mit Fleis und Beurtheilungskraft ausgearbeitet worden, so wie Hr. M. in diesem viel gutes und nützliches anbringt, und sich nach mehr als einer Art von Lesern zu richten sucht. Ein Lob das gros genug ist, weil es wenige verdienen.

II. De

II.

De Principiis animalibus Exercitationes XXIIII. in Theatro Collegii Medicorum Londinensium habitae. a *Gulielmo Battie* M. D. Collegii eiusdem socio. *Nunquam aliud natura, aliud sapientia dicit.* Londini ap. Io. Whiston et Benj. White 1757. 4. p. 317.

Das ganze Buch enthält, nach dem Sinn des Verfassers, die vornehmsten Stücke der Physiologie und Pathologie, oder die Erklärung des Wesens der thierischen und insbesondere der menschlichen Körper, nach welchem der Mensch entweder gesund lebet, oder gewissen Krankheiten, vermöge seines Baues, unterworfen ist. Sie werden in vier und zwanzig kurzen Abhandlungen von ihm vorgetragen, welche er, nach dem Willen des Stifters, auf dem Theater des Collegii der Aerzte zu London vor der Gesellschaft der Aerzte daselbst, von welcher er selbst ein Mitglied ist, als Reden und Vorlesungen gehalten hat. Ueberhaupt sind sie wider Boerhaaven und Hofmannen gerichtet, von welchen beyden er behauptet, daß sie zwar das Wesen der thierischen Körper fest setzen und daraus die Kennzeichen von der Gesundheit und den Krankheiten des Menschen bestimmen wollen, aber nichts angegeben hätten, was den Nahmen eines wesentlichen Stücks eines thierischen Körpers (principii animalis) verdienete, in-

dem sie eine und ebendieselbe Sache zugleich für die Ursache und Wirkung einer andern, und die Ursache für ein wesentliches Stück der Wirkung angenommen hätten. Doch wir wollen die Abhandlungen selbst einzeln durchgehen und betrachten. In der ersten werden die Nothwendigkeit der Anzeigung der wesentlichen Stücke in der Physiologie und Pathologie, und derselben Nutzen gewiesen, und die Hindernisse, welche ihre Entdeckung schwer machen, bestritten, und dabey gezeigt, daß die Erfindung derselben nicht unmöglich sey. Der Verfasser sagt: wenn man den menschlichen Körper und die verschiedenen Mittel, wodurch man dessen Gesundheit entweder aufrecht erhält, oder entstandene Krankheiten hebt, genau kennt, und wenn man die wesentlichen Stücke, nach welchen beydes geschehen kan, bestimt hat, so ist es alsdenn leicht, die ersten Ursachen von den innerlichen und äusserlichen Krankheiten zu finden, und ihnen alsdenn die chirurgischen, pharmacevtischen, oder diätetischen Mittel entgegen zu setzen. Allein die Bestimmung dieser wesentlichen Stücke ist uns deswegen schwer, weil man hierinnen noch bis itzo keine Vorgänger gehabt hat. Wem ist das Geschwätz von den Temperamenten, den *qualitatibus* und *facultatibus* wohl unbekant, das *principium calidum*, *radicale* und *innatum*; der Chymisten unzählige Arten von Fermentationen, oder das Verhältnis der sauren, alkalischen und muriatischen Salze u. s. w. Auch die Herren Zergliederer und Mechanisten begehen ihre Fehler. Diejeni-

jenigen, die der Erfahrung allein trauen, und die, welche sich zu der Secte der Zweifler wenden, sind keines so grossen Tadels werth, als jene. Und sind diese, daß wir es beyläufig nur anmerken, nicht auch zu allen Zeiten die grössten und nützlichsten Aerzte, und diejenigen hingegen, die alles so gewis wissen, als ein Handwerksmann seine Arbeit, die kleinsten und schädlichsten? Von diesen vorläufigen Sätzen kömt Hr. Battie in der zweyten Abhandlung auf die Naturlehre, als eine unumgänglich nothwendige Einleitung zur Physiologie, und zeigt Anfangs den Unterschied zwischen der Naturlehre und Mathematik. Jene, sagt er, lehret eigentlich alles dasjenige, was an einem Körper zum Vorschein komt, und wir mit unsern Sinnen, indem daß wir ihn vor uns haben, erkennen können. Unter dem Wesen eines thierischen Körpers, mus alles dasjenige verstanden werden, was sich an einem beseelten Körper unsern Sinnen wirklich und deutlich darstellet, einige Wirkungen in einem solchen Körper gewis hervorbringt, und von seinem materiellen Ursprunge keine Ursache vor sich hat. Hieraus erkennt man zugleich die *principia animalia*, und kan sie durch diese wesentliche Merkmaale von allen andern leicht unterscheiden. Das erste und vornehmste *principium animale* ist dieses, daß auch die kleinsten Theilchen eines beseelten Körpers eine natürliche und gleichsam innerliche Kraft haben, sich einander zu nähern und zusammen zu hängen. Diese Kraft, die ihnen so eigen ist, offenbaret sich deut-

lich genung, bringt unzähliche Wirkungen in einem jeden beseelten Körper hervor, und man kan nicht sagen, daß sie eine andere materielle Ursache ihres Ursprunges zum Grunde habe. Daher macht diese Kraft das erste Stück von dem Wesen eines beseelten Körpers aus, und es hängen von derselben Kraft vornehmlich die Gesundheit des Menschen, und die Lebenskräfte ab. Der Zusammenhang der Theilchen macht die Adern in dem Menschen, und die Säfte, die durch sie durchgehen, dehnen dieselben aus, und widerstehen doch auch zugleich der Ausdehnung. Hieraus entsteht die Lehre von der Pralligkeit und Schlappheit der festen Theile, von welcher der Verfasser in der dritten Abhandlung insbesondere redet. Wir haben diese Lehre, welche die methodische genennet wird, dem Themison, der vor dem Galen im 40 Jahrhunderte nach Erschaffung der Welt lebte, vornehmlich zu danken, und Hr. Battie legt ihm und seinen Nachfolgern, deren zum Glück für das menschliche Geschlecht noch bis itzt verschiedene gefunden werden, um deswillen ein billiges und verdientes Lob bey, weil sie zuerst sowohl die Gesundheit als auch die Krankheiten aus der Beschaffenheit des Baues des Körpers und dessen Wesen herzuleiten, gesucht haben. Gleichwohl tadelt er sie deswegen, daß sie ihre Lehre auch zur Erklärung derjenigen Bewegungen angewendet haben, welche von unserm Willen abhängen. Nicht anders, als wenn diejenige Kraft, nach welcher die Theilchen sich einander wechselsweise nähern und zusam-

usammen hängen, mit der Wirkung der Muskeln oder mit der Ursache von der Wirkung derselben, einerley wäre. Zu dem andern Stück des Wesens der thierischen Körper macht Hr. Battie die die Kraft der Muskeln. Diese, sagt er, ist wiederum wirklich zugegen, und offenbaret sich unsern Sinnen deutlich genug, sie ist auch eine Mutter vieler andern Wirkungen, die sie hervorbringt, und hat keine andere materielle Ursache zum Grunde. Aber hierinnen hat Hr. Battie die Methodisten und alle diejenigen wider sich, welche die Lebensgeister für die Ursache der Bewegung der Muskeln annehmen. Hr. Battie siehet die Einwürfe, die man ihm darwider, und zwar mit Recht, machen werde, zum voraus ein, und ist daher in der Ausführung dieses Stücks von dem Wesen des menschlichen Körpers am weitläuftigsten.

Die vierte, fünfte und sechste Abhandlung sind voll von Erfahrungen, Versuchen, Erklärungen, Zusätzen u. s. w. wodurch der Verfasser seine Meynung, die an und vor sich dunkel ist, durch eine noch dunklere Erklärung zu bestätigen sucht. Das neue und unerwartete hierbey ist kürzlich dieses: Die Lähmung eines Muskels, welche auf einem unterbundenen oder zusammengedrückten Nerven, Pulsader oder Blutader, oder eine Wunde in dem einen oder dem andern dieser Gefäße, erfolget, entstehet weder von dem unterbrochenen Einflusse der Lebensgeister noch des Bluts der Pulsadern, noch dem Zurückflusse des Bluts der Blutadern. Die Convulsionen, welche in einer abge-

 schnit-

schnittenen Blutader oder abgeschnittenen Muskel erfolgen, entstehen weder von dem Blute, das durch die Pulsadern in die Muskeln geht, noch durch den Nervensaft, der durch den noch ganzen Nerven in eben demselben Muskel geht. Weder der Nervensaft, noch das Blut der Pulsadern sind diejenigen körperlichen Instrumente oder materiellen Ursachen, welche den Muskeln die Bewegung geben, oder sie in die Verkürzung setzen. Die Bewegung eines Muskels, die auch alsdenn noch in ihm übrig ist, und gefunden wird, wenn er schon von dem Leibe selbst ist abgesondert worden, kan keiner von allen denjenigen Ursachen beygemessen werden, welche nur von irgend jemand bisher sind ausgedacht und angegeben worden. Das ganze System der Nerven dient nicht allein zur Bewegung der Muskeln, sondern gereicht ihnen hierzu auch vielmehr zur grössten Hindernis. Die Kraft, wodurch ein Körper einem andern widerstehet, der ihn beweget, von welcher bisher alle geglaubt haben, daß sie von der Materie überhaupt nicht könne getrennet werden, indem sie ihr wesentlich zugehöre, wird verworfen, und dafür eine andere angenommen, welche durch das Wort Andringlichkeit bestimmt wird. Es kan ein jeder Körper zugleich in der Bewegung und auch in der Ruhe seyn; und es ist sehr wahrscheinlich, daß alle Körper und also auch die Muskeln sich ohne den geringsten Antrieb einer immateriellen Seele oder irgend einer materiellen Sache von freyen Stücken bewegen. Diese letztern Sätze und die von der vi

inertiae

inertiae lieset man nicht ohne Verwunderung in der siebenten und achten Abhandlung. In der neunten handelt der Verfasser von den Empfindungen oder Sensationen, wie er sich ausdrückt. Zu dem natürlichen Fortgange sowohl als zu der Wiederherstellung der animalischen Bewegungen bey Krankheiten, sagt er, wird weder eine Anreizung noch eine von aussen durch eine Gewalt entstandene Empfindung erfordert. Der Sitz der Sensationen ist einzig und allein in der markichten und nervichten Substanz des Gehirns zu suchen, und die Nerven überhaupt sind die körperlichen Werkzeuge von denselben. Diese Empfindung nun macht Herr Battie zu dem dritten Stück des Wesens eines thierischen Körpers, weil sie eben so, wie die anhängende Kraft der kleinern Theile, und die verkürzende der Muskeln nicht nur wirklich gegenwärtig sind, und deutlich in die Augen leuchten, sondern auch unzählige Wirkungen hervorbringen, und keine andere materielle Ursache zum Grunde haben. Auf diesen, und die beyden vorhergehendeu Gundsätze bauet der Verfasser die ganze Physiologie und Pathologie. Was aber die eigentliche und wahre Ursache von den Empfindungen, und der sowohl elastischen, als muskulösen Zusammenziehung sey, weis der Verfasser selbst nicht zu sagen, und entschuldiget sich an vielen Orten mit der Unwissenheit, ausgenommen, daß er saget, es sey dieses die Natur der Theile, und es liege in jedem eine besondre Kraft verborgen. Es scheint ihm schon wichtig und nützlich genug zu

seyn, daß er die physiologische und pathologische Gewisheit in nicht mehr als nur drey Sätze hat einschränken können. Mit diesem beschliest er gleichsam den ersten und theoretischen Theil der Physiologie und Pathologie, und trägt in den übrigen Abhandlungen den practischen vor, in welchem er nämlich die Wirkungen, und zwar die guten sowohl als die schädlichen erzählet, welche nach den angenommenen wesentlichen Stücken eines thierischen Körpers aus jedem insbesondere fliessen. Denn in der zehnten und eilften nimmt er das erste wesentliche Stück, und zeiget die vornehmsten Wirkungen, welche auf eine gute oder üble Beschaffenheit des Zusammenhangs der festen Theile erfolgen. Keine nervichte Fiber z. E. wird empfindlich, wofern sie nicht zusammenhängt, und keine fleischichte Fiber wird beweglich, wofern die kleinsten Theilchen, woraus sie besteht, nicht nach einem genauen Verhältnisse zusammengehängt sind. Nichts ist nervicht, was nicht zugleich der Empfindung fähig ist; und alles das, was sich nicht von selbst, und vermöge seines Baues, und seiner innerlichen Kraft, bald verkürzet, bald verlängert, verdienet weder den Namen eines Muskels noch einer fleischichten Fiber. Die Beine, Knorpel, Ligamente, und alle Arten von Adern, durch welche die Säfte rinnen, haben entweder gar keine oder nur eine elastische Bewegung. Denn wenn in der fleischichten Haut, die man unter andern an den Pulsadern und sonderlich den grössern und weitern findet, eine wirkliche muskulöse Kraft wä-

re,

, so würde daraus gewis dieses erfolgen, daß
E. die fleischichte Haut an der grossen Pulsader
ch ein- oder mehrmal zu eben der Zeit verkürzen,
nd das Lumen derselben verengern würde, da
as Herz selbst sich zusammenziehet, und das in
ich enthaltene Blut in sie hinein spritzen will. So
erschieden die festen Theile des menschlichen Kör-
ers sind, so verschieden ist auch der Grad ihrer
Festigkeit. Nur unter einem gewissen Grad der
Festigkeit eines jeden Theils insbesondere genom-
nen, kan man gesund seyn. So bald als der eine
der andere Theil zu hart oder zu weich ist, so ist
nan krank. Man setze, ein Muskel wäre so hart
ls sonst ein Bein ist, und das Bein so weich als
onst der Muskel, würde nun nicht jeder Theil
rank seyn, da umgekehrt doch jeder gesund ist. Kin-
er und Weibspersonen, deren feste Theile ordent-
ich weicher sind, sind daher convulsivischen Zufällen
ınd Gemüthsbewegungen viel leichter unterworfen,
ıls andere, deren feste Theile festerer sind. Da-
hingegen aber geniessen jene wiederum den Vor-
heil für diesen, daß sie alles stärker empfinden,
vofern es anders ein Vortheil zu nennen ist. Eben
o verhält es sich auch mit den einzeln Theilen des
nenschlichen Körpers, wenn nämlich einer für den
ındern entweder zu trocken und zu hart, oder aber
u feucht, zu schlapp und weich ist. Der Scha-
en, der hieraus entstehet, wird nach und nach all-
emeiner, und die Krankheiten verdoppeln sich
ım deswillen, weil, die Krankheiten der festen
Theile, nothwendig auch die Krankheiten der Säf-

te

te des menschlichen Körpers erzeugen. Die zwölfte Abhandlung enthält einzig und allein eine Widerlegung alles dessen, was Boerhaave von der Ursache und der Cur des Scharboks in seinen aphoristisch praktischen Sätzen gesaget hat. Zur Ursache von dieser so heftigen Krankheit hat Boerhaave die Verderbnis der Säfte hauptsächlich angegeben, und geglaubt, daß das Blut im Körper einestheils zu dick, anderntheils aber zu dünn, scharf, gesalzen, alkalisch oder sauer sey, wornach er also auch die Cur eingerichtet hat. Herr Battie hingegen schreibet diese Krankheit und alle Zufälle, die damit verknüpft sind, einzig und allein der allzugrossen Erschlappung und Erweichung der festen Theile zu. Zu einer gewissern und wirklichen Heilung dieser Krankheit giebt Herr Battie daher folgenden Rath: Man müsse alle Adern, und insbesondere die lymphatischen zuerst völlig ausleeren, die Säfte, die zu zäh und dick geworden sind, hernach in die vorige Bewegung und Vermischung mit den übrigen wieder zu bringen, und die Fiber, von deren Erschlappung alle bey dieser Krankheit gewöhnlichen Symptomen entstehen, alsdenn wieder zu stärken und zusammen zu ziehen oder enger zu machen suchen. Herr Battie zeiget auch die Mittel an, deren man sich in der einen oder der andern Absicht vorzüglich bedienen könne. Wir billigen an ihm, daß er unter andern Mitteln, die er zur Stärkung der zu schlapp und welk gewordenen Fibern und Adern anräth, das kalte Wasser vornehmlich rühmet, dessen äus-

serli-

rlicher und innerlicher Gebrauch bisher von den
erzten so sehr ist hindan gesetzt worden. Hierauf
klärt Herr Battie in der dreyzehnten, vier-
:hnten und funfzehnten Abhandlung diejeni-
:n natürlichen und widernatürlichen Wirkungen,
elche nach dem andern wesentlichen Stücke aus
:r natürlichen und widernatürlichen Beschaffen-
eit der zur Bewegung dienlichen fleischichten Fi-
ern fliessen. Die Natur der zur Bewegung dien-
chen Fibern ist diese, daß, so lange sie vollkom-
ien gesund, einige in der Ruhe sind, und sich
icht eher verkürzen, als bis der Mensch will, daß
e sich nach Art der Muskeln verkürzen sollen; an-
re hingegen verkürzen und verlängern sich wech-
lsweise, wenn der Mensch solches gleich auch
icht haben will; und endlich sind noch andere,
elche mit diesen letztern zwar in gleichem Ver-
ältnisse stehen, welche sich aber doch entweder
ärker verkürzen, oder gar nicht, so bald als es
er Mensch so haben will. Die Fibern der ersten
lrt dienen vornehmlich zur Bewegung und Ruhe
es Menschen überhaupt, und zur gehörigen Prä-
aration und Vermischung der Säfte. Die Fi-
ern der andern Art findet man in dem Herze und
Gedärmen, als wodurch das Blut gehörig bewe-
et, und der Speisesaft von den Speisen abgeson-
ert, und in die Milchadern getrieben wird. Die-
:s giebt dem Menschen die Nahrung, und jenes
as Leben. Die Fibern der dritten Art endlich
ndet man an den Augenliedern, zwischen den
Rippen u. s. w. Diejenige Bewegung der Mus-
keln,

keln, welche nach entgegengesetzter Richtung geschieht, verwirft der Verfasser ganz und gar, wie nicht weniger diejenige des Herzens, als welches nach seinem einmal angenommenen Grundsatz ebenfalls von freyen Stücken, und vermöge seiner Natur und Kraft, die in jeder fleischichter Fiber verborgen liegt, bald weit, bald enge werden soll. Einen Krampf nennet er denjenigen kranken Zustand eines Muskels, da derselbe, wider unsern Willen, und die Ordnung der Natur, zu lang in seiner Verkürzung bleibt, und eine Lähmung, wenn derselbe zu lange in der Ruhe bleibt. Also entstehet z. E. das Seitenstechen von dem Krampf der zwischen den Rippen liegenden Fibern, und nicht von der Entzündung der Brusthaut, und kan folglich so wenig, als andre schmerzhafte Krankheiten, durch das Aderlassen gehoben werden. Von dem Krampf der Muskeln der Brust und des Bauchs entstehet das asthma spasmodicum, und von derselben Convulsionen der Husten. Das Podagra, Chiragra, und so weiter, haben ebenfalls keine nähere Ursache zum Grunde, als den Krampf. Endlich kömmt der Verfasser auch nach dem dritten Stück von dem Wesen des Menschen auf die natürlichen und widernatürlichen Wirkungen, die aus dem gesunden oder kranken Zustande der nervichten Fibern entstehen. Man findet dieselben in der sechszehnten und siebenzehnten Abhandlung. Gleich anfangs unterscheidet Herr B. zwey Arten der Empfindungen, die angenehmen und unangenehmen. Diese sind zur Er-

altung des Lebens und der Gesundheit nicht weni-
er nothwendig, als jene, um eine Veränderung
u machen. Der Hunger und Durst beweisen sol-
hes zur Gnüge. Das Fieber erreget bey denen
Kranken eine Begierde zum kalten Wasser, und
ie Galle, die in den Magen getreten ist, eine Be-
ierde zu sauern Sachen. Eben diese Begierde,
welche eine unangenehme Empfindung ist, lehret
hm die Mittel, wodurch er sich von der Krank-
eit befreyen kan. Man holet Athem, damit
nan nicht ersticke; man sucht die freye Luft, wenn
nan derselben eine Zeitlang nicht genossen hat;
nd, was noch mehr, ein Mann wird bey seiner
Berufsarbeit, und allen zeitlichen Glücksgütern,
och endlich sich seiner selbst zur Last, und verlangt
aher, um der Veränderung willen, eine Gattin
ur Ehe. So gehen wir von einer Empfindung
ur andern, ohne eigentlich zu wissen, warum. Die
Werkzeuge der Empfindungen, die Nerven, sind
inmal so eingerichtet und gebauet worden, daß
araus solche Empfindungen auf eine uns ganz un-
ekannte Art erfolgen, welche uns den Weg zur
Erhaltung des Lebens, der Gesundheit, und des
Vergnügens zeigen. Allein es giebt im Gegen-
heil auch einen kranken Zustand der Empfindun-
en. Denn diese sind einmal entweder zu stark,
der zu schwach, oder aber falsch; das andremal
war falsch, allein doch eben nicht so beschaffen,
aß sie nothwendig für krank müssten angesehen
werden. Wer weis z. E. nicht, in was für ver-
chiedene krampfichte, und öfters unheilbare, Zu-
fälle

fälle man nicht aus einer übermässigen Freude oder Zorne jähling verfallen könne? Ein Verliebter, der an weiter nichts, als an die Erfüllung seiner Wünsche, ängstlich denkt, verliert nach und nach die natürlichen und Lebenskräfte, und stirbt, wo-ferne sich seine Geliebte nicht noch über ihn erbarmet. Die Schwäche der Empfindung sieht man an alten Leuten und Jünglingen, die grosse Krankheiten erst überstanden haben; unrechte Empfindungen aber bey der Raserey. Nachdem nun der Verfasser die Natur und Wirkung sowohl der kleinsten Fiber, als auch der muskulösen und nervichten entdeckt, und deutlich beschrieben zu haben glaubt, so untersucht er nunmehro in der achtzehnten Abhandlung, ob man nicht alle vorher angeführten Eigenschaften und Wirkungen dieser Fibern in einer Sache vereinigt antreffen könne, und ob sie sich alsdenn natürlich oder widernatürlich bey uns verhalten. Er glaubt, solche in dem Exempel von der Absonderung der Säfte, die durch Drüsen geschieht, zu finden, oder daß zur Absonderung der Säfte, und der einfachen Theile, die Kraft der fleischichten Fibern, und die Empfindung der Nerven, schlechterdings nothwendig sey. Wir wünschten, daß der Verfasser in dieser Materie, einer von den wichtigsten in der Physiologie, etwas weitläuftiger und deutlicher gehandelt, und eine genauere Känntnis der Theile des menschlichen Körpers aus der Zergliederung verrathen hätte. Denn eben aus diesem Kapitel, und den *musculis mesochondriacis*, deren Ungrund schon längst ist

dar-

rgethan worden, und ferner aus den Hautmus-
n, welche durch ihre krampfichte Bewegung die
ocken, z. E. bey Kindern, heraustreiben sollen;
ieht man, daß er mit den mehresten von den
uern Aerzten dieses gemein habe, daß sie den
ußen und die Verrichtungen der Theile des
enschlichen Körpers eher bestimmen, als sie die
heile selbst aus der Zergliederung kennen geler-
t. Die physiologische Gewisheit findet man
ne diese eben so wenig, als die Arten der Pflan-
ı ohne Pflanzen. In der neunzehnten Ab-
ndlung wird gezeigt, wie man sich bey der Hei-
ıg der Krankheiten, in Zurücksicht auf die vor-
r erklärten Stücke von dem Wesen des Men-
ıen, die dem Verfasser so wichtig und nüßlich
seyn scheinen, vorsichtig zu verhalten habe. Die
vanzigste Abhandlung enthält blos die Erklä-
ngen verschiedener Kunstwörter, z. E. was me-
cina rationalis, actio corporum mechanica, re-
iua, singularis, specifica, u. s. w. sey. Diese
itere Kraft, welche sich nur in gewissen Fällen
ssert, die nur aus der Erfahrung erlernt wird,
d zur philosophischen Arzneywissenschaft eigent-
h nicht mit gehört, wird in der ein und zwan-
gsten Abhandlung genauer und weitläuftiger
:lärt. Die zwey und drey und zwanzigste
thält einige Folgerungen, die der Verfasser aus
n vorhergegangenen Sätzen zieht. Z. E. was es
:t der Fortpflanzung des Geschlechts, den angeerb-
ı Krankheiten, den Krankheiten der Nerven, der
atur, der Seele, dem Archaeo, den Paroxysmen in

den Krankheiten u. s. w. für eine Bewandnis habe. In der vier und zwanzigsten Abhandlung will der Verfasser beweisen, daß man erstlich weder in der Physiologie, noch Pathologie mehrere, als die oben angeführten drey Stücke von dem Wesen des menschlichen Körpers, annehmen könne, oder, daß uns doch wenigstens zur Zeit noch keine andern bekant wären, und daß man andern von den Säften des menschlichen Körpers dergleichen wesentliche Stücke gar nicht bestimmen könne, und daß zum dritten, wenn auch das Blut, und alle übrige Säfte des Menschen, sich wirklich nicht natürlich und gesund verhielten, man doch das Widernatürliche, das sich dabey befände, nicht für die erste Ursache dieser oder einer andern Krankheit halten könne.

Ueberhaupt von diesen Abhandlungen zu urtheilen, so finden wir darinnen, die Lehre von dem Scorbut ausgenommen, wenig oder nichts neues, wenig oder nichts, was in der Praxi, oder in den übrigen Theilen der Arzneywissenschaft einen erheblichen Vortheil verschaffen könte. Das Verdienst des Verfassers besteht darinnen, daß er den Lesern Gelegenheit giebt, die vornehmsten Säze der Arzneywissenschaft zu wiederholen, und auf einer andern Seite zu betrachten, als man bisher zu thun gewohnt gewesen ist. Denn er trägt schon bekante Wahrheiten in einer neuen Ordnung vor, und wir müssen hinzusetzen, auch in einer neuen lateinischen Sprache.

III. Tra-

III.

Travels, or Obſervations relating to ſeveral parts of Barbary and the Levant, illuſtrated with cuts. The ſecond Edition with great Improvements, by *Thomas Shaw*, D. D. Fellow of the Royal Society, Regius Profeſſor of Greek, and Principal of St. Edmundhall in the Univerſity of Oxford. London 1757.

Shaws Reiſen ſind zwar an ſich bekant genug, und ſchon ſeit geraumer Zeit in den Händen der Gelehrten. Eine franzöſiſche Uebersetzung davon iſt bereits im Jahr 1743 herausgekommen, und hat ſie unter denen, die kein engliſch verſtehen, oder der Urſchrift nicht habhaft werden können, ausgebreitet, und den Ruhm befeſtiget, den ſie ſich in England erworben hatten. Nichts deſto weniger legen die vielen und wichtigen Vorzüge dieſer zweyten Ausgabe derſelben vor der erſten, uns die Nothwendigkeit auf, den Leſer den Unterſchied beyder Ausgaben zu zeigen, und die Vorzüge der leztern in etwas nähern Augenſchein zu nehmen.

Nun iſt zwar ein guter Theil der Zuſätze, die in dieſer zweyten Ausgabe an ihrer Stelle eingerückt und dem Werke gleichſam einverleibt worden ſind, bereits im Jahr 1745 in einigen beſon-

dern Bogen in Folio zu Oxford herausgekommen. Doch da diese einzeln Bogen uns nicht zu Gesichte gekommen sind, so können wir auch nicht sagen, in wie weit sie mit der neuen Ausgabe übereinstimmen. Wenigstens werden sie, da sie ausser England nur in weniger Leute Händen seyn können, den Werth der neuen Ausgabe nicht verringern.

Wir haben einen grossen Theil dieses Werks gegen die französische Uebersetzung gehalten, von der man doch weis, daß sie noch vollständiger als die erste englische Ausgabe sey. Diese Vergleichung hat uns gelehrt, daß die zweyte Ausgabe nicht nur viele hin und wieder eingestreute kleine Zusätze, sondern auch nicht selten ganze Kapitel und grössere Abhandlungen enthalte, die in der ersten Ausgabe nicht stehen. An manchen Orten hat das Werk durch eine gänzliche Umarbeitung eine ganz neue Gestalt bekommen. Manches überflüssige ist weggelassen worden, und hat dagegen nöthigern und wichtigern Beobachtungen Platz gemacht; wie der Verfolg unserer Nachricht erweisen wird. Die erste Ausgabe war sehr prächtig mit grosser Schrift in Folio gedruckt. Diese ist in Quart. Man hat kleinere Schriften dazu genommen. Man hat die entbehrliche Pracht ein wenig vermindert, ohne den Druck dadurch zu verstellen. In einem Drucke, an dem nichts auszusetzen ist, liefert sie auf wenigern Bogen ein Werk, darinnen mehr gutes als in der ersten Ausgabe steht, das bequemer zum Gebrauche ist, und weit weniger kostet.

Unsere Hauptabsicht ist zwar, die Vorzüge der euen Ausgabe der shawischen Reisebeschreibung or der alten zu zeigen. Doch wird es zu Errei- jung unsers Endzweckes nicht undienlich seyn, wenn vir von dem ganzen Werke, und von dessen Ein- ichtung einen vorläufigen kurzen Begrif mittheilen.

Es soll überhaupt ein Versuch in derjenigen Art on gelehrter Untersuchung seyn, die die Wieder- erstellung der alten Geographie zum Zwecke hat. leberdem hat der Verfasser auch nichts vorbeyge- assen, das ihm in der Naturgeschichte der Länder ind in den Sitten der Völker, die er beschreibt, nerkwürdig vorkam. Doch menget er nicht alle Arten von Beobachtungen, nicht Orte und Zeiten ind Begebenheiten unter einander, sondern han- elt in dem ersten grössern Theile von der so ge- ianten Barbarey, oder den africanischen Küsten es mittelländischen Meeres; und in dem zweyten on Aegypten, Syrien, dem gelobten Lande und Arabien. Da er die meiste Zeit auf seinen Reisen sich zu Algier aufgehalten hat, wo er ils Capellan der dortigen Gesellschaft von engli- chen Kaufleuten in die 13 Jahr gestanden; so darf man sich nicht wundern, wenn man sieht, daß die Beschreibung der africanischen Gegenden, ver- gleichungsweise viel vollständiger geworden ist, und illem Ansehn nach auch viel richtiger geworden seyn nus, als die Beschreibung der andern östlichen Län- der, die er nur eilfertig durchwandert und mit flüchti- gen Blicken betrachtet hat. Man kan selbst diesen an-

 schei-

scheinenden Mangel für eine Vollkommenheit ansehn. Von Aegypten und ihren benachbarten östlichen Landen hat man so viele umständliche zuverlässige Nachrichten, daß aus denselben mit leichter Mühe ergänzet werden kan, was den shawischen in diesem Stücke entgangen seyn möchte. Aber unter allen Reisebeschreibern kennen wir keinen, der von der Barbarey eine so genaue und so vollständige Nachricht gegeben hätte, als Shaw. Vielleicht waren auch wenige von denen, die ein gleiches zu thun versucht haben, im Stande, es ihm gleich zu thun. Shaw hatte sich in den Alterthümern, in den Griechen und Lateinern, und der alten Geographie wohl umgesehn. Er fand Vergnügen an Beobachtung der Wirkungen und der Gaben der Natur, die sie den Landen, die er beschreibt, zugetheilt hat. Er war endlich ein Geistlicher, ein D. D. d. i. Divinity Doctor, oder Doctor Theologiae, nicht aber, wie der Titel der französischen Uebersetzung seiner Reisen fälschlich angiebt, ein Doctor Medicinae. Er war also mit der heiligen Schrift wohl bekant. Das gab ihm die schönste Gelegenheit, aus Beobachtung der Sitten der östlichen Völker und den Früchten ihrer Länder viele Stellen der Schrift aufzuklären, die uns wegen unsrer Unwissenheit der dortigen Landesverfassung und Lebensart nothwendig dunkel seyn müssen. So viele Geschicklichkeiten trift man selten bey einem Manne beysammen an.

Der erste grössere Theil, oder derjenige, der mit der Barbarey zu thun hat, theilt sich wieder

i drey kleinere ab, davon der erste Algier, der
weyte Tunis, betrachtet, und der dritte vermisch-
Beobachtungen über die Landesart besagter Kö-
igreiche und die Sitten ihrer Einwohner vorträgt.
Der Theil nun, welcher von Algier handelt, spricht
ugleich auch von Mauritania Cäsarea, und deren
owohl westlichen Theile, der heut zu Tage Mag-
ab, das Abendland oder Westreich, ingleichen
Tlemsan heist, als auch dem südlichen, oder dem
ande Titterie, der grossen Wüste Sahara,
dem Ostreiche, oder der Landschaft Constantina,
die einen Theil des ehemaligen Numidiens ausma-
chet. In dem Theile, der das Königreich Tunis
betrift, wird von Zeugitania und Bizacium ge-
sprochen, und in beyden kommen viele lateinische
Steinschriften vor. Der dritte endlich geht die
Landesart beyder Herrschaften durch, das ist, er
beschreibt die Beschaffenheit des dortigen Himmel-
strichs, und ihrer Einwohner, so wohl an Men-
schen, als Thieren von allerley Art, die Geschen-
ke der Natur an Früchten und Metallen, die sie
da hervor bringt, die Werke der Kunst, die von
da herkommen, und endlich die Verfassung des
Staates, die Macht und die Einkünfte der Algie-
rer, ihre Weise Recht und Gerechtigkeit zu ver-
walten, und ihre Verbindungen mit den christli-
chen Herrschaften in Europa.

Der andre Haupttheil, der die östlichen Ufer
des Mittelmeeres zum Gegenstande hat, theilt
sich wiederum in zwey grosse Abschnitte, davon

der erstere mit der 261 Seite angeht, und aus fünf Kapiteln besteht. Das erste davon enthält geographische Beobachtungen über Syrien, Phönizien, und das gelobte Land. Das zweyte untersucht, ob der Nil der in der Schrift erwähnte Strom Egyptens sey, oder ob es der vorgegebene Bach von Rhinocorura sey. Das dritte stellt über Egypten geographische Betrachtungen an. Das vierte will die ehemalige Lage der alten Stadt Memphis richtig bestimmen, und ausser Zweifel setzen. Das fünfte endlich sieht sich im Lande Gosen und dem steinichten Arabien um, und verfolgt die Fustapfen der Israeliten auf ihrem Zuge durch die Wüsten ins gelobte Land. Der andre grössere Abschnitt des zweyten Theils geht mit der 329 Seite an, und hat blos mit der natürlichen Geschichte der Morgenlande zu schaffen. Er besteht in dieser neuen Ausgabe aus dreyen Kapiteln, davon das erste bey Syrien und dem gelobten Lande stehen bleibt, das zweyte sich bey Aegypten aufhält, und das dritte mit Arabien beschliesst. Das mittlere von diesen dreyen Kapiteln breitet sich wiederum in sieben kleinere Absätze aus, davon der erste die Lehrart der Aegyptier durch Bilder betrachtet. Der zweyte beschauet die Alterthümer von Aegypten, als da sind die Obelisken, Pyramiden, der Sphynx, die Catacomben, und die Mumien. Der dritte untersucht die Beschaffenheit des Nils, und den Anwachs des festen Grundes und Bodens von Aegypten. Der vierte bestätigt die im vorigen vorgetragene Meynung, daß Aegyp-

Aegypten nach und nach von dem Schlamme, den der Nil ihm zugeführet hat, entstanden sey, und rettet solche Meynung von den Einwürfen, die Pococke in seiner Reisebeschreibung darwider gemacht hatte. Der fünfte giebt Nachricht von den ägyptischen Pflanzen und Thieren. Der sechste ist für einen Anhang des vorigen anzusehen, indem er die ägyptischen Thiere, deren die Schrift gedenkt, bekant macht. Der siebente und letzte erkläret die zu Präneste befindliche merkwürdige Mosaike, auf welcher, wenn der Shawischen Auslegung zu trauen ist, der grosse Alexander in der Stellung und bey der Gelegenheit vorgestellt wird, da die Persianer ihm Geschenke bringen. Um ihn her stehen eine Menge Städte und Schlösser, und insonderheit wilder Thiere, deren einige mit griechischen Namen angedeutet worden sind. Shaw hält viel auf dieses Denkmal, und legt ihm ein so hohes Alter bey, als gewisse Kennzeichen neuerer Hände kaum gestatten wollen.

Das ist ungefähr der Inhalt dieses Werks. Ganze Proben daraus anzuführen, würde zu weitläuftig seyn. Die kurzgefasste Zergliederung desselben ist schon an sich hinreichend, einem jeden, der es noch nicht kennen sollte, einen vortheilhaften Begrif davon beyzubringen, zumal wenn die Anzeige der Abweichungen dieser neuen Ausgabe von der vorigen, oder vielmehr von der französischen Uebersetzung, die wir vor uns haben, hinzukömt. Wir wollen also diesen Unterschied an-

geben, ohne uns dadurch anheischig zu machen, alle und jede Abweichungen zu bemerken. Viele müssen uns selbst entwichen seyn, und nicht wenigere sind zu geringe, als daß sie eine besondere Anzeige verdienen sollten.

So finden wir Seite 138 eine Anmerkung von den Buden (Booths) oder Lauben, die die Barbarn auf dem Felde machen, die wilden Thiere und Vögel von den Früchten des Landes wegzuscheuchen, bey welcher Gelegenheit der Spruch Jesaiä, Kap. 1. v. 8. wo der Prophet der Hütte in den Weinbergen, und des Lagers im Kürbisgarten gedenket, erklärt wird. Die Art der Mohren, das Getreide zu dreschen, wird S. 139 viel umständlicher beschrieben, als in der französischen Ausgabe S. 287. und unter andern daraus der Spruch im 2 Buch der Könige Kap. 13. v. 7. erklärt, wo es heisst, der König von Syrien habe Israel gemacht, wie den Staub vom Dreschen. Die Art das Getreide mit Schaufeln zu reinigen, wird, nebst der Gestalt solcher Schaufeln, eben daselbst beschrieben, und vielen Stellen der Schrift ein Licht dadurch verliehen; anderer daselbst beygebrachter Anmerkungen von der Art der Alten, ihr Korn zu sammlen, und aufzubewahren, zu geschweigen. S. 141 finden wir ausser der Anmerkung von der מלוחא noch eine Muthmassung von dem Vogel Phönix, die der Verfasser bey Gelegenheit des Palmbaums vorträgt. Diese Weise, sagt er, den Palmbaum, der im Griechischen Φοίνιξ heisst, zu pflanzen, und die Art dieses Baumes,

mes, nach welcher allezeit aus dem erstorbenen alten Baume der eine oder der andre neue Sprösling aufschiesst, der an des ausgegangenen Stelle tritt, kan die Fabel von dem Phönixvogel, und dessen Tode und Wiederauferstehung, aufgebracht haben. S. 142. finden wir die Stelle im französischen nicht, die von der Abwartung der Palmbäume und den Hockern handelt, die von ihm auf allen Seiten in gewissen mässigen Weiten heraus schiessen, und auf denen die Morgenländer auf diesem Baume auf- und abklettern. Der Artikel von den Feigen, und ihren verschiedenen Gattungen ist S. 144. viel vollständiger und lehrreicher, als in der ersten Ausgabe. S. 145 zeiget eine neue Anmerkung den Unterschied zwischen לוז dem Mandelbaum, אגוז der wälschen Nus, und בטנים den Pistacien. S. 155 und folg. stehet eine ganz neue Abhandlung von dem Ras Sem, oder dem versteinerten Dorfe in der Landschaft Cyrenaica, welches die erstere Ausgabe nur im Vorbeygehn berührt hatte. Sie lässt sich sehr wohl lesen, und gehört mit zu den grossen Zusätzen dieser Ausgabe. S. 169 finden wir einen Zusatz zu der Nachricht von der Art der Mohren, Butter zu machen; wie sie nämlich die Butter kochen und salzen, und machen, daß die Haare von den Ziegenhäuten sich zu Boden setzen, darinnen sie die Butter durch das Hin- und Wiederschütteln zubereiten. S. 174 wird eine dunkle Stelle des sechsten Buchs der Pharsalia vom Lucan erklärt, wo es heisst: durae nodus hyaenae. Die Araber haben

nämlich

nämlich im Gebrauch, den Kopf der Hyäna, wenn sie eine fangen, zu verbrennen, weil sie glauben, daß man mit ihm zaubern, oder einem einen Possen spielen könne. Um nun dieses zu verhindern, verbrennen sie ihn. Das mus, wie aus dem Lucan erhellet, eine alte Gewohnheit seyn. Die ganze Stelle von den Jackals. S. 175 ist hier ganz umgearbeitet. Insonderheit ist merkwürdig, daß der Verfasser die vermeynten Füchse des Simsons nicht für gemeine Füchse, sondern für Jackals hält. S. 176 finden wir den Artikel vom Stachelschweine im Französischen nicht. Sonderlich ist die Beobachtung zu merken, da der Verfasser sagt, er habe zwar viel Stachelschweine in Africa gesehen, auch sie aufgebracht und ergrimmt gesehen, niemals aber sehen können, daß eines einen Stachel von sich schiessen liesse. Drauf beschreibt er auf was Art diese Thiere sich wehren. S. 180 behauptet er, daß die nordlichen Striche von Africa über fünf bis sechs verschiedene Gattungen von Ottern und Schlangen nicht hervorbringen, ob gleich Lucan im 9ten Buche und Nicander deren eine grosse Menge nahmhaft machen. Er führt die Stelle aus dem Lucan an, und weiset, wie man die so verschieden klingenden Nahmen unter einige wenige Klassen bringen könne. S. 189 ist die Stelle in der neuen Ausgabe viel ausführlicher, als in der alten, wo wider Ludolphen und den Bischof von Clogher erwiesen wird, daß die שלוים, die Speise der Israeliten in der Wüsten, keine Heuschrecken, sondern Wachteln, wie man das Wort gemeiniglich

aus-

legt, gewesen sind. S. 193 wo von den afri-
ischen Austern und Muscheln gesprochen wird,
cht von der französischen Ausgabe (S. 336)
ab. In dieser finden wir auch die Stelle im
gange des 5ten Abschnittes (S. 206. 351)
t, wo der Verfasser die Art der mohrischen
urer und Tischler, jener, einen dauerhaften fe-
Kalk, und dieser, einen Leim zu machen, der
h im Wasser nicht zergeht, beschreibet. S.
leget er die Stelle im hohen Liede 1, 5 Ich
schwarz, aber wohl gestaltet, wie die
te Kedars, aus. „Gewis, sagt er, nichts
dem Auge einen so anmuthigen Anblick darbie-
, als eine weite ebene Fläche, solte sie auch so
von den heissen Sonnenstrahlen verbrant und
getrocknet seyn, um wie viel mehr, wenn alles
n und mit solchen fahrenden Wohnungen, die
einem Creis beysammen stehen, besetzt ist."
227 wo von der Kleidung der Morgenländer
prochen wird, finden sich allerhand merkwürdi-
Abweichungen vom Französischen, (S. 378) in
chen insonderheit Schriftstellen erkläret werden.
233 ist die Nachricht von der Art der Mohren
Stunden des Tages und ihre Geschäfte nach
selben einzutheilen, viel ausführlicher, als in
ersten Ausgabe. S. 234 wird die Geschick-
keit der Mohren im Schachspiele gerühmet, und
er andern gesagt, daß die Belohnung des Ge-
ners in einer Feder bestehe, die man ihm auf
Turban stecke, und daß keiner von unsern
ielern sich so sehr freuen könne, wenn er auch
einen

auch einen noch so grossen Aufsatz gewönne, als ein Sieger sich über seine Feder freuet.

So viel mag aus dem ersten Theile anzuführen genug seyn. Wir schreiten nunmehro zu dem andern, und wie wir bey jenem, den geographischen Theil überschlugen, so wollen wir es auch bey diesem thun; ob gleich das geographische Fach uns nicht weniger beträchtliche Zusätze an die Hand geben könte, als dasjenige, welches die physicalischen und sonst allerley Beobachtungen enthält. So hat uns der Zusatz (S. 339) zu der Anmerkung, die in der französischen Ausgabe auf der 63sten Seite des zweyten Bandes steht, gar wohl gefallen. Es wird in selbigem erwiesen, daß das Wort דבש im ersten Buch Mosis Kap. 43, 11. wo Jacob seinen Söhnen anbefiehlt, Josephen unter andern Geschenken auch ein wenig דבש mit nach Egypten zu bringen, kein gemeiner Bienenhonig seyn könne, sondern die Art von Honig seyn müsse, welche die Araber noch heut zu Tage mit eben dem Nahmen, Dipse, nennen. Damit deuten sie einen gewissen Robb, oder einen süssen bis zu einem gewissen Grad von klebriger Zähelt eingekochten Saft aus Weintrauben, an, den man jährlich von Hebron aus in grosser Menge nach Egypten verführet, wo keine Weinstöcke wachsen. Zu gleicher Zeit erkläret der Verfasser das Verbot Gottes im dritten Buch Mosis, Kap. 2, v. 11 keine Art von Honig ihm zum Opfer zu bringen. Er zeigt, daß die Alten unter dem Nahmen

men Honig, ausser dem Bienenhonige, auch den zähen Saft, der aus Weintrauben und Datteln gesotten wird, desgleichen auch den Zucker, oder den ausgesottenen Saft des Zuckerrohres, begriffen haben; und daß der leztere im hohen Liede Salomons Kap 1, v. 1 mit dem Worte יער angedeutet werde. Zulezt führt er Stellen aus dem Strabo, Dioscorides und Lucanus an, da des Zuckers gedacht wird; daraus man sieht, daß die Alten ihn gar wohl müssen gekant haben. S. 377 geht der Abschnitt an, der vom Nil, und dem Boden von Egypten handelt, und beweisen soll, daß Egypten durch Anschwemmung des Nils entstanden sey. Dieser Abschnitt, der in der französischen Uebersezung auf der 173 Seite anhebt, hat nicht nur ansehnliche Zusäze, sondern auch noch dazu einen Anhang erhalten, der des Verfassers Lehrsaz vom bereits geschehenen und noch in Zukunft zu erwartenden Zuwachse des festen Bodens in Egypten ausführlicher erweisen, und ausser allen Zweifel sezen soll. Der Verfasser fand sich genöthiget, diesen grossen Zusaz hinzu zu thun, weil Pocoke in seiner morgenländischen Reisebeschreibung seine Meynung angegriffen hatte. Es ist ein Stück, das nicht weniger Achtung verdienet, als irgend ein anders im ganzen Werke. Ausserdem ist auch von S. 413 an, und folgenden, ein neuer Zusaz hinzu gekommen, der von den egyptischen Thieren handelt, und einige Stellen der Schrift, insonderheit aber das Gebot vom Genusse der reinen, und Vermeidung der unreinen Thiere, aufklä-

klären soll. Die oberwähnte gar weitläuftig gerathene Auslegung der Mosaike zu Präneste ist auch einer von den ansehnlichsten Zusätzen dieser neuen Ausgabe. Was S. 434 das dritte Kapitel und der Beschlus des ganzen Werkes ist, das ist in der französischen Ausgabe das vierte Kapitel und steht S. 74, ist aber, anderer Veränderungen zu geschweigen, mit einem grossen Anhange von dem Strausvogel vermehrt worden, darinnen die Stelle Hiobs die von diesem Vogel handelt (Kap. 39, 16) aufs neue übersetzt und erläutert wird. Ueberhaupt ist der zweyte Theil mehr, als der erste, bearbeitet worden, und hat unter des Verfassers Händen eine ganz neue Gestalt gewonnen.

An Kupferstichen haben wir auch einen Zuwachs wahrgenommen. Zu S. 265 ist eine Charte von einem Theile Syriens und Phöniziens, und zu S. 279 eine Charte von dem Zuge der Kinder Israel durch die Wüste, und endlich zu S. 301 eine doppelte kleine Charte hinzugekommen. Die erstere ist aus Pocokens Charte von Egypten und dem rothen Meer, die zweyte aber, die jener gegen über steht, aus der so genanten mappa chrysanthina entlehnet. Das ist eine alte griechische, zum Theil auch arabische mit der Hand geschriebne Landcharte. Die Abbildung der pränestinischen Mosaike ist ohnstreitig der wichtigste und ansehnlichste Zuwachs, den die Kupferstiche in dieser neuen Ausgabe erhalten haben.

Nun ist nichts mehr übrig, als daß wir den Un-
schied dieser und der vorigen Ausgaben, in An-
ung der Beylagen noch zeigen. Da diese neue
ısgabe kleiner, bequemer und wohlfeiler als die
te worden; gleichwohl aber doch mehr lehrrei-
s, neues, nützliches und nöthiges, als jene,
halten solte, so mus man den Ausschus, den
Verfasser mit den Beylagsstücken getroffen hat,
igen. Er hat nämlich die grossen Stellen aus
en griechischen und lateinischen Schriftstellern,
ehedem den grössten Theil der Beylagen aus-
chten, die man aber doch in den gedruckten Aus-
ıen überall haben kan, wohlbedächtig wegge-
en. Es mangeln also hier die 18 ersten Bey-
en der alten Ausgabe, ingleichen die 25ste und
te, welche letztere, unsers Bedünkens, wohl
te können beybehalten werden; da sie aus ei-
ı noch ungedruckten arabischen geographo ge-
ımen war, der in sehr weniger Leute Händen

Zuletzt hat man noch das Verzeichnis der
genländischen Gewächse in eine solche Kürze
ımmen gezogen, daß sie zum Beweise dienen
, daß man mehr auf den Nutzen der Besitzer,
auf die Menge der Kräuter gesehen, und mehr
gute Wahl, als den Reichthum habe zeigen
en. Wie ein gutes Register bey allen Büchern
der Art unentbehrlich ist, so erhält auch ge-
wärtige Ausgabe dadurch einen nicht geringen
zug vor der ersten, daß sie ein Register hat,
hes sehr brauchbar ist, wenn man was su-
will.

Aus dem Irrthume der sich in den Titel der französischen Uebersetzung dieser Reisebeschreibung, in Ansehung des Standes ihres Verfassers eingeschlichen hat, vermuthen wir, daß seine Lebensumstände nicht sehr bekant gewesen seyn müssen; und glauben daher unsern Lesern eine Gefälligkeit zu erweisen, wenn wir ihm ein Stück vorlegen, das seine Neugier in diesem Stücke befriedigen kan. Es ist die Grabschrift, die die Witwe des Herrn Shaws ihm zum Andenken hat setzen lassen; sie ist aber auch zugleich eine kurze Nachricht von den vornehmsten Begebenheiten und Veränderungen, die ihm in seinem Leben begegnet sind. Sie lautet also:

Peregrinationibus variis
per Europam, Africam Asiamque
feliciter absolutis
et exuuiis mortalibus hic loci
tandem depositis
coelestem in patriam remigrauit
THOMAS SHAW S. T. P. et R. S. S.
Gabrielis Fil. Kendaliensis,
qui
Consulibus Anglicis apud Algerenses
primum erat a sacris,
mox Collegii Reginae inter socios adscriptus;
aulae dein St. Edmundi principalis,
ac eiusdem munificus instaurator,
Linguae demum Graecae apud Oxonienses
Regius Professor.

De

De literis quantum meruit auctor celebratus
edita vsque testabuntur opera,
pyramidibus ipsis, quas penitius inspexerat,
perenniora forsan extitura.
Hic studiis etsi seuerioribus
in dies occupatus,
horis tamen subseciuis emicuit
eruditus idem et facetus conuiua,
optima quanquam mentis indole
et multiplici scientia instructus,
literatorum omnium domi forisque
suffragiis comprobatus
magnatum procerumque popularium
familiari insignitus notitia,
nec summis in ecclesia dignitatibus impar,
fato tamen iniquo euenit,
vt Bramleyensis obiret paroeciae
vicarius poene sexagenarius,
XVIII. Cal. Sept. A. D. 1751.
xor IOHANNA Ed. Holden. Arm. Consulis
Algerensis olim coniux, bis vidua
M P.

IV.

An Enquiry, when the Resurrection of the Body, or Flesh was first inserted into the Public Creeds, by the Late *Arthur Ashley Sykes*, D. D. Publish'd from the Author's Manuscript. By his Brother G. *Sykes*, A. M. London 1757.

Der Herr Verfasser leget denen Liebhabern der Kirchengeschichte eine gelehrte Abhandlung vor Augen, darinnen Belesenheit in den Schriftstellern der christlichen Kirche, Deutlichkeit und Ordnung herrscht. Die gelehrten Auslegungen des Herrn Verfassers über die Epistel an die Hebräer, sind für diese Schrift eine vortheilhafte Empfehlung. Er hat seiner Abhandlung eine kurze Vorrede vorgesetzt, darinnen er seine Absicht erkläret, die er bey Verfertigung dieser Schrift gehabt. Er zeigt, daß das apostolische Glaubensbekäntnis nicht von den Aposteln herrühre, daß sie die Heyden nur unterrichtet, einen Gott zu glauben, den Schöpfer aller Dinge; daß Gott Jesum von Nazareth mit dem heiligen Geist und Kraft gesalbet, und daß er zum Richter über die Lebendigen und die Toden bestimt sey. Apostg. 10, 34--42. Die Norm des Glaubens sey also im Anfang kurz diese gewesen: Der Glaube an einen Gott, den Schöpfer aller Dinge; und an einen Herrn, Jesum Christum seinen Sohn; und

an

den heiligen Geist, den Tröster; alle die dieses
kant hätten, wären getauft und für rechtschaffe-
Christen gehalten worden. D. Grabe sey eben
r Meynung gewesen, daß diejenigen, die zur
aufe wären bestimt gewesen, nicht in der Lehre,
n der Empfängnis Christi, vom heiligen Geist,
gleichen, von seiner Geburt von der Jungfrau
laria, vor der Taufe unterrichtet worden wären,
eses sey erst nach der Taufe geschehen. Bes.
nnot. ad Bulli Iudicium c. VI. Nachhero
ären diesem kurzen Bekäntnisse wahrscheinlicher-
eise viele Dinge mit einverleibet worden, die entwe-
r zur Erklärung der Hauptlehren, oder zur Vermei-
ing der Irrthümer hätten dienen sollen. Bey was
r Gelegenheiten diese Zusätze hinzugefügt worden,
nnen die Schriften eines grossen Pearsons, Bulls,
rabens und Binghams, zeigen. Des Herrn
erfassers Absicht ist nicht, die Geschichte des Glau-
nsbekäntnisses zu untersuchen, sondern zu zeigen,
ie unvermerkt die Lehren sich verändert, wie man
n den Worten der heil. Schrift abgegangen, und
ie ganz verschiedene Lehre daraus gefolgert: wie
e Erklärungen der heiligen Schrift oft schwerer
verstehen, als die heilige Schrift selbst: wie
e Zusätze und Erklärungen die Wahrheit des
vangelii verändert: und wie ein falsch angenom-
ener Begrif, den Saamen zu einem andern in
h enthalte. Daher die Transsubstantiation
bst zu einer Lehre Christi sey gemacht worden.
Der Herr Verfasser zeigt im Anfange seiner
handlung, daß das apostolische Glaubensbe-

käntnis nach seiner jetzigen Gestalt nicht von den Aposteln verfertiget sey. Unter denen Gelehrten werde dieses für bekant angenommen. Bey der Taufe sey ein kurzes Glaubensbekäntnis angenommen worden. **Wer an einen Gott den Schöpfer aller Dinge geglaubet, an seinen Sohn Jesum Christum, und an den heiligen Geist,** sey zur Taufe gelassen worden. Gesetzt, man hätte sich eines andern Ausdrucks bedient, so wäre doch dieses der Sinn von den Lehren gewesen. So lange man diese Lehren in ihrer Einfalt vorgetragen, wären sie rein geblieben. Allein so bald man Sätze aus der Weltweisheit mit dem Christenthume vermischt, habe es seine wahre Gestalt verlohren. Es sey aus der Schrift klar, daß die Apostel ihren Neubekehrten den Glauben an Gott, die Lehre von Christo, die Bekehrung von den todten Werken, besonders eingeschärfet. Weil die Heiden viele Götter geglaubt, so wäre ihnen die Lehre von einem Gott, dem Schöpfer aller Dinge, eingeschärfet worden. Denen Juden sey diese Lehre bekant gewesen, daher ihnen nebst den Heiden, der andere grosse Glaubenspunkt sey offenbahret worden: daß Jesus der versprochene Christ sey: Weil Jesus versprochen habe den heil. Geist zu senden, so sey die dritte grosse Glaubenslehre, an den heiligen Geist zu glauben, hinzugefügt worden.

Der Herr Verfasser hält dafür, daß die ersten Zusätze zu dem Glaubensbekäntnisse der Täuflinge um deswillen hinzugefügt worden, damit sie rechte Begriffe möchten von dem Sohne Gottes bekommen.

men. Die Zusätze: von einer heiligen christ-
en Kirche, Vergebung der Sünde, Auferste-
g der Leiber und ewigen Leben, hätten vor der
tte des vierten Jahrhunderts keinen Theil von
Glaubensbekäntnisse der Täuflinge ausge-
ht. Dieses beweisst er umständlich in den fol-
den. Der Herr Verfasser merkt an, daß in
Neuen Testamente der Ausdruck von der Auf-
hung des Fleisches nicht vorkomme. Sie re-
ur von der Auferstehung, oder Auferstehung
Toden. Z. E. Paulus predige den Athenien-
, Apostg. 17, 18 Jesum und die Auferstehung.
gleichen 1 Cor. 15. Von der Auferstehung der
er oder des Fleisches finde man nirgends etwas.

Der Herr Verfasser bemühet sich die schwere
elle 1 Cor. 15, 29 von der Taufe über die To-
zu erklären: „Wenn die Toden nicht auferste-
, so ist es die grösste Thorheit, sich zu einer
ligion zu bekehren, deren Grundartikel der
ube von einem Gute ist ὑπὲρ νεκρῶν vor diese
lche sterben. Allein es kan dieses der
nn des Apostels nicht seyn; theils, weil er
t natürlich aus den Worten folgt, und die
hrift davon nicht so redet; theils, weil der Hr.
rfasser nicht beobachtet, daß Paulus nothwen-
auf eine Gewohnheit sehe, die zu seinen Zei-
gebräuchlich gewesen. Man hat zwey Haupt-
ärungen, die grosse Männer zu Urhebern ha-
. Eine, daß Paulus auf die Gewohnheit

gesehen, da sich ein anderer für dem Täufling, der vor der Taufe gestorben, habe taufen lassen. Allein dieser Gebrauch scheint nicht an die Zeiten Pauli zu reichen, und ist auch abergläubisch. Andere meynen, der Apostel sähe auf die Gewohnheit, sich bey den Gräbern der Märtyrer taufen zu lassen. Allein wider diese Auslegung scheinen eben die vorigen Gründe zu gelten. Wir glauben nicht zuviel zu sagen, wenn wir behaupten, daß es einem Gelehrten anständiger sey, bey dieser Stelle seine Unwissenheit zu bekennen. Der Herr Verfasser fähret ferner fort, seine Anmerkungen zu bestätigen aus Apostg. 24, 15 und 1 Cor. 15, 21. Ingleichen rede der Heiland nur von der Auferstehung, oder von der Auferstehung von den Toden, z. E. Matth. 22, 31. Luc. 20, 27. 35, 36, 37. So auch Apostg. 4, 2. Phil. 3, 11. Hebr. 6, 2. Er zeigt ferner, die Auferstehung von den Toden werde niemals die Auferstehung des Fleisches genennet. Dieses wären die gewöhnlichen Redensarten: von den Toden auferwecken Matth. 10, 8. auferwecken 1 Cor 6, 14. Es komme zwar Röm. 8, 24 des Leibes Erlösung vor, dieses sey aber nicht von der Auferstehung der Leiber, sondern von der Befreyung von den jetzigen Leibern zu verstehen.

Paulus antwortet nicht auf die Frage: **mit was für Leibern wir auferstehen würden**; wir würden mit unsern gegenwärtigen auferstehen, sondern

er weist diese Grübler mit kurzen Worten ab: Narr — und setzt hinzu: Gott wird uns ei- solchen Leib geben, als er denkt, daß er bey m Falle bequem sey. Christus werde zwar Heiland des Leibes genennt, Ephes. 5, 23 aber unter werde die Kirche verstanden. Die Stel- Röm. 8, 11 — der Vater werde unsere sterb- e Leiber auferwecken, handele nicht von der ferstehung der Toden, sondern von der geistli- 1 Auferstehung, wie aus dem 9 und 13 v. er- e. Diese Anmerkung erweiset er auch aus den tern. Barrabas und Clemens Romanus ge- hten nur der Auferstehung. Clemens hätte ar den Ausdruck in seinem andern Briefe: die ferstehung des Fleisches, aber es sey aus- nacht, daß dieser Brief untergeschoben sey. natius Ep. ad Trallianos rede wie die Schrift: Vater werde uns auferwecken. Und in der istel an die Epheser rede er von der Auferste- ng ἐκ νεκρῶν, von den Toden. Aber nun- hro habe sich auch die Sprache bey den christli- n Schriftstellern verändert. Z. E. Justi- s Martyr sage: Χριστὸς — ἀναγερεῖ τὰ σώ- τα πάντων τῶν γενομένων ἀνθρώπων. Chri- s wird die Leiber aller Menschen, die zuvor ge- t haben, auferwecken. Jedoch merkt der Hr. erfasser an, daß es in keinem Bekäntnis gestan- n, das bey der Taufe abgelegt worden, denn alle iren auf die heilige Dreyeinigkeit getauft worden. n dem Brief der Kirche zu Smyrna komme dieser

Ausdruck vor, ἀνάστασις ζωῆς αἰωνίου, ψυχῆς τε καὶ σώματος. Allein, zu der Zeit, da dieser Brief geschrieben worden, habe die Meynung von der Auferstehung der Leiber die Oberhand gehabt, sie wäre aber keinem Glaubensbekäntnis einverleibet worden.

Die Schriftsteller dieser Zeiten behaupteten die Auferstehung des Fleisches nebst der Seele. Theophilus Bischof von Antiochien schrieb: ἀναγείρει σου τὴν σάρκα ἀθάνατον σὺν τῇ ψυχῇ. Eben dieses behaupte auch Athenagoras. Aber in keinem Glaubensbekäntnis sey diese Lehre enthalten.

Der Herr Verfasser führt alsdenn den Irenäus an. Dieser habe zwey Abrisse von den Lehren des Evangelii, davon der eine kurz, der andere etwas länger sey. Sie könten nicht als Glaubensbekäntnisse einer Kirche betrachtet werden, sondern als ein Inhalt der vornehmsten christlichen Lehren. Das erste ist im 3 B. enthalten. Es enthält nichts von der Auferstehung des Fleisches. Ja es ist eine sehr unvollkommene Vorstellung von dem alten Glauben, denn es hat nichts von dem heiligen Geiste. In dem andern, aber etwas längern Abris der christlichen Lehren, den die Kirche nach seiner Meynung von den Aposteln und ihren Schülern bekommen hat, wird unter andern gesagt: Christus würde wiederkommen, und alles Fleisch der Menschen auferwecken. Der Herr Verfasser behauptet, daß nicht alle Artickel in ein Glaubensbekäntnis, das bey der Taufe sey abgelegt worden, gesetzt worden wären. Denn

viele

viele wären einem Täufling zu wissen, noch nicht nöthig gewesen. Dieser kurze Inhalt der christlichen Lehren ist bey dem Irenäus im 1 B. im 2 C. zu finden.

Der Hr. Verfasser führt nun in der Ordnung den Tertullian an, bey welchem drey Glaubensformeln anzutreffen. In der einen ist nichts von der Auferstehung des Fleisches enthalten, aber in den andern beyden. Er hält es für keinen Articel, der in einem öffentlichen Glaubensbekäntnisse gestanden. Von dem ersten sagt Tertullian selbst: Hanc regulam ab initio decucurrisse etiam ante quosque haereticos, nedum ante Praxeam hesternum. Eine Auferstehung wird zwar darinnen bekant, welches aus den Worten erhellt: Christum venturum esse iudicare vivos et mortuos, aber doch nichts von der Auferstehung des Fleisches oder der Leiber. Bes. Tertull. adu. Praxeam c. I.

In der andern kurzen Formel des Glaubens, welche in dem Buche de Velandis Virginibus c. I. enthalten, wird der Auferstehung des Fleisches gedacht. Wir wollen seine eigene Worte hersetzen: Christum — venturum iudicare viuos et mortuos *per carnis etiam resurrectionem.* Der Herr Verfasser hält diese letzten Worte für eine Erklärung der Worte: et mortuos, folglich machten sie keinen Theil des Glaubensbekäntnisses aus, welcher kurzer Abris ohnedies für keines könne gehalten werden, weil nichts von dem heiligen Gei-

sie

ste gelehret werde, welches doch eine von den Grundlehren der Christen sey.

Wir wollen ebenfalls aus der dritten Norm des Glaubens die Worte hersetzen: venturum sc. Christum cum claritate — *facta vtriusque patris resuscitatione cum carnis restitutione.* Sie stehen im 13 Kap. de Praescriptione Hereticorum. Von diesem letzten sagt Tertullian: Haec regula a Christo, vt probabitur, instituta. Der Herr Verfasser macht einige Anmerkungen, darinnen er zeigt, daß keine von diesen Regeln des Glaubens bey der Taufe wäre abgeleget worden. Denn man könne nicht behaupten, welche es gewesen. Die letzte könne es nicht gewesen seyn, weil sie von Christo eingesetzt worden seyn soll; es sey aber gewis, daß Christus keines vorgeschrieben, und auch nichts von der Wiederherstellung des Fleisches gelehret habe. Das andere könte es auch nicht seyn, weil es nicht Meldung von dem heiligen Geiste thue. Sollte es das erstere seyn, so enthalte es doch nichts von der Auferstehung des Fleisches.

Die andere Anmerkung ist: die Streitigkeit wegen der Auferstehung des Fleisches, hätte nicht vor der Mitte oder vor dem Ende des andern Jahrhunderts ihren Anfang genommen. Die Weltweisen forschten zu den Zeiten, wie Fleisch, das von wilden Bestien oder Fischen gefressen, oder durch das Feuer in Asche verwandelt worden, auferstehen könne? Die Christen antworteten, es sey der Allmacht Gottes nicht unmöglich. Ob diese Antwort allein hinlänglich gewe-

gewesen, lässt der Hr. Verfasser an seinen Ort gestellt seyn. Sie hätten zeigen können, die Auferstehung des Fleisches werde nicht in der Schrift gelehret, und dieser Ausdruck sey nicht wie der andere, diesen Schwürigkeiten unterworfen. Er zeigt ferner, daß diese bestrittene Lehre doch erst lange nach diesen Zeiten einem Glaubensbekäntnisse sey einverleibet worden.

Der Herr Verfasser komt nunmehro auf den Origenes. In seinen Werken treffen wir etliche Glaubensbekäntnisse an. Z. E. in seiner Erklärung des Johannis Tom. II. p. 397. finden wir die grossen Glaubenspunkte, auf welche alle Christen sind getauft worden. Es hat aber gar nicht die Gestalt eines Glaubensbekäntnisses. Es wird auch nicht der Auferstehung des Leibes oder Fleisches gedacht. Daraus kan man sicher schliessen, daß kein Glaubensbekäntnis zu dieser Zeit einen solchen Begrif von der Auferstehung gehabt. Das andere Bekäntnis des Glaubens steht in der Abhandlung wider die Marcioniten p. 3, darinnen abermal nichts von der Auferstehung der Leiber enthalten.

Cyprian, thut keines solchen Artickels Erwähnung, daß nämlich die Auferstehung des Fleisches denen zu taufenden Personen zu bekennen sey vorgelegt worden. An zwey verschiedenen Orten redet er von der Frage, die denen Täuflingen ist vorgeleget worden: Credis remissionem peccatorum et vitam aeternam per sanctam ecclesiam, und

an

an einem andern Orte, Credis in vitam aeternam et remissionem peccatorum per sanctam ecclesiam? Der Hr. Verfasser bemerkt, man treffe zuerst den Ausdruck von Vergebung der Sünde durch die heilige Kirche, hier an. Aber von der Auferstehung des Fleisches finde man nichts. In dem Glaubensbekäntnis des Gregorius, des Wunderthäters, trift man ebenfalls nichts von dieser Lehre an. Es enthält nichts als den Glauben an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist. Bes. Gregorii Nysseni vitam Gregor. Thaumat.

Der Herr Verfasser zeigt ferner, daß bey dem Ursprung der arianischen Ketzerey das erste Glaubensbekäntnis, das in dieser Streitigkeit vorkömt, von Alexandern von Alexandria aufgesetzt worden sey. Der Brief, der rings umher an alle Bischöffe geschickt worden, sey voller Zorn und Eifer. In dem Glaubensbekäntnis, das auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa aufgesetzt worden, wird ebenfalls nicht an diese Lehre gedacht. Das Glaubensbekäntnis, das Eusebius hinterlassen, ist nur in einigen Worten von dem Nicänischen unterschieden; es enthält aber auch nichts, welches die Auferstehung des Fleisches betrifft. Es schärft nur den Glauben an Gott, den allmächtigen Vater, an den einigen Herrn Jesum Christum, und an den heiligen Geist ein. Auf dieses Glaubensbekäntnis ist Eusebius getauft worden, und bey

dem-

lben hat er eidlich versprochen zu verbleiben.
wurde auf dieser Versammlung der Kirche
etzt. Ein gewisser Presbyter machte sich bey
Schwester des Kaisers Constantinus beliebt.
er sagte ihr viel von dem Unrecht, das Arius
en habe, vor. Der Kaiser selbst hörte von
Presbyter, daß Arius eben das Glaubensbe-
nis habe, als die Nicänischen Väter. Kurz
s und Euzoius werden vor den Kaiser ge-
ht, welcher zuvor an ihn einen Brief geschrie-
haben soll. So erzählt es Sokrates im er-
Buch Kap. 25. Allein der Herr Verfasser
dieses für eine erdichtete Erzählung. In
em Glaubensbekäntnis kömt unter andern die-
Satz mit vor: πιςεύομεν εἰς τὸ ἅγιον πνεῦμα,
εἰς σαρκὸς ἀνάςασιν. Daher der Herr Ver-
er davor hält, es sey das erste Glaubensbe-
tnis, darinnen man die Auferstehung des Flei-
es antreffe. Es sey aufgesetzt, sich der Gunst
Kaisers zu versichern. Arius habe zwar vor-
geben, sein Glaubensbekäntnis habe er aus der
hre des Evangelii gelernt. Allein der Herr
erfasser antwortet: wo kommen alle die neuen
hren her, von der Auferstehung des Flei-
hes, von der allgemeinen Kirche Gottes?
s. f. Weil dieses Bekäntnis kein öffentliches
, so folgt auch, daß es nicht bey der Taufe ist
braucht worden.

Der Herr Verfasser kömt nunmehro auf das
Glaubensbekäntnis des Athanasius, welches im
Jahr

Jahr 340, da eine römische Kirchenversamlung gewesen, unter dem Pabst Julius bekant gemacht worden. Baronius und Binius setzen es in dieses Jahr. Baronius behauptet, es sey in das Archiv der römischen Kirche gelegt, nach vielen Jahren erst gefunden, und der Welt mitgetheilt worden. Es ist darinnen unter andern enthalten, daß alle Menschen mit ihren Leibern würden auferstehen. Die grösste Schwierigkeit sey nur diese, wie ein Glaubensbekäntnis von einem so berühmten Manne so lange habe können verborgen liegen? Es sey vielmehr ausgemacht, daß es nicht den Athanasius, sondern den Hilarius von Arles zum Urheber habe, folglich sey es fast hundert Jahr später, als nach Baronius Ausrechnung, verfertigt worden. Auf der Kirchenversamlung zu Antiochien untersuchte man die Sache des Athanasius. Er hatte sich ohne Erlaubnis der Kirchenväter wieder in die Kirche zu Alexandrien eingesetzt. Man hatte auf dieser Versamlung drey bis vier Regeln des Glaubens aufgesetzt. In der ersten heisst der Schlus: εἰ δὲ δεῖ προσθεῖναι, πιστεύομεν καὶ περὶ σαρκὸς ἀναστάσεως καὶ ζωῆς αἰωνίου. Bes. Sokrat. II. c. 10. Der Hr. Verfasser hält davor, es sey ausser allen Zweifel gesetzt, daß der Artickel von der Auferstehung des Fleisches in keinem Glaubensbekäntnis, das bey der Taufe gebraucht worden, zu finden gewesen. In dem andern, dritten und vierten ist auch davon nichts enthalten. Das letztere ist dem Constans zugesendet worden.

Der

er Herr Verfasser kömt der Ordnung nach auf Kirchenversamlung, die zu Sardica, einer t in Illyricum, ist gehalten worden. In dem bensbekäntnis, das hier verfertigt worden, man abermals nichts von der Auferstehung leisches an. Es ist sonst davon zu merken, s nach dreyen Arten angeführt wird. Ein- indet man nach den Worten; Ich gläube den heiligen Geist, keinen Zusatz. Mit en Vermehrungen hat es Hilarius: „Credi- in sanctam ecclesiam, in remissionem pecca- m, in vitam aeternam.„ Verändert findet es zum dritten in den Fragmenten des Hila- , in einem Briefe, der von den morgenlän- en Bischöffen an alle Bischöffe gesendet wor- : „Credimus & in sanctam ecclesiam, in re- ionem peccatorum, *in carnis resurrectionem*, itam aeternam. Allein der Herr Verfasser det wider dieses leztere Bekäntnis ein, daß nicht das ächte sey, dem sich die abendländi- n Bischöffe unterschrieben, weil Hilarius, der dieses Bekäntnis hinterlassen, dieses Artikels t gedenke. 2) sey es das erstemal, daß eine rgenländische Kirchenversamlung davon Mel- g thue, folglich sey es aus einem abendländi- n Glaubensbekäntnis hinein gesezt worden, weder noch bey Hilarius Zeiten, oder kurz nach.

Dem sey nun, wie ihm wolle, so behauptet r Herr Verfasser, daß nach der Zeit auf der Kir-

chenversamlung zu Sirmium dieser Artikel in kein Bekäntnis sey gesetzt worden. Valesius behauptet, daß drey verschiedene Glaubensbekäntnisse in verschiedenen Versamlungen wären bekant gemacht worden. Ein griechisches von M. Arethusius, und zwey lateinische. Aber in keinem derselben trifft man diese Lehre an. Da die Streitigkeiten zwischen den Rechtgläubigen und Arianern fortdauerten, die zu Sardica und Sirmium nicht hatten können beygelegt werden, beschlos Constantius eine allgemeine Kirchenversamlung zusammen zu rufen. Die morgenländischen Bischöffe sollten zu Seleucia, und die abendländischen zu Ariminum in Italien zusammen kommen. Der Herr Verfasser merkt an, daß eben das Glaubensbekäntnis, das zu Sirmium gelesen worden, hier auch abgelesen worden sey. Aber hier trift man nichts von der Kirche, oder von der Auferstehung des Fleisches an. Und wenn Athanasius Anmerkungen über dieses Bekäntnis macht, so erinnert er nicht, daß dieser Artikel von der Auferstehung des Fleisches ausgelassen sey. Zu Seleucia las Acasius ein Glaubensbekäntnis ab, darinne nicht eine Sylbe von der Auferstehung des Fleisches stand. Da die Versamlung zu Ariminum noch beysammen war, wurde zu Constantinopel eine Zusammenkunft gehalten, wobey die Väter etwas weniges zu dem Bekäntnis zu Ariminum hinzusetzten. Aber von dieser Lehre schweigen sie. Der Herr Verfasser schliesst also: Wäre zu der Zeit in der abendländischen Kirche ein solcher Artikel gebräuch-

ruchlich gewesen, sollte er nicht dem Glaubens-
kåntnisse zu Ariminum seyn einverleibet worden?
nd sollten so viele italiånische, britannische, gal-
che, und spanische Bischöffe nicht von diesem
laubenspunkte Meldung gethan haben, der doch
n den Tåuflingen wåre bekennet worden? Das
chste Glaubensbekåntnis wird bey dem Epipha-
us angetroffen. Es ist demjenigen sehr åhnlich,
s sieben Jahr darnach zu Constantinopel ist ver-
tiget worden; daher muthmasset der Herr Ver-
ser, daß es Epiphanius selbst gemacht, und die
rchenversamlung zu Constantiopel gebilliget ha-
, und nur eine geringe Veränderung gemacht
rden sey. Wir wollen nur das Ende davon her-
en: **Wir bekennen eine Taufe zur Verge-
ng der Sünde, wir erwarten eine Aufer-
hung der Todten, und ein Leben in der
künftigen Welt.** Dieses kürzere Bekåntnis
schreibet er, und wenn er von der Auferstehung
Todten redet, so fügt er hinzu: „καὶ κρίνειν
αίων ψυχῶν καὶ σωμάτων.„

Nun macht der Herr Verfasser etliche Folge-
igen, darinnen man das Ganze übersehen kan:

1) Wåre in kein öffentliches Glaubensbekånt-
, vor dem Constantinopolitanischen, und vor
n Jahr 381, ein Artikel von der Auferstehung
Todten gesetzt worden. Eben dieses finde
n in keinem Privatbekåntnisse, ausgenommen
des Arii und Epiphanii ihren.

Ll 2 2) In

2) Hier finde man viele Zusätze, die niemals in einem öffentlichen Bekäntnisse gestanden, z. E. Eine heilige allgemeine Kirche, eine Taufe zur Vergebung der Sünden, Auferstehung von den Todten, und ein Leben in der zukünftigen Welt.

3) Träfen wir kein Glaubensbekäntnis an, wo die Auferstehung des Fleisches wäre zu einem Artikel gemacht worden, vor dem Arius und Euzoius. In des Eusebii Bekäntnis, darauf er selbst getauft, stünden diese Artikel nicht.

4) Obgleich in keinem von den gemeldeten Glaubensbekäntnissen, ausser in des Arius und Euzoius ihren mit ausdrücklichen Worten die Auferstehung des Fleisches, oder von den Todten, wie in des Epiphanius seinem, enthalten; so hätten sie doch alle von Anfang eine Auferstehung der Todten geglaubt, in den Worten: Christus werde kommen zu richten die Lebendigen und die Todten; folglich sey auch ihr Glaubensbekäntnis nicht mangelhaft gewesen, ohnerachtet dieser Artikel nicht in solchen Ausdrücken darinnen enthalten gewesen.

5) Arius habe zuerst der Auferstehung des Fleisches gedacht. Nach der Zeit fänden wir Nachricht, daß es in dem Glaubensbekäntnisse der Kirchenversammlung zu Antiochien enthalten. Sie setzten aber hinzu: εἰ δὲ δεῖ προσθεῖναι, πιστέ-

ὕομεν

μεν καὶ περὶ σαρκὸς ἀναςάσεως. Die Väter
r Kirchenversammlung hätten dieses vielleicht
nzugesetzt, um nicht für Nachfolger des Arius
gesehen zu werden. Ob sie gleich geglaubt, man
nne diesen Zusatz wohl machen, so hätten sie es
ch nicht wagen wollen, einen solchen Zusatz in ei-
m von ihren Glaubensbekäntnissen zu haben.

6) Hat der Herr Verfasser oben angemerket,
ß im andern Jahrhunderte der Begrif von der
uferstehung des Fleisches oder der Leiber unter vie-
n angenommen worden. Athanasius habe diesen
egrif auch angenommen, und Cyrillus von Jeru-
lem habe uns den letzten Theil seines Glaubens-
käntnisses hinterlassen. "Wir gläuben eine
lgemeine Kirche und eine Auferstehung des Flei-
hes. Dieser Begrif habe erst 34 Jahr darnach
der morgenländischen Kirche die Oberhand be-
lten. Denn in der Kirchenversammlung zu Con-
antinopel sey nur der Auferstehung der Todten
dacht worden.

Der Herr Verf. untersuchet nunmehro, zu wel-
er Zeit der Artikel von der Auferstehung des
leisches zuerst in der abendländischen Kirche dem
postolischen Glaubensbekäntnisse sey einverleibet
orden. Ruffinus hat über das Glaubens-
käntnis der Kirche zu Aquileja eine Erklä-
ng geschrieben; und dieses enthält viele Zu-
ße zu dem römischen. Das aquilejani-
he enthält nichts von der Höllenfarth Chri-

 sti,

sti, hingegen das römische. Das aquilejanische hat ferner von der Auferstehung dieses Fleisches, aber das römische nicht noch sonst ein anderes. Ruffinus behauptet, daß die Irrthümer des Valentinus und der Manichäer, und die Einwürfe der Heyden die Ursachen gewesen, warum der Artikel von der Auferstehung des Fleisches dem apostolischen Glaubensbekäntnisse einverleibet worden. "Nam Valentinus resurrectionem carnis omni modo negat, et Manichaei.,,

Der Herr Verf. giebt Nachricht von dem Glaubensbekäntnis, das in den Constitutionibus apostolicis vorkömmt. Sie bekennen einen Glauben, σὺν πᾶσι τοῖς πιστεύουσιν ἐν τῇ ἁγίᾳ καθολικῇ ἐκκλησίᾳ εἰς σαρκὸς ἀνάστασιν, καὶ εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν. Sieht man zurücke auf das Bekäntnis des Arius und Euzoius, so erblickt man eben diese Artikel, nur in einer veränderten Ordnung. Der Herr Verf. hält also davor, daß es nach eben dem Plan des Glaubensbekäntnisses des Arius gemacht worden, und wahrscheinlich vor der Mitte des vierten Jahrhundertes aufgesetzt, da dieser Artikel seine Vertheidiger fand, und durch etliche in die öffentlichen Glaubensbekäntnisse gesetzet worden. Aus diesen allen macht der Herr Verf. den Schlus, daß in keinem von den angeführten Glaubensbekäntnissen der Auferstehung des Fleisches vor dem vierten Jahrhundert gestanden. In den morgenländischen Gegenden war diese Lehre zuerst in dem Glaubensbekäntnis des Arius und Euzoius.

Als-

sdenn in den Constitutionibus apostolicis. Im
ihr 341 ist auf einer Kirchenversammlung zuerst
ser Lehre wegen gehandelt worden. Nach sechs
ihren treffen wir es in Cyrillus Glaubensbekänt-
s an. Allein die Kirchenversammlungen zu Sar-
a, Sermium und Ariminum, und Constantino-
reden wie die Schrift. Eine andere Anmer-
ig, die der Herr Verf. macht, ist, daß das
aubensbekäntnis, das dem Athanasius zuge-
rieben wird, zwar diesen Artikel habe; allein
: dem fünften Jahrhundert sey diese Betrügerey
ht vorgegangen.

Das römische Bekäntnis ist unter allen das
:zeste, und endiget sich mit der Auferstehung des
eisches.

Der Herr Verf. schliest endlich, es sey klar aus
sem, daß man den Begriffen, die die Schrift
ret, folgen müsse. Denn wenn man mensch-
he Lehren damit vermische, so entstünden unauf-
liche Schwürigkeiten. Dieses könne man aus
: Lehre von der Auferstehung des Fleisches erken-
i. Es wären 350 Jahr verstrichen, ehe man
sen Begrif in der christlichen Kirche bekennen
issen. So lange als man geglaubt, daß Tode
) Lebendige würden gerichtet werden, daß alle
: dem Richterstuhl Christi stehen müsten, so sey
mals die unnöthige Frage entstanden: Mit was
Leibern werden wir auferstehen?

Schlüslich zeigt der Herr Verf. aus diesem allen, daß die Zusätze, die den Lehren des Christenthums wären angefüget worden, dem Christenthume mehr geschadet, ob man gleich eine gute Absicht gehabt. Nähme man aber die Begriffe der heiligen Schrift an, so sey nichts in der Religion, das der Vernunft zuwider wäre. Hingegen das leichte in Dunkelheit einzuhüllen, und diejenigen zu verfluchen und zu verfolgen, die das, was sie nicht verstehen, nicht bekennen, sey nichts als Unglaube, der sich unter der Maske des Christenthums verstecke.

V.

The *Connoisseur* by Mr. *Town*, Critic and Censor-general.

- - *non de villis domibusve alienis*
Nec male necne lepos saltet; sed quod magis ad nos
Pertinet, et nescire malum est, agitamus.

London 1755. 2 Vol. 8.

Wir haben in dem ersten Bande (*) unsrer Bibliothek zwey Werke bekant gemacht, die man als Nachahmungen des Zuschauers und Aufsehers ansehen kan; und wir wollen izt von einem dritten einige Nachricht geben. Es ist überflüssig zu erinnern, daß auch dieses Werk diejenigen, die es nachahmt, nicht erreichet. Dem ungeachtet aber hat es seine Verdienste, und es enthält vieles, wodurch die Verbesserung der Sitten befördert werden kan.

Dieses ist die zweyte Ausgabe dieses periodischen Blattes. Es besteht aus siebenzig Stücken, wovon der erste Band fünf und dreyßig und der zweyte die übrigen in sich fasst. Wir wollen uns bemühen, eine Wahl zu treffen, die unsern Lesern angenehm seyn kan.

Das zwey und zwanzigste Stück enthält den Brief eines ungenannten Correspondenten an den Verfasser, über die izt gewöhnliche Art die Kinder

(*) S. 184 und 337.

zu erziehen. Ich erinnere mich, sagt der Correspondent, daß bey einer Heirath zwoer Personen von verschiedener Religion, ausgemacht wurde, daß die Söhne in der Religion des Vaters und die Töchter in der Religion der Mutter erzogen werden sollten. Die Folge hiervon war diese, daß der eine Theil der Familie sich gewöhnte, mit einer frommen Verachtung auf den andern herabzusehen, woraus endlich eine Trennung erfolgte. Die Söhne folgten dem Beyspiel ihres Vaters. Sie wollten nicht den geringsten Anschein eines Aberglaubens und einer Heucheley haben, und wurden Freydenker. Die Töchter mussten ihrer Mutter nach Frankreich folgen, wo sie dieselben in ein Kloster that, um sie vor aller Gemeinschaft mit den Ketzern zu bewahren. Es scheint, als ob bey der gewöhnlichen Art die Kinder zu erziehen, eben diese Methode beobachtet würde. So bald sie nicht mehr unter der Aufsicht der Amme stehen; so bald werden sie, nach dem Unterschiede ihres Geschlechts, entweder der väterlichen oder der mütterlichen Sorge überlassen. — Der kleine Junker wird, ehe er noch gehen kan, auf ein kleines Pferd gesetzt, und er wird, was sein Vater vor ihm war, ein treuer Gefährte des Stallknechts. Ist die Mama die Tochter eines armen Mannes von Stande, und die Frau eines reichen Kaufmanns: so prägt sie dem kleinen Mädchen zeitig ein, daß sie ihre vornehme Herkunft schätzen und die unanständige Beschäftigung ihres Vaters mit der Handlung verachten soll. — Die itzige Art der Erziehung ist wirklich

nig geschickt, Tugend und Wissenschaft zu be-
n, daß es bey nahe unmöglich ist, daß die
r besser und weiser als ihre Väter seyn kön-
Selten wird es dem Landjunker fehlen, sei-
ohn eben so dumm und ungeschickt zu sehen,
selbst ist, und der vornehme Narr oder Wol-
g erzieht einen thörichten oder ausschweifen-
ingling. — Ich bitte um Erlaubnis, das-
, was ich gesagt habe, durch das Beyspiel
ansehnlichen Familie zu erläutern. Lady
Modely war eines der artigsten Frauen-
r, und der Oberste, ihr Gemahl, war einer
en Mannspersonen, die den grössten Aus-
ungen ergeben waren. Nachdem sie die
der Welt in ihrem ehelosen Stande auf sich
n hatten: so liessen sie sich zusammen geben.
ar stolz darauf, daß sie eine Mannsperson
ln wusste, die, mit der Hälfte der Frauen-
r von Welt, Verständnisse unterhalten hat.
r Oberste wurde das Opfer ihrer Schönheit,
eil sie sonst von jedermann bewundert wur-
ie lebten einige Zeit in grosser Pracht bey-
n; allein da der Ehestand ihre Freyheit ein-
te: so wurden sie endlich unter sich einig,
trennen. Lady Belle besucht die besten
haften, sie ist bey jeder Lustbarkeit, sie fehlt
s auf der Maskerade, und Sonntags sind
in ihrem Hause die Spieltische besetzt.
erste ist ein Mitglied der ungebundensten Ge-
ten, unterhält eine Schauspielerin, und weis
rfolgungen seiner Gläubiger auf eine gute
Art

Art zu entgehen. Sie haben zwey Kinder. Der Sohn ist von seinem Herrn Vater erzogen, und die Tochter ist von ihrer Frau Mama gebildet worden. Der Sohn wurde zwar auf eine Schule gethan; aber die lateinische und griechische Sprache, oder besser zu sagen, alle Sprachen überhaupt, die französische ausgenommen, sind für eine Mannsperson von Stande von keinem Nutzen. Der Knabe entdeckte frühzeitig Merkmale der Herzhaftigkeit; der Oberste schwur, Jakob sollte ein Soldat werden, und noch vor seinem funfzehnten Jahre kaufte er ihm eine Compagnie. Der Oberste, der nur in den friedsamen Gefilden von Covent Garden gedient hatte, gab sich viele Mühe, seinem Jakob den Muth einzuflössen, den man an den heutigen Helden der Armee so sehr bewundert. Er erzählte ihm alle seine ehemaligen Thaten. — Der Hauptmann musste nothwendig unter einem so vortreflichen Lehrmeister ausserordentlich zunehmen, und er brachte es bald so weit, als sein Vater. — Er hat noch niemand auf eine Art getödtet, die ihm Ehre brächte; verschiedene Wächter hat er gelähmet, und sie alsdenn herzhaft durchstossen. Sein geringer Sold erlaubt ihm nicht, sich eine Maitresse zu halten; aber er hat, wie man sagt, sich ingeheim mit einer Weibsperson aus der Stadt verheirathet. Dieses sind die Folgen von der Erziehung dieses Sohnes. — Lady Jelle ist wegen ihrer Tochter nicht weniger besorgt gewesen. Diejenigen, welche es unternommen haben, artige Frauenzimmer zu erziehen, haben es als eine Regel

stgesetzt, daß die Frauenzimmer für nichts an, als für Puppen gehalten werden müssen; daß man also sich keine Mühe geben dürfe, Verstand zu bilden, sondern nur ihre Person itzen. Die romanhaften Begriffe von Ehre Tugend gehören nur für die elenden Creaturen, rschaffen sind, die Frau eines Krämers oder Geistlichen zu werden; aber für ein Frauenier vom Stande, das für die grosse Welt be ist, sind sie von keinem Nutzen. Miss riot wurde also der Aufsicht der Madame vernante anvertrauet, die ihr nicht erlaubte, Wort englisch zu reden, und ein französi Tanzmeister lehrte sie, den Kopf in die Hö halten, und anständig in das Zimmer zu nen. Da sie aufwuchs, so wurde sie von ih Mama in allem, was zur Lebensart gehöret, richtet. Sie erklärte ihr die Gesetze, sich zu en; sie leistete ihr in der Wahl der reichen e Beystand, sie sagte ihr, welche Moden ihr esten stünden, und welche Farben sich zu ihrer chtsfarbe am besten schickten. Diese vortref n Lehren wurden unaufhörlich durch Beyspiele, e Lady Belle von sich selbst hernahm, bestä über dieses machte sie ihr die verschiedenen ste der Galanterie und der Intrigue bekant; rzählte ihr, was für List sie oft angewendet , neue Eroberungen zu machen; sie lehrte sie, n sie gefällig, und wenn sie zurückhaltend seyn te, und wie weit sie sich gewisse Freyheiten atten könte, ohne ihre Ehre in Gefahr zu se-

zen.

ten. Miss Harriot wurde bald die allgemeine Bewunderung der Stutzer, und sie wurde für ein Frauenzimmer von den ungemeinsten Vollkommenheiten gehalten. — Ihre Mutter führte sie an alle Oerter des Vergnügens. Ihre Schönheit war daselbst, gleich den Waaren auf dem Markte, für den Meistbietenden ausgesetzt. — Sie hieng sich endlich an eine Mannsperson, die mit ihrer Mama sehr vertraut gewesen war, und die sich der Miss Harriot durch eine Statur von sechs Fus, und durch ein Achselband zu empfehlen wusste.

In dem acht und zwanzigsten Stück finden wir die Geschichte des Tom Dare-Devil, und eingemischte Betrachtungen über das Gewissen. Tom Dare-Devil, erzählt der Verfasser, hat sein Leben voller Ausschweifungen und Ueppigkeiten geendigt, und ein phrenetisches Fieber hat ihn, in der letzten Woche, von der Welt genommen. Ich war in seinen letzten Augenblicken bey ihm; und ich erinnere mich noch so lebhaft an ihn, daß ich ihn noch immer mit seiner Verzweiflung, mit seiner Angst ringen sehe, ihn noch immer die entsetzlichsten Verwünschungen ausstossen höre. Bey der Annäherung des Todes „sandte sein Gewissen zehn „tausend Teufel mit feurigen Spiessen gegen ihn „aus. Sie waren allen denjenigen ähnlich, die „er beleidigt hatte, und voller Hohn kamen sie auf „ihn zu, ihr erlittenes Unrecht zu ahnden. Ent„fernt mich, entfernt mich, rief er aus, von die„ser blutenden Gestalt. — Er war mein Freund

„und

und ich durchsties ihm das Herz in einem Zwey-
kampf wegen einer verworfenen Weibsperson. —
Führt diesen alten Mann von mir hinweg —
„er wollte uns in die Wachstube bringen — ich
„schlug ihn mit seinem eignen Stocke zu Boden —
„allein ich habe mir nicht eingebildet, daß er da-
„von sterben würde.„ Als ihm die Wärterin
einen Trunk anbot, rief er: „Willst du mich mit
„Champagner berauschen? — es ist ein ver-
„wünschtes Getränke, und ich geniesse nichts mehr
„davon.„ In einem von den Augenblicken, da
er ein wenig zu sich selbst kam, ergrif er meine
Hand, brach in Thränen aus, und sagte: „Woll-
„te Gott, ich wäre vor zwanzig Jahren gestorben.„
Endlich verlies seine unzufriedne Seele den Kör-
per, und die letzten Worte, die wir von ihm hör-
ten, waren noch ein schwacher Seufzer an seinen
Schöpfer, den er sein ganzes Leben hindurch ge-
lästert hatte. Sein trauriges Ende veranlasste
mich, über diese schöne Stelle der Schrift nachzu-
denken: **Las mich sterben den Tod des Ge-
rechten, und mein Ende sey wie das sei-
nige.** Das Verhalten dieses Unglückseligen ist
ein schreckliches Beyspiel von der Wahrheit des
Satzes: Keine Hölle gleicht einem unruhigen Ge-
wissen. Es sind wirklich keine Geister nöthig, uns
dieses zu sagen —, aber es wäre doch zu wün-
schen, daß das Gewissen eines jeden lebenden La-
sterhaften auf eine ähnliche Art auf seine Einbil-
dungskraft wirken, und so fürchterliche Erschei-
nungen vor ihm bringen möchte, ihn zu quä-
len.

len. Welcher Elende ist so verhärtet, daß er sich nicht dafür entsetzen sollte? Oder wer könte in einem Lauf von Missethaten fortfahren, wenn eine jede neue Beleidigung eine neue Furie hervorbrächte, ihn für seine Verbrechen zu beunruhigen? Wir wollen die vornehmsten Lebensumstände des ungläubigen Tom Dare - Devil betrachten; und wir wollen uns, wenn es möglich ist, zugleich vorstellen, was für Beängstigungen er empfunden haben würde, wenn eine jede lasterhafte That ihm eben die Phantomen vor Augen gebracht hätte, die ihn auf seinem Todbette peinigten. Lasst uns ihn zuerst als einen Vatermörder ansehen; denn so kan er genennet werden, da sein fortdauernder Ungehorsam dem zärtlichsten Vater das Herz brach. Konte sein kindlicher Undank wohl eine härtere Strafe erfahren, als wenn, mitten in seinen Ausschweifungen, sein Vater sich ihm beständig vor Augen gestellt, und ihm sein unnatürliches Verhalten verwiesen hätte? „O mein „Sohn, würde dieser Vater gesagt haben, war es „deswegen, daß deine Mutter, die über deiner „Geburt starb, mich mit ihrem letzten Hauche bat, „liebreich gegen ihren Sohn zu seyn? War es des„wegen, daß man mich mit freudigen Glückwün„schen über den Besitz eines Erbens überhäuf„te? — O mein Sohn, wen kan ich nun „meinen Erben nennen? Das Vermögen, das ich „um deinetwillen zu vermehren suchte, verschwen„dest du unter nichtswürdigen Bösewichtern, und „unzüchtigen Dirnen? — Wenn du jemals Va-

„ter

wirst: so lasse der Undank deines Sohnes
) nie an mich zurück denken." Tom trug
lich Sorge, von Kindern nicht gekränkt zu
en. Er hatte einen zu grossen Geist, als daß
das Joch des Ehestandes hätte erträglich seyn
en, und er lebte in einem ehelosen Stande,
r Buhlerinnen. Zuweilen störte er die Ruhe
Familien, und verführte die Witwen und Töch-
einer Bekantschaft. Unter andern galanten
denthaten entführte er die Tochter eines Land-
nanns, und brachte sie in die Stadt, wo er
ntehrte, und sie unter einer schändlichen Krank-
schmachten lies. Endlich äusserten sich die
chte seiner Liebe in einem Kinde, das bald mit
er unglücklichen Mutter in einem öffentlichen
pitale umkam. Durch eben dieselbe Zauberey
Fantasie wollen wir dieses beklagenswürdige
idchen, mit dem Kinde in ihren Armen, ihm
ide zu der Zeit vorstellen, da er unter seinen
hlerinnen lärmt, und, gleich einem Bassa,
r die Vasallen seiner Wollust gebietet. Wel-
Gewissensangst würde dieser Bösewicht gefühlt
en, wenn er sich eingebildet hätte, daß sie ihn
folgenden Worten anredete: „Betrachte in
em scheuslichen Leichnam dieses kleinen Kindes
ein eigenes Bild; verfault, von den Würmern
erzehrt, und verweset! — Wie konte ich zu-
eben, daß ein so schändliches Geschöpf mich der
Beschützung meiner Aeltern entris? — Es
war billig, daß ich ein Opfer meiner Thorheit
wurde. Aber wurde dieses elende Kind nur dar-

„um beseelt, um meine Unehre und Schande aus=
„zubreiten? — Warum hattest du doch die
„Macht, das Unglück selbst auf die Unschuld fort=
„zupflanzen?“ Tom hatte sich oft in Zweykäm=
pfe eingelassen. Wir haben erzählt, daß sein Ge=
wissen ihm in seiner Todesstunde den Mord eines
vertrauten Freundes vorwarf. Er war einsmals
unglücklich im Spiel. Er entrüstete sich über seinen
Verlust. Er hatte seinen Gegner in dem Ver=
dacht, daß er ihn hintergienge; und er beleidigte
ihn dergestalt, daß er von ihm herausgefordert
wurde. Er eilt an den Ort des Zweykampfs: —
allein es komt ihm vor, daß er von dem Schatten
seines Freundes verfolgt wird, welchen er an eben
demselben unglücklichen Orte, jenem Abgott, der
falschen Ehre, aufgeopfert hatte. Er hört ihn
rufen — „Kehre dich um, Thörichter, kehre
„dich um, und siehe auf mich. — Du musst
„dich erinnern, wie sehr ich mich weigerte, dir zu
„folgen. — Du zwangst mich zum Zweykampf
„— und ich freute mich, daß der Sieg dein war.
„Du raubtest mir das Leben in einem Zank über
„eine Creatur, die du, bey der Zurückkunft von
„dem Mord deines Freundes, in den Armen ei=
„nes andern fandest. — Es war die Ehre, die
„dich verleitete, das Herz eines Menschen zu
„durchstossen, den du liebtest. — Ebendieselbe
„Ehre veranlasst dich itzt, einem Nichtswürdigen,
„den du verachtest, zur Ahndung des mir zuge=
„fügten Unrechts Gelegenheit zu geben. — Wel=
„che Thorheit, dein Leben in die Hände eines Bö=
„sewichts

vichts zu liefern, der schon den Verdacht bey
r erregt hat, dir dein Vermögen geraubt zu
iben? — Aber geh hin; dein Tod befreye die
Welt von einem Ungeheuer, das wütend genug
:, sein eignes Leben aufs Spiel zu setzen; und
sterhaft genug, dem Leben eines andern nach-
trachten." — Unterdessen trug es sich zu,
Tom diesen Ermahnungen nicht gehorchen
te. Die Person, die er zu finden glaubte, war
n so feig, als betrügerisch; und unser Held,
eine ganze Stunde auf ihn gewartet und mit
Lust gefochten hatte, erhielt für den Verlust
ies Geldes keine andre Genugthuung, als das
rgnügen, sich, auf die Ausforderung eines
chtswürdigen, gestellt zu haben. Obgleich un-
Held in dem Frühling seiner Jahre starb: so
i man doch sagen, daß er gleich dem Nestor,
y Generationen überlebt hatte. Alle junge
ithige Pursche waren stolz darauf, in den Listen
ier Gesellschaften zu stehen; aber weil ihre Lei-
sbeschaffenheit schwächer als die seinige war: so
iren schon drey Haufen von ihnen in das Grab
sunken, und hatten ihn an der Spitze des vier-
i zurückgelassen. — In dieser Betrachtung
n man ihn als die mitwirkende Ursache so
ınchen muthwilligen Mords ansehen. Sein
ewissen würde ihn an der Thüre jedes Weinhau-
s einen Bekanten haben finden lassen, ihm den
ingang zu verwehren; und mitten in seinen
:euden, würde er, wie Macbeth, sein Glas
Boden geworfen, und sich eingebildet haben,

daß er einen von seinen abgeschiedenen Freunden sich neben ihm niedersetzen sähe. Aus der Natur der erzählten Handlungen des Tom Dare-Devil wird der Leser leicht den Schlus machen, daß er ein Atheist gewesen seyn müsse. Kein Geschöpf, das ein **höchstes Wesen** glaubt, kan gegen seine Nebengeschöpfe so boshaft handeln. Tom war der Präsident einer verabscheuenswürdigen Gesellschaft, welche alle Sontage zur Nacht zusammen kamen, die entsetzlichsten Gotteslästerungen auszustossen. Die Mitglieder dieses schändlichen Haufens müssen von der Todesart ihres grossen Lehrmeisters gehört haben. — Wir wollen uns also vorstellen, daß es ihnen vorgekommen, als ob ihnen sein Geist erscheine, und sie ermahne, von ihren Irrthümern abzulassen, und sich zu bekehren; als ob er ihnen die Folgen ihrer Thorheit nachdrücklich zu Gemüthe führe, und ihnen zu erkennen gebe, wie sehr er nunmehro von der Gewisheit der Lehren überzeugt sey, die sie täglich lächerlich machten. Eine solche Erscheinung würde wirklich auf gemeine Sünder einen Eindruck machen; aber wahrscheinlicher Weise würde ein Ungläubiger nicht zurückgebracht werden können, wenn auch gleich einer von den Toden auferstünde. Was ich hier von einem Ruchlosen insbesondere angeführet habe, kan jede Person für sich in Uebung bringen. Es ist nichts ein stärkerer Beweis von der Güte des Schöpfers, als das feine innere Gefühl, das bey einer jeden ver-

nünf-

nstigen Creatur angetroffen wird. Wenn die
innere Sinn lebhaft erhalten wird: so wird er
ı Sünder in seinem Laufe aufhalten, und ihn
t Schrecken auf seine Verbrechen zurück sehen
sen. Es wird an einem Alten gerühmt, daß
gewünscht, seine Brust möchte eine Oefnung
ben, damit ein jeder hineinsehen könte. Aber
ist weit nöthiger, daß wir uns gegen die Vor-
rfe unsrer eignen Herzen, als gegen die üble
eynung andrer zu sichern suchen. Wir solten
ero das Gewissen als einen Spiegel ansehen, in
lchem sich ein jeder selbst beschauen, und jede
ıer Handlungen in ihrer wahren Gestalt wahr-
ımen kan.

Die Eitelkeit der Schriftsteller ist der Ge-
ıstand des neun und zwanzigsten Stücks, über
lchem diese Zeile aus dem Horaz steht:

Gaudent scribentes et se venerantur. —

ıß ein jeder Schriftsteller sein bescheiden Theil
ı Eitelkeit empfangen hat, ist nicht zu läugnen,
viele Mühe sie sich auch geben mögen, es vor
ı übrigen Menschengeschlechte zu verbergen.
) für meine Person, sagt unser Verfasser, ge-
ıe aufrichtig, daß ich mit meinen eignen Ge-
ten allemal ganz ausserordentlich zufrieden
. Ich nehme die geliebten Blätter, noch
ht von der Presse, begierig in die Hand, und
schlinge jede Sylbe. Nicht die kleinste Par-
l entschlüpft meiner Aufmerksamkeit, und oft

pflege ich mich, voll von Verwunderung, bey den Schönheiten eines vielbedeutenden **und**, und eines nachdrücklichen **das**, zu verweilen. Wenn jeder Leser meine Werke gleicher Aufmerksamkeit würdigte, oder sie nur mit der Hälfte meines Vergnügens durchläse: so könte mir der Nahmen des grössten Schriftstellers unsrer Zeiten gar nicht streitig gemacht werden. Aber ich erstaune, daß ich ausser mir kaum einen finde, der geneigt wäre, in der guten Meynung, die ich von mir selbst habe, sich mit mir zu vereinigen; und manche vortrefliche Gedanke, mancher ausgesuchter Ausdruck, den ich mir so oft in der grössten Entzückung wiederhole, wird von andern vielleicht eben so gleichgültig übersehen, als der gemeinste Artikel in einem Zeitungsblatte. Ein Schriftsteller, der die Idee von seiner eignen Wichtigkeit immer lebhaft bey sich erhält, wird von den kleinsten Umständen Gelegenheit nehmen können, sich selbst zu schmeicheln. An den Tagen, da mein Blatt ausgegeben wird, wende ich den Morgen bisweilen dazu an, daß ich die Caffeehäuser besuche, um die Lobsprüche meiner Leser einzusammeln. Man kan sich leicht vorstellen, daß mir mein Herz allemal für Freuden hüpft, wenn ich in dem Zimmer den Titel meines Blattes wiederschallen höre: aber diese Freude hört auf, so bald ich vernehme, daß eben diese Achtung auch meinen Nebenschriftstellern erwiesen wird. Ich würde den ehrlichen Mann umhalset haben, der dasjenige, was in meinen Blättern gut ist, mit einem zufrie-

denen

ıen Lächeln angemerkt hätte. Aber ich bin auch
:mal sehr misvergnügt gewesen, wenn ich ge-
n habe, daß ein eingebildeter Thor mein Blatt
tsinnig in die Hand genommen, die erste Sei-
flüchtig übersehen, und mit der grössten Gleich-
ltigkeit wieder weggelegt hat; ungeachtet ich
rklich bey mir niemals angestanden habe, eine
che Person für dumm, unwissend und einfältig
erklären. Ich wurde neulich zween bekante
ınstrichter gewahr, die meine Blätter zu überle-
ı, und mit verschiedenen Stellen darinnen be-
ıders zufrieden zu seyn schienen. Ich machte
r sogleich einen sehr hohen Begrif von ihrem
eschmack und ihrer Urtheilskraft, und ich merk-
mit sonderbarer Zufriedenheit, die Wirkungen
, die mein Witz auf ihre Minen hatte; und
bildete mir ein, alle Stellen errathen zu kön-
n, die ihnen oft ein beyfälliges Lächeln, und
weilen ein lautes Gelächter abnöthigten. So
ld sie weggegangen waren; ergrif ich die Blät-
:, und siehe! zu meiner grössten Demüthigung
usste ich wahrnehmen, daß sie nicht meine eig-
n vortreflichen Werke, sondern die Ausarbei-
ngen eines meiner Mitbrüder gelesen hatten!
leine Eitelkeit hat mich oft zu dem Wunsche
rleitet, daß ich meine Blätter überall, wo sie
nkom[illegible], möchte begleiten können. Ich
meich[illegible] mir, daß ich auf diese Art zu den vor-
hmsten Standespersonen, und zu den artigsten
rauenzimmern einen Zutritt finden würde.
iese Betrachtung macht mich sehr stolz; aber

 mein

mein Stolz wird bald gedemüthigt, wenn ich mir vorstelle, daß ich, als ein Gefährte meiner Blätter auf allen ihren Reisen und bey allen ihren Veränderungen, oft die Schande erleben würde, sie zu den schlechtesten Endzwecken anwenden zu sehen. Wenn ich sie an dem einen Orte einen Theetisch hätte unterhalten sehen: so würde ich an dem andern wahrnehmen müssen, daß man das Licht damit anzündet. Dieses ist das Schicksal dieser armen Blätter. Ungeachtet sie, bey ihrer Ausgabe, für so schätzbar, als die Blätter der Sibyllen, angesehen werden: so werden sie doch, den Augenblick darauf, hinweggelegt, und nicht besser geachtet, als ein Kalender vom vorigen Jahre. Seit meiner ersten Erscheinung in anderthalb Bogen, bin ich allemal sehr unzufrieden gewesen, wenn ich die üble Begegnung erfahren habe, die meine Werke haben ausstehen müssen. Ich gab meinen Buchdrucker den Abschied wegen einer unverzeihlichen Beleidigung meiner ersten Blätter, wovon ich einige unsaubere Stücke an einem sehr ungeziemenden Orte antraf, und ich hätte fast mit meinem Verleger gänzlich gebrochen, weil seine Frau einen halben Bogen davon zu einem Zwirnknaul gemacht hatte. Ein Frauenzimmer, dessen Verstand und Schönheit allemal von mir bewundert worden, verlohr meine Hochachtung auf einmal, weil sie aus einem von meinen Blättern ein Muster zu einer Haube geschnitten hatte; und ein junger Mensch, der von meinen

ien Arbeiten sehr vernünftig gesprochen brach-
ich um alle gute Meynung, die ich von
hatte, weil er auf den Rand meiner Blätter
schimpfliche Liste von schwarzen Hemden und
rümpfen schrieb. Dem Misbrauch der unge-
ten Becker und Lichtzieher bin ich mit andern
blichen Schriftstellern ausgesetzt. Es ist von
er ihr Privilegium gewesen, gute und schlechte
hriftsteller, ohne Unterschied, zu berauben. —
terdessen pflege ich doch gewisse Verunstaltun-
, die meine Werke an ihrem Aeusserlichen er-
ren haben, als glückliche Anzeichen zu betrach-
. — Jeden Fleck habe ich als ein Merk-
l meines Ruhms angesehen, und von jedem
druck eines fetten Daums habe ich Anlas ge-
mmen, mir, wegen des erhaltenen Beyfalls der
Welt, Glück zu wünschen. Kurz, ich sehe jedes
latt, das in den Händen der fleissigen Leser un-
uber worden, als einen alten Soldaten an, der
dem Kriege mit rühmlichen Narben bedeckt wor-
n ist. Ich bin auf diese Gedanken durch einen
ufall gebracht worden, der mir an einem Abend
egegnete, als ich auf dem Felde, nahe bey der
Stadt, spazieren gieng. Meine Neugier verlei-
te mich, die Materialien zu untersuchen, aus
elchen die papiernen Vögel gemacht waren, wo-
it ich die Landjugend spielen sah. Ich bekam
adurch Gelegenheit, über das unglückliche Schick-
al der Schriftsteller Betrachtungen anzustellen.
Einer war aus etlichen Blättern von einer Pre-

 digt,

digt, ein anderer aus etlichen Liebesliedern, und noch ein anderer aus einer Satyre auf das Ministerium zusammengesetzt. Endlich trafen meine Blicke auf einen, der höher stieg, als alle andre, und ich wurde gewahr, daß er aus einigen von meinen geliebten Arbeiten bestand. Ich fieng an unwillig darüber zu werden, daß ich den Kindern zum Spielwerk dienen musste, — allein bald wusste ich, durch einen glücklichen Gedanken, über dasjenige, was ich anfangs für ein Unglück gehalten hatte, meiner Eitelkeit ein Compliment zu machen. Indem der Vogel in die Höhe stieg, stellte ich bey mir eine schmeichelhafte Vergleichung zwischen seinem Fluge, und dem Schwung meines Ruhms an. Ich bildete mir ein, daß ich auf den Fittigen des Beyfalls empor gehoben würde.

- - - via est, qua me quoque possim
Tollere humo, victorque virûm volitare
per ora.

Indem ich mich so mit der Betrachtung meiner eigenen Vortreflichkeit beschäftigte, dachte ich nicht daran, auf was für einem schwachen Grunde meine chimärische Grösse beruhete. Der Faden zerris, und der Vogel nebst meinen Träumen von Unsterblichkeit sanken zu Boden.

Im ein und dreyßigsten Stück macht der Verfasser bey Gelegenheit eines Briefs, den er erhal-

erhalten, Anmerkungen über den Zweykampf. Er will für einen Vertheidiger desselben angesehen seyn. Die Laster und die Thorheiten des feinern Theils der Welt, sagt er, sind so sehr mit einander verknüpft, daß sie fast ein regelmäßiges System ansmachen, und die Ausübung desselben ist schlechterdings nöthig, den Character eines Menschen von Lebensart, zu vollenden. Ein Mensch von Lebensart, ist, in dem heutigen Sinn dieses Ausdrucks, ein Mensch, der unzüchtig lebt, spielt, und den Degen führt. Zwar hat auch der Pöbel den Geschmack an verworfenen Weibspersonen, mit diesem erhabenern Theile des Menschengeschlechts gemein; aber in Häusern der Ueppigkeit und Wollust sein Leben hinzubringen, in der Nothwendigkeit, Arzneyen zu gebrauchen, sich immer zu befinden, und den Umgang mit Buhlerinnen zum Geschäft zu machen, ist ein Vorrecht der feinern Mannspersonen. Das Spiel ist ihnen eben so wesentlich, und es ist allein im Stande eine Person zu einen Menschen von Lebensart zu machen, die sonst keine Ansprüche auf diesen Nahmen hatte. Die nichtswürdigsten Leute, wenn sie nur Spieler sind, haben allemal die Erlaubnis, in der Gesellschaft artiger Leute zu seyn. Aber am allermeisten unterscheiden sich Mannspersonen von Lebensart dadurch, daß sie den Degen führen. — Ich will die Ruhe des feinern Theils der Welt, fährt der Verfasser fort,

fört, durch keine Satyren auf ihre Lieblingslaster, stöhren. Ein Sittenrichter kan sich bemühen, die Moden zu bessern, wie es ihm beliebt. Standespersonen sind von sich selbst geneigt, die Mode zu ändern; aber bey ihren Lastern verharren sie unveränderlich. Ich habe über dieses verschiedene Briefe von **Wundärzten** und von **jüngern Brüdern** erhalten, die mich alle bitten, so viel an mir ist, der jetzigen Art zu leben, und besonders dem Zweykampf Vorschub zu thun. Die erstern tragen mir ihre Sache in der nachdrücklichsten Schreibart vor, und versichern mich, daß ihre Profession sie kaum würde erhalten können, wenn der Zweykampf und die verliebten Zusammenkünfte mit dem schönen Geschlecht, abgeschaft werden solten. Die **jüngern Brüder** klagen bitterlich, über die ungleiche Austheilung der Güter nach den englischen Gesetzen, und sie bieten mir ansehnliche Geschenke an, wenn ich mich des Zweykampfs und der unordentlichen Lebensart annehmen will, ohne welche sie niemals zu den Güthern ihrer Familien gelangen können. Swift merkt an, daß es unter vernünftigen Leuten selten zu dergleichen Händeln kommen wird, und er sieht es für keinen grossen Verlust an, wenn zween Nichtswürdige einander den Weg aus der Welt weisen. — Der Verfasser schlägt vor, den Zweykampf öffentlich zu erlauben, und die Ausforderungen in die öffentlichen Blättern einzurücken.

2 Band. 5 Stück.

cken. Dadurch würde das Publicum manchen Zeitvertreib erlangen, und eine fast verlohrne Art des Spieles würde wieder in Aufnehmen kommen, wenn über den Ausgang des Zweykampfs Wetten eingegangen würden. Der Verfasser schlägt ferner vor, zu verordnen, daß allemal der Entleibte auf die Anatomie gebracht, oder von seinem nächsten Erben losgekauft werden müsse, und daß keiner, der nicht wenigstens fünf hundert Pfund jährliche Einkünfte hätte, zu einem Zweykampf zugelassen werden solle, damit nicht jeder Mensch von schlechtem Herkommen, der dem Publico durch seinen Tod keinen Nutzen schaffen könne, das Recht erlange, erstochen zu werden.

Inhalt.

Inhalt.

Nachstehende englische Bücher sind in der Wendlerischen Buchhandlung zu haben:

Essay on the art of ingeniously tormenting, 8. London 1757

Fielding's (Henry) Amelia, in four Volumes 8. London 1752

Gataker's, observations on venereal complaints and on the methods recommended for their cure, London 1755. 8.

Gay's fables in two volumes, 12. London 1757

Geddes (James) Essay on the composition and manner of Writing of the Antients, particulary Plato, 8. Glasgow 1748

Higgs's practical Essay on the cure of venereal, scorbutic, arthritic, leprous, scrophulous, et cancerous disorders, 4. London 1755

Homeri Ilias graece, 8. Oxon. 1743

Hume's (David) history of Great-Britain, Vol. II. containing the Common wealth and the Reigns of Charles II. and James II. 4. London 1757

Hume's (David) four dissertations, 1. the natural history of religion; 2. of the Passions; 3. of tragedy; 4. of the Standard of taste, 8. London 1757

Hutcheson's (Fr.) Essay on the nature and Conduct of the passions and affections, 8. London 1756

Hutcheson's Philosophiae moralis institutio compendiaria; Libri III. 8. Glasguae 1755

Huxham's medical and chemical observations upon Antimony, 8. London 1756

Jack's (Richard) Euclid's Data restored to their true and genuine order, 8. London 1756

Three *Letters* relating to the Navy, Gibraltar, and Portmahon, 8. London 1757

Lind's (James) treatise on the scurvy in three parts, 8. London 1757

Lucretii Cari de Rerum Natura libri sex cum interpretatione & notis *Thomae Creech*, 8. Oxonii 1695

Maitland's (William) history and antiquities of Scotland from the earliest account of time, to the

Death

Death of James I. and from that period to the Accession of James VI. to the crown of England by another hand, in two Vols. fol. London 1757

Maknight's (James) harmony of the four Gospels, in two Volumes, 4. London 1756

Manwood's treatife of the foreft laws, 1717. 8

Martini (Georgii) Commentaria in Bartholomaei Euftachii tabulas anatomicas, 8. Edinburgi 1755

A new *method* of demonftrating from reafon and philofophy the four fundamental points of religion, 8. London 1756

Monro's (Donald) Effay on the Dropfy, 8. Lond. 1756

Nichol's the petition of the unborn babes to the Cenfors of the royal College of Phyficians of London, 4. London 1752

Northern Revolutions, or the principal caufes of the declenfion and diffolution of feveral once flourishing gothic conftitutions in Europe, 8. London 1757

Nugent's (Chriftopher) Effay on the hydrophobia, 8. London 1753

Parker's ligature of preferable to Agaric, 8. London 1755

Parfons (James) philofophical obfervations on the Analogy between the propagation of animals and that of vegetables, 8. London 1752

Poftlethwayt's (Malachy) Great-Britain's true Syftem, 8. London 1757

Family Devotions, containing *Prayers* for families and private perfons, 8. London 1753

Les Ruines de Balbec autrement dite Heliopolis dans la Coelofyric, à Londres 1757 fol.

Sacrorum Euangeliorum verfio Gothica ex codice Argenteo emendata atque fuppleta, cum Interpretatione latina et adnotationibus Erici Benzelii cum obferuationibus *Eduardi Lye*, 4. Oxonii 1750

Shaw's (Thom.) Travels or obfervations relating to feveral parts of Barbary and the Levant, illuftrated with cuts, 4. London 1757

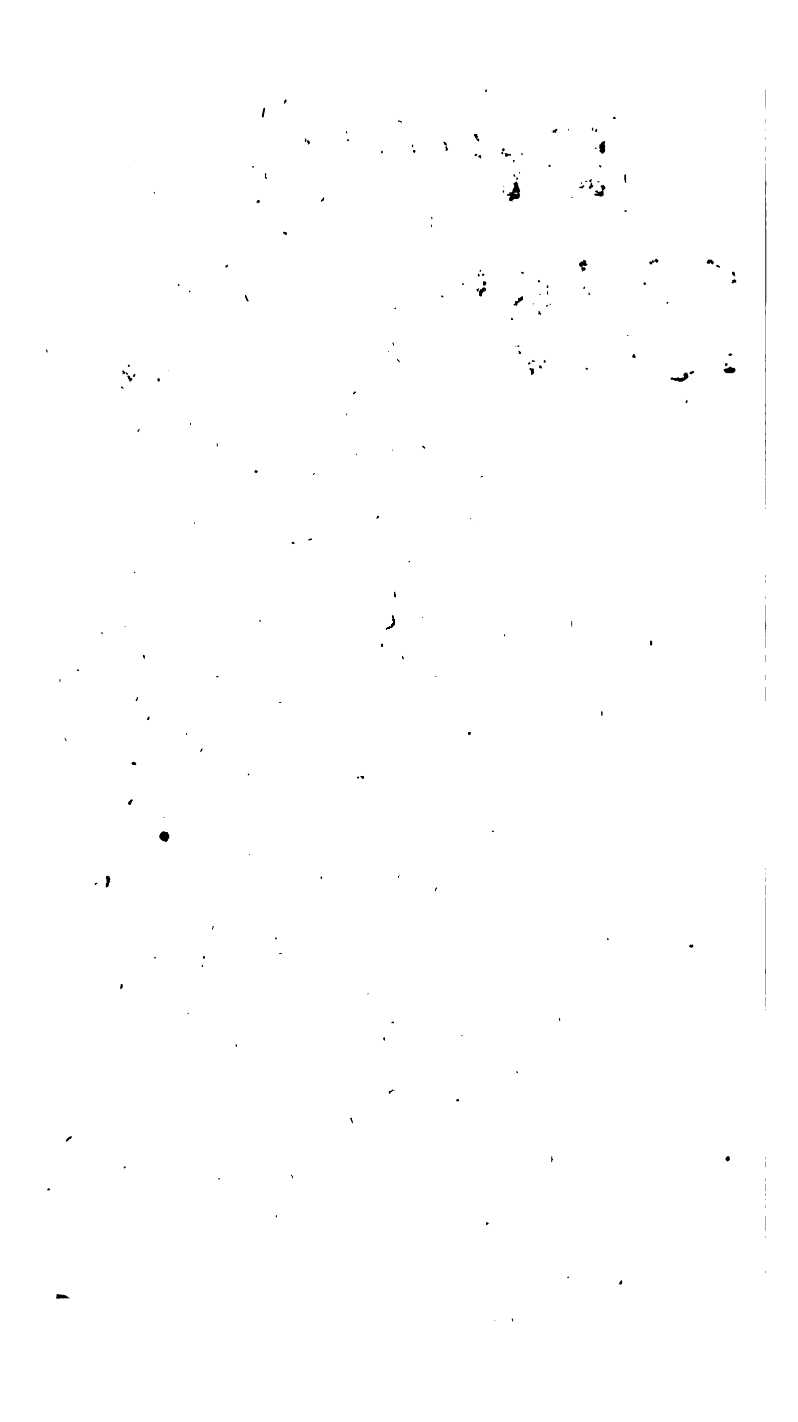
Brittische Bibliothek.

Zweyter Band.

Sechstes Stück.



Leipzig,
bey Johann Wendler.
1757.



I.

Sacrorum Euangeliorum versio gothica ex codice argenteo emendata atque suppleta, cum interpretatione latina & annotationibus *Erici Benzelii*, non ita pridem Archiepiscopi Vpsaliensis. Edidit, observationes suas adiecit & Grammaticam Gothicam praemisit *Eduardus Lye* A. M. Oxonii 1750. Gros Quart. 2½ Alphabet.

Nur eine einzige Abschrift von dieser alten gothischen Uebersetzung der vier Evangelisten hat sich bis auf unsre Zeiten erhalten. Sie heist *codex argenteus*, weil sie mit einer Art von Dinte, darinnen Silber zerlassen war, auf violetgefärbt Pergament geschrieben ist. Diese Art zu schreiben war in den mittlern Zeiten sehr gebräuchlich. Franz Junius war der erste, der diese Uebersetzung zum Vorschein brachte. Seine Ausgabe kam zuerst im Jahr 1665 zu Dordrecht ans Licht, und im Jahr 1684 ward sie zu Amsterdam wieder aufgelegt. Besagte Handschrift hatte man in einem Closter zu Werthen bey Köln gefunden, und von da nach Prag gebracht. Als die Schweden unter dem General Königsmark Prag einnahmen, schafte man sie samt der übrigen Beute nach Schweden. Sie blieb aber daselbst nicht gar lange. Denn die Königin Christina schenkte sie dem Isaac Vos-

sius, wie einige behaupten; oder wie andre wollen, so brachte sie Vossius, dem man in dergleichen Dingen nicht genug Ehrlichkeit zutrauen will, auf eine unerlaubte Art an sich. Der Graf de la Gardie kaufte sie ihm für 2000 Thaler wieder ab, und schenkte sie im Jahr 1669 der Bibliothek zu Upsal, wo sie sich noch befindet.

Es wird unsern Lesern um so viel weniger unangenehm seyn, daß wir ihnen die Schiksale dieser merkwürdigen Handschrift kürzlich erzählet haben, da weder Herr Benzel, noch Herr Lye derselben gedenken, sondern sie als eine bekante Sache voraus setzen. Ob sich gleich diese Handschrift schon damals wieder in Schweden befand, als Stiernhielm seine Ausgabe von der gothischen und andern nordischen Uebersetzungen der vier Evangelisten veranstaltete, welche zu Stockholm im Jahr 1671 ans Licht trat; so hat er doch die Urschrift dabey, so viel uns wissend, nicht zu Rathe gezogen; vielleicht weil er in den Gedanken stand, Junius hätte dieselbe getreulich abdrucken lassen. Allein als Herr Benzel im Jahr 1703 Aufseher über die Bibliothek zu Upsal ward, so ward er inne, daß die Ausgabe vom Junius nicht allzurichtig sey, sondern sich gar oft aus der Urschrift verbessern liesse. Er übernahm also die Mühe, und hielt den Abdruck gegen die Urschrift, verfertigte eine neue lateinische Uebersetzung von der gothischen, und machte Anmerkungen dazu. Seine Arbeit blieb ihm viele Jahre lang liegen, ohne sie unterbringen zu können, und kam der Gefahr gar

nahe,

nahe, darinnen manche wohlausgearbeitete und nützliche Schrift umkommt. Endlich ward er mit dem Lord Carteret, als dieser königl. Grosbritannischer Gesandte am Schwedischen Hofe war, bekant, und durch dessen Vorschub ist sie in England gedruckt worden. England war auch, sowohl andrer Vorzüge und Bequemlichkeiten wegen, als auch insonderheit darum zu Ausführung eines solchen Werks um so viel geschickter, als andre Länder, weil man daselbst die Matritzen von den gothischen Typen noch hatte, die Junius bey seiner Ausgabe gebraucht hatte. Denn Junius vermachte sie der Universität zu Oxford. Mittlerweile als Herrn Benzels Arbeit in England gedruckt ward, gieng er mit Tode ab. Doch hat Herr Lye sowohl noch bey Lebzeiten, als nach dem Tode des Herrn Erzbischofs, den Abdruck besorgt, und diese Ausgabe, die, wie leicht zu erachten, unter allen die richtigste und vollkommenste ist, mit seinen eigenen Zusätzen verschönert, und sie ihrem grossen Beförderer, dem Lord Carteret, itzigen Vicere von Irland, zugeschrieben.

Das ist kürzlich die Geschichte dieser neuen Ausgabe.

Auf die Zueignungsschrift kömt die Vorrede des Herrn Erzbischofs. Sie besteht aus acht Kapiteln, davon aber das letzte von dessen Sohne, dem Herrn Jasper Benzeln, königl. schwedischen Hofprediger, herrühret. Denn der Herr Vater hatte seinen schriftlichen Aufsatz noch nicht zu Ende gebracht, als der Tod ihn übereilte. Diese Vor-

rede nimmt 34 Seiten ein, und ihr Inhalt soll den grössten Theil der Nachricht ausmachen, die wir dem Leser von diesem Werke mitzutheilen gedenken. Auf die Vorrede von Herrn Benzeln folgt eine andre aber weit kürzere von Herrn Lye, nebst dessen gothischer Grammatik, auf eben den Fus, als dessen angelsächsische Grammatik ist, die er vor Franz Junius *Etymologicum Anglicanum* gesetzt hat. Sie läuft von der 39sten bis zur 67sten Seite fort. Alsdenn komt die gothische Uebersetzung selbst, mit der darunter stehenden lateinischen Uebersetzung des Herrn Benzels, und dessen Anmerkungen, dazu Herr Lye zuweilen die seinigen hinzugefügt hat, die sich aber gar leicht von jenen unterscheiden lassen, da sie jedesmal mit Klammern eingeschlossen sind. Dieses leztere, als das eigentliche und Hauptwerk, beträgt in allen 382 Seiten.

Die Vorrede des Herrn Benzels enthält folgendes. Im ersten Kapitel erzählt er kürzlich, was ihn zu Unternehmung dieser Arbeit veranlasset hat. Im zweyten will er mit Anführung einiger Stellen, worinnen die gothische Uebersetzung der griechischen Urschrift näher, als der lateinischen komt, beweisen, daß sie unmittelbar aus jener, nicht aber, wie man bisher, seiner Meynung nach, irrig dafür gehalten, aus dieser gemacht sey. Es käme nun darauf an, daß Sprachkundige untersuchten, ob man nicht von der andern Seite eben so viel, und wohl noch mehr Beweise von gleicher Stärke für die lateinische Uebersetzung in der gothischen aus-

findig

india machen könte. Das dritte Kapitel trägt
ie Gründe vor, aus welchen Herr Arna Magnäus
olgern wollen, die Sprache dieser Uebersetzung sey
iicht die Sprache der alten Völker, nach denen sie be-
ennt wird: der Völker, die ehedem vom schwarzen
Meere herkamen, das römische Reich im dritten
ind folgenden Jahrhunderten verheereten und un-
er sich theilten, sich in Ungarn, Frankreich und
Spanien ausbreiteten, und in der Geschichte in ei-
ier sehr ansehnlichen Gestalt auftreten; sondern sie
ey die alte deutsche Sprache, oder eine Mundart
er alten Deutschen, und gehe den Ulphilas ganz
ind gar nichts an. Weil dieses eine so wichtige,
ils artige Streitfrage ist, die einen Liebhaber unsers
Vaterlandes nothwendig unterhalten mus, so wol-
en wir uns ein wenig bey derselben verweilen, und
ie Gründe eines Schweden anhören, den mehr die
Wahrheit, als das Vorurtheil für die scheinbare
Ehre seines Vaterlandes gerührt zu haben scheinet.

Magnäus trägt seine Zweifel und Gründe in
inem Schreiben an den Herrn von Bassewitz vor,
er in den Jahren 1719 und 1720 churhannöveri-
cher Gesandter am schwedischen Hofe war. Der
etztere hat dem Herrn Erzbischof solches Schrei-
en mitgetheilt; und dieser hat es seiner Vorrede,
n der Absicht, es zu widerlegen, ganz einverleibet.
Herr Magnäus schliesst demnach aus folgenden
Gründen, daß die vorgegebene gothische Ueberse-
ung im Grunde anders nichts als alt deutsch sey.
Erstlich zeigt er einige wesentliche Marken an, die
ie deutsche Sprache von den nördlichen unterschei-

den. Sodann weiset er mit Exempeln, daß die eigenthümlichen Kennzeichen der deutschen Sprache sich in der bestrittenen Uebersetzung blicken lassen. Von besagten Kennzeichen sind der vornehmsten fünfe an der Zahl. 1) Die Deutschen setzen das bestimmende Geschlechtswort (articulum definitum oder demonstratiuum) der, die, das, vor das Hauptwort voran, als sie sagen z. E. der König, das Land, die Schweden hergegen, die Dänen, Norweger und Isländer hängen es an die Worte an, als sie sagen Kongen, Landet, rc. 2) Hat das Zeitwort (verbum) bey den Deutschen eigentlich keine leidende Gattung (passiuum) sondern man bedienet sich zu deren Bildung des Wortes werden, als ich werde geliebt, ich werde gebunden. Die nordischen Völker dagegen sagen ohne Umschweif jag elkes, jag bindes, wie die Lateiner sagen amor, und ligor. 3) Die Deutschen setzen die Sylbe ge vor die Mittelwörter (participia) als gethan, gegangen rc. davon wissen die Schweden und ihre Nachbarn nichts. 4) Die Deutschen beobachten eben dieses auch in gewissen Hauptwörtern, sonderlich solchen, die einen Haufen von einer Art anzeigen, als Gebeine, Gesinde, Geschmeisse rc. Auch dieses ist den Nordländern eben so unbekant als jenes. Endlich bilden die Deutschen auch nicht wenig Worte mit dem Vorsatze be, als befragen, benehmen rc. Und auch dieses ist etwas ihnen eignes, darinnen es ihnen die Nordeinwohner nicht nachgethan haben. Nun aber finden sich in der vorhabenden alten Uebersetzung

ıng Spuren aller solcher besonderer Kenzeichen
:r deutschen Sprache; als von der ersten Gattung
lgende: us thamma veinagarda, aus dem
Weingarten, Lucä 20, 15. thata skip, das
Schiff, Matth. 8, 24. Die Schweden und Dä-
:n aber sagen af wingaarden, skibet. Von der
weyten giebt die Stelle Matth. 8, 24. eine Probe,
ı es heist gahulith vairthan, gehüllet, oder wie
; Herr Magnäus ableitet, gehehlet wer-
en. Eben dieses Wort gahulith gehört mit zur
:itten Gattung der in dieser Uebersetzung be-
ıdlichen Merkmale der deutschen Sprache. Des-
eichen gahaban, tenere, haben oder halten;
ıhailjan, heilen; gahrainjan, reinigen; ga-
ıusjan, lösen; galukan, schliessen, zu- oder ver-
hliessen; gasitan, sitzen; gastandan, stehen,
.eiben, verweilen; gatamjan, zähmen, rc.
ur vierten Classe bringt Herr Magnäus das Wort
ıskoh, Schuhe, Lucä 15, 22. Gleich als ob es
}eschuhe wäre. Desgleichen gahugd, das Ge-
.üthe, Marci 22, 30. cuius vocis etymon quan-
m nunc occurrit, Germanis periit; so fährt er
rt: Islandis vero *Hugt* adhuc *animus* est. Sue-
Hug efferunt. Dani paullo corruptius *Hu*.
aeterum tam Danis, quam Suecis *at hugsa*, *re-
rdari* dicitur. Augmentum vero illud initiale
ı nemo Septentrionalium habet.

Eine kleine Erinnerung bey dieser Stelle möch-
wohl nöthig seyn. Der Herr Magnäus irret
h, wenn er glaubt, das Stammwort von dem
Worte Gahugd sey in der deutschen Sprache ver-

 lohren

lohren gegangen. Sind die Niederländer Deutsche, so wie sie es unwidersprechlich sind, und sprechen sie, ihrem eignen Geständnisse nach, deutsch, das ihnen kein Mensch streitig machen wird: wenigstens nennen sie unser deutsch **hochdeutsch**, ihre eigene Sprache aber schlechtweg **deutsch**: und in der That, das Holländische weicht von dem alten ursprünglichen Deutschen viel weniger ab als das Hochdeutsche: so ist das Wort **heugen** (das klingt nach unserer Aussprache wie **högen**) noch im alltäglichen Gebrauche. Het heugt my sagt der Holländer, (nach unserer Aussprache het högt mey) für: **ich erinnere mich**. Het geheugen, und het geheugnis, für **Gedächtnis, Erinnerung**. **Heugen** heist eigentlich **merken, empfinden**, inne **werden, durchschauen**. Daher komt der Begrif der **Weisheit**, und von ihm das so gemeine Wort unter uns, das Wort **Hexe**, gleich als ob es **Högse** wäre, eine weise Frau, eine Frau, deren ungewöhnlich feine Seele Empfindungen hat, deren die gemeinen gröbern Seelen unfähig sind.

An Worten, die zur letzten Classe gehören, ist diese Uebersetzung eben so reich, als an Worten aus einer der vorigen Classen. Biniman, **benehmen**, bivindan, **bewinden**, das ist **umwinden, einwickeln**; birinnan, **berennen**; bispeivan, **bespeyen**; besauljan, **besudeln**, davon **suhlen**, im Staube herum **suhlen** herkömmt.

Endlich erreget Herr Magnäus noch ein klein Bedenken wider die Meynung derer, die dafür

hal-

ılten, daß diese Uebersetzung unmittelbar aus
m Griechischen gemacht sey. Er giebt zu, daß
ınche Worte in derselben vorkommen, die ent-
:der ganz griechisch, oder wenigstens nach den
riechischen gebildet sind, davon er auch einige
führt. Hingegen ist die Anzahl derjenigen go-
ischen Wörter nicht geringer, die augenscheinlich
:einischer Abkunft sind, als *aquos*, flumina;
uai, flumine; *kubituns*, *militondans*, vidoua,
iua, davon unser deutsches Witwe abstammt.
Hierauf liesse sich gar leicht antworten, wenn
ın annimt, daß diese Uebersetzung gothisch, und
Constantinopel etwa im vierten oder fünften
äculo gemacht sey. Denn damals hielten sich
r viel Gothen in Constantinopel, und in der
achbarschaft, so wohl disseits als jenseits der Meer-
ʒe vom Bosporus auf, und die Besatzung von
nstantinopel bestand unter den beyden Theodo-
; grösstentheils aus Gothen. Nun ward zu
nstantinopel von Constantino M. an bis auf
Kaiser Mauricius und Heraclius so wohl grie-
ch als lateinisch gesprochen. Jenes sprach das
ıeine Volk, als Eingebohrne des Landes; die-
aber der Soldate, und der Hofmann, als An-
ılinge aus Italien, und andern römischen Pro-
ʒien, wo lateinisch gesprochen ward. Da wir
unser Deutsch grossentheils von den Gothen
en, die hinten aus Thrazien, oder der euro-
chen Romaney heraus kamen: so ist es kein
ınder, daß unsere Sprache über die Hälfte aus
chischen und lateinischen Worten bestehet; zu
wel-

welcher Ursache noch andre kommen, die anzuführen unsers Orts nicht ist.

Wir kommen wieder auf des Herrn Magnäi Schreiben zurück. Dieser macht aus obangeführten Bemerkungen folgenden Schlus: Daß die so genannte gothische, und dafür ausgegebne Uebersetzung eine sehr alte deutsche Uebersetzung sey, die einer gemacht haben müsse, der das Lateinische wohl verstanden, und der Vulgata meistentheils nachgegangen, gleichwohl aber auch den griechischen Text bey seiner Uebersetzung vor Augen gehabt, und zu Rathe gezogen habe. Der bekante gothische Bischoff Ulphilas habe nicht den geringsten Antheil daran. Es sey zwar ausser allem Zweifel, daß Ulphilas die heilige Schrift ins Gothische übersetzt habe; aber er sey darum noch nicht der Verfasser der gegenwärtigen Uebersetzung. Der Ort, wo man die Handschrift davon gefunden, das Kloster Werthen, bey Cöln, bestätige nicht allein die gemeine Meynung nicht, sondern zeuge auch noch vielmehr wider sie. Denn was hätte man doch wohl mit einem gothischen Buche an einem Orte machen können, da man kein Gothisch verstanden. Die Mönche zu Werthen werden diese Handschrift gewis nicht zur Rarität und zum Andenken aufbehalten, sondern vielmehr bey ihrem Gottesdienste gebraucht haben. Zuletzt erkläret er sich, daß er es zwar wohl wünschte, daß die Sprache dieser Handschrift gothisch wäre, damit man die Sprache seiner Ahnen daraus lernen könte, welche die Schweden nie verändert hätten:

allein

in die Wahrheit müsse allen andern Betrach-
gen nachstehen.

Wir haben bisher den Herrn Magnäus spre-
n gehöret. Nun wollen wir auch vernehmen,
s Herr Benzel darauf antwortet. Den ersten
eifel, der von dem bestimmenden Geschlechts-
rte hergenommen ist, hebt er damit, daß er
t: Da die deutsche Sprache, und die Spra-
der nordischen Völker im Grunde einerley, und
ehedem noch vielmehr gewesen sey, als sie es
ist: nun aber die ältesten nordischen Völker
s bestimmende Geschlechtswort nicht gekant,
h gebraucht haben: wie er aus den Runen hin-
glich erweisen zu können sich einbildet: (das
n itzo an seinen Ort gestellt seyn lässt, dabey
r doch nicht unerinnert lassen kan, daß die Ru-
n für Beweise von Dingen von einem so hohen
er viel zu jung und zu neu sind) so folge noth-
ndiger Weise, daß die Gothen den Artikel von
n Griechen angenommen haben; und daß sey
n so viel wahrscheinlicher, da sie nicht nur das
ohabet, nicht nur die Art viele Buchstaben aus-
prechen, nicht nur die Art mit Buchstaben zu
hlen, sondern auch viele Worte, und Theile der
de von den Griechen angenommen haben. So
rieben sie z. E. Aggilus, und sprachen Angilus
s. A. bedeutet bey ihnen 1. B. 2. Γ. 3. D. 4.
5. U. 6. Z. 7. H. 8. Ψ. 9. K. 20. A. 30.
40. und s. w. Die Doppelzahl (Dualis) in
ennworten, in Fürworten, und in Zeitworten
ein untrügliches Merkmal des Einflusses, den
die

die griechische Sprache in die gothische gehabt hat.

Den zweyten Einwurf des Herrn Magnäus entkräftet Herr Benzel damit, daß er sagt: Es sey zwar die Wortfügung mit **werden** in dem heutigen Schwedischen nicht sehr gebräuchlich, und man sage gemeiniglich: Sä at ock skepet hölides af wägarnen, um den Gedanken auszudrücken: **so daß auch das Schiff mit Wellen bedecket ward;** gleichwohl aber würde es so wenig fehlerhaft, als seltsam, oder auch unverständlich seyn, wenn man sagte: sä at ock skepet wardt hölt af wägarne. Ferner bringt er bey: daß dieser von dem Worte **werden** hergenommene Einwurf der gemeinen Meynung, die auch zugleich Herrn Benzels seine ist, um so viel weniger schaden, oder, mit andern Worten, dieser gothischen Uebersetzung ihre Aehnlichkeit mit der heutigen schwedischen Sprache benehmen, und sie zu einer deutschen Uebersetzung machen könne, da nicht nur die Bildung des Passiui mit **werden**, die den Deutschen und Schweden gemein ist, sondern auch die andre, den Schweden eigne, und zwar diese viel häufiger, als jene, in dieser Uebersetzung vorkomme.

Dem dritten und vierten Einwurfe mit der Vorsetzesylbe ga oder ge begegnet er so. Er gesteht zwar ein, daß deren Gebrauch heut zu Tage in der schwedischen Sprache erloschen sey; gleichwohl aber, sagt er, müsse sie den alten Schweden nicht unbekant gewesen seyn, und das erhelle aus dem g und k desgleichen aus der Sylbe ga und

ka

a, die sich noch in schwedischen Worten findet, ob
ıan gleich ihren Ursprung gemeiniglich verkennet,
nd diese Buchstaben oder Sylben für ursprüng-
che Bestandtheile der Wörter hält, da sie doch
ur zufällige Theile und Zusätze sind; als knut
nd kanut ist aus der Behülfssylbe ka und dem
Stammworte not, net, Netz, zusammengesetzt.
.ringla aus ka und ring, orbis, Ringk, Rin-
el, Rinken. Gunst, gratia, ex *ge* & *ynnest*,
im *Ansts*. Vlphilas Luc. 2, 40: *Ansts Guths*
ar ana imma. Gratia Dei erat super eum. *Gransf-*
ex *ge* & *Rausaka*, accurate scrutari, & in rem
iquam inquirere.

Mit diesen Worten beschliesst Herr Benzel sei-
Widerlegung der Zweifel oder Einwürfe des
errn Magnäi, und fängt im vierten Abschnitte
ner Vorrede die Geschichte der Gothen an, da-
n er einen kurzen Entwurf giebt, der von der
it anhebt, da die Gothen in der römischen Ge-
ichte auftreten, und in den Zeiten aufhört, da
arich Rom einnahm. Es läuft dieser kurze In-
grif der gothischen Geschichte durch das fünfte,
ıste und siebente Kapitel fort, und nimmt zwar
h die Kriege der Gothen und ihre übrigen welt-
ıen Händel mit, lässet aber doch auch die gothi-
Kirchengeschichte nicht den geringsten Theil sei-
Absichten seyn. Da Herr Benzel hier nichts
es und sonderbares vorgetragen, sondern nur
gst bekante, aber in den Geschichtsbüchern zer-
ute Nachrichten von den Gothen gesammelt,
nach der Reihe der Jahre vorgestellet hat; so

glauben wir mit Recht, uns der Mühe überheben zu können, seine Nachrichten in einem Auszuge zu bringen. Eine blosse Anzeige des Inhalts ist schon hinlänglich, Leser, die gerne näher davon unterrichtet seyn möchten, auf die Spur zu bringen, wo sie mehr erfahren können.

Das achte und letzte Kapitel von Herrn Benzels Vorrede, das, wie schon oben gemeldet worden, dessen Sohn aus des Vaters Papieren gesammelt, in Ordnung gebracht, und hinzugethan hat, betrift insonderheit den gothischen Bischoff Ulphilas, dem die gemeine Sage diese Uebersetzung beylegt. Es widerlegt anfänglich den Philostorgius, der den Ulphilas zu einen Capadozier macht, und erweiset, daß er wirklich gothischer Abkunft gewesen sey. Ferner setzet es sein Weltalter feste, welches die Berichte der Alten sehr wankend machen. So eben genanter Philostorgius giebt ihn für einen Zeitgenossen des ältern Constantini aus. Allein man geht ohnfehlbar sicherer, wenn man mit dem Herrn Benzel den besten und geschäftigsten Theil seiner Jahre in den Zeitraum vom Jahr 360 bis 380 nach Christi Geburt, das ist, in die letzten Jahre des Kaisers Valentis setzet. So hat Herr Benzel ganz gewis schreiben wollen, ob er gleich beynahe durchgängig den Kaiser Decius anstatt des Valentis nennet. Es ist ein Gedächtnis- oder Schreibefehler, der leicht in die Augen fällt. Hierauf erzählet und preiset Herr Benzel die Gelehrsamkeit, das grosse Ansehen bey seinem Volke, und die Verdienste des Ulphila um die Kirche Christi.

Diese bestehen darinnen, daß er erstlich aus den Runen und den damals üblichen griechischen Buchstaben für seine Landsleute ein eignes Alphabet erfunden; sodann daß er die ganze heilige Schrift in die gothische Sprache übersetzt hat. Endlich damit ja nichts übrig bliebe, das den Ruhm dieses grossen gothischen Apostels schmälern könte, so musste auch eine Beschuldigung von ihm abgelehnt werden, die mit dem wichtigen Namen eines Rechtgläubigen nicht bestehen kan. Er soll ein Arrianer gewesen seyn. Und diese Sage scheint nicht ohne Grund, und Herrn Benzels guter Wille, die Ehre seines Helden zu retten, sein bündigster Beweis zu seyn. Vielleicht suchte Uphilas, es sey nun aus Einbildung, oder aus Ueberzeugung, in der Gemeinschaft eines bey uns so berüchtigten und so übel angeschriebenen Haufens eben so viel Ehre, als ein Theologus [illegible]t Schande auf ihn sitzen zu lassen, wenn er diesen Flecken nicht von ihm abwischet. Am Ende verräth sich der Prediger. Er beschliesst beynahe so, als wenn er eine Leichenpredigt beschlösse.

Nach obigem Auszuge aus der Benzelischen Vorrede wird es nicht undienlich seyn, auch aus Herrn Lyes seiner das merkwürdigste anzuführen. Das erste, was er thut, ist dieses, daß er einige neue Beweise angiebt, daß die Sprache dieser Uebersetzung gothisch und nicht deutsch sey. Der erste davon ist dieser. Doni hat seinen Inscriptionibus antiquis, die Herr Franz Anton Gori zu Florenz im Jahr 1731 ans Licht gestellt hat, auch eine Urkunde ein-

verleibet, die er in einem Kirchenbuche von Arretio gefunden. Sie ist sehr alt, und auf Baumrinde, wie es scheint, mit eben der Schrift und in eben der Sprache, als gegenwärtige Uebersetzung, geschrieben, und enthält den Vertrag, den ein paar Diaconi, Gudilubus (das ist Gottlob) und Lammud, wegen des Verkaufes und Kaufes eines Stückes Feldes, unter einander getroffen haben. Von wem, fragt nun Herr Lye, von wem kan nun wohl dieses Stück herrühren, wenn es nicht von Gothen herrühret, die in Italien lebten? Die Frage lässet sich gar leicht beantworten. Man kan sagen, ja man kan mit grosser Wahrscheinlichkeit sagen, daß es von Longobarden herrühre. Denn man weis ja nicht, von welchen Zeiten es ist. Es wäre auch zu wünschen, daß es nicht so mangelhaft wäre, daß man es be[illegible]lesen könte.

Herrn Lyes zweyter B[illegible]eis ist aus dem Namen Ulphila genommen. Ulphila ist das Verkleinerungswort (diminutiuum) von Wulfs, und bedeutet folglich so viel als Wölfgen; wie Maeula ein Knäblein, das Verkleinerungswort ist von Magus, ein Knabe, und Mawilo, ein Mägdlein, von Mawi, und Barnilo, ein Söhnlein, von Barn, ein Sohn. Allein wir müssen gestehen, daß wir die Stärke dieses Beweises nicht einsehen. Denn Wolf ist ja auch ein deutsches Wort, und die Verbindungsendung el. als Gröschel, Söhnel, Wölfel, Maydel, 2c. ist ja bey vielen deutschen Völkern noch im Schwange. Und vor allen Dingen mus erst noch

unum-

umstößlich dargethan und ausgemacht werden,
ß Ulphila der Verfasser dieser Uebersetzung sey,
lches aber noch sehr zweifelhaft ist, und vielleicht
Ewigkeit unerwiesen bleiben wird.

Der dritte Beweis, mit welchem Herr Leye die
leynung des Herrn Magnäus und seiner Anhän-
r bestreitet, ist dieser. Dieser Herren ihr
chlus, daß nämlich diese streitige Uebersetzung
utsch sey, weil Spuren der deutschen Art sich an
rselben hervorthun, dieser Schlus, sagt er, be-
ist zu viel. Denn folgt der Schlus richtig aus
m Satze, so kan ich mit eben so vielem Grunde
haupten, daß diese Uebersetzung griechisch sey.
enn ich werde viele Spuren der griechischen Art
ihr gewahr.

Zu den Beweisen des Herrn Benzels, daß diese
bersetzung unmittelbar aus dem Griechischen ge-
icht sey, thut Herr Lye noch diesen hinzu, der
f der sorgfältigen Beobachtung des Wörtleins
beruhet, das einen etwa möglichen Fall
sdrücket. Denn überall giebt der Uebersetzer
t thau, oder mit aiththau. (Das scheinet unser
itsches etwa zu seyn, daraus man schliessen kön-
daß das einfache twa, davon etwa zusammen
sonsten auch einmal im Gebrauche gewesen
i müsse.) Wie könte aber wohl der Uebersetzer
e solche Kleinigkeit so genau und unausgesetzt be-
chtet haben, so fährt Herr Lye zu schliessen
, wenn er nicht die griechische Urschrift vor sich
abt, und sich an dieselbe gehalten hätte?

Hierauf führt er eine Stelle aus dem schönen holländischen Werke des Herrn Lamberts Ten Kate, Gemeenschap tussen de Gotische Sprake ende de Nederduytsche genannt, S. 10 an. Wir wollen sie deutsch übersetzt wiederhohlen. Sie lautet also. "Die Zeitwörter sind durch die Endungen ohne die Hülfswörter in die modos, tempora und personas unterschieden. — Die Gothen nahmen zu Zeiten Ulphilä nicht so wie wir das Wort haben zu Hülfe, um die vergangene Zeit auszudrüken. Hieraus erheillet das Alterthum des gothischen Evangelienbuches. Denn die Gothen müssen schon damals, als sie sich Italiens und Spaniens bemächtigten, den Gebrauch des Wortes haben, um eine vergangene und noch mehr als vergangene Zeit auszudrücken, angenommen haben, sintemal Spanien und Italien diesen Gebrauch von ihnen entlehnt hat; so wie Gallien ihn von den Franken bekommen hat. Es mus also dieser Gebrauch allem Ansehen nach über 1200 Jahr alt, und folglich das gothische Evangelienbuch noch älter seyn." So weit gehen Ten Katens Worte. Nur fragt es sich hierbey, ist bey den Gothen das Hülfswort haben nicht im Gebrauch gewesen, und haben es dennoch die Spanier und Italiäner von ihnen angenommen; wenn und von wem haben es denn die Gothen zuerst gelernet? Von den Lateinern und Griechen gewis nicht.

Nächstdem führt Herr Lye eine Stelle aus einem spanischen Buche des Hieronymi Roman, Medina genannt, an, da dieser Spanier sagt: er habe

u Turin ein eigenhändiges Breviario, oder schrift-
ichen Aufsatz von Ulphila mit gothischer Schrift
esehen. Dieses Zeugnis hat den Herrn Lye lü-
tern gemacht, daß er gewünschet, man möchte sich
och zu Turin auf der königlichen Bibliothek nach
inem so ehrwürdigen Denkmale umsehen.

Zuletzt meldet er auch, was er bey dieser Aus-
gabe geleistet habe. Er hat nämlich Sorge dafür
getragen, daß das Gothische richtig und zuverläs-
ig abgedruckt würde. Er hat zuerst die Abthei-
lungen, so wie sie in der Handschrift stehn, hinzu-
gethan, und diese haben mit dem sogenanten ca-
none Eusebiano eine grosse Aehnlichkeit. Doch
sind zu gleicher Zeit auch die Kapitel und Verse nach
unserer gemeinen Art abzutheilen, beybehalten
worden. Er hat die lateinische Uebersetzung des
Herrn Erzbischofs, auf von ihm erhaltene aus-
drückliche Erlaubnis ja Vermahnung, hin und
wieder geändert, nicht eben darum, weil sie un-
richtig war, sondern nur, weil sie zu sehr vom
Gothischen abgieng. Das Gothische und Schwe-
dische hat er theils mit dem alten Angelsächsischen,
theils mit dem neuen Englischen zusammengehal-
ten, und aller dieser Sprachen Verwandschaft ge-
wiesen. Daß endlich Herr Lye auch noch einen
Entwurf der Grundregeln der gothischen Sprache
hinzugethan habe, ist schon oben erwehnet worden.
Bände uns nicht die Menge der übrigen schö-
nen gelehrten Werke aus England, von denen wir
noch zu berichten haben, die Hände, so würden

 wir

wir wohl schwerlich der starken Versuchung, die wir bey uns empfinden, in einer Probe zu zeigen, wie man das sogenante Gothische mit unserm Deutschen zusammenhalten müsse, widerstehen können. Die Uebereinstimmung beyder Sprachen ist so sichtbar und handgreiflich, daß man im Schliessen nicht fehlen kan, man wähle auch unter beyden folgenden Sätzen, welchen man wolle. Man kan frey einen von beyden Sätzen behaupten. Man kan entweder sagen: Ist die alte deutsche Sprache von der gothischen unterschieden gewesen, so ist die Sprache unsrer Uebersetzung deutsch und nicht gothisch. Oder man kan sagen: ist sie gothisch, so mus gothisch und deutsch ehedem einerley gewesen seyn, und es ist alsdenn folglich gleichviel, ob man sie deutsch oder gothisch nennet. Dieses aber in seinem völligen Lichte darzustellen, gestattet die damit verknüpfte Weitläuftigkeit nicht. Doch können und sollen wir uns nicht entbrechen, von den Anmerkungen der beyden Herren Verfasser dem Leser einen Vorschmack zu geben. Ueberhaupt ist so viel davon zu wissen, daß sie kurz sind, und daß sie ihr Hauptwerk daraus machen, die Verschiedenheit der Lesarten, die der gothische Uebersetzer ausgedrückt hat, es sey nun, daß er sich dem griechischen Texte oder der vulgata nähere, samt den Ursachen, Quellen und Gründen seiner Uebersetzung zu untersuchen, anzugeben, und theils auch zu rechtfertigen.

Wäre

Wäre des Herrn Erzbischofs Auslegung des
spruches Matth. 8, 8. Sprich nur ein Wort,
wird mein Knecht gesund, nicht gar zu selt-
m, so würden wir sie anführen. Aber er ist zu
ll von seinem Philo, und von platonischen Be-
iffen. Und diese legt er dem Hauptmanne in
n Mund. Wem kan das wahrscheinlich vor-
mmen? S. 45 wird untersucht, was Marc. 1,
das Wort Thramsteins bedeute. Es heisst da-
lbst von Johannes dem Täufer: gah matida
ramsteins, gah milith haithiwisk. Herr Ben-
l hat es übersetzt: Et edebat extremitates fruti-
um, & mel sylvestre, und will seine Uebersetzung
der Anmerkung rechtfertigen. Herr Lye aber
mit ihr und seiner Ableitung nicht zufrieden,
d beschliesst sein Bedenken darüber mit folgen-
n Worten: vox est ἅπαξ λεγομένη, & quid
oprie significet, incertum. Marc. 3, 21. heisst
von Christo: *quethan auk thate usgaisiths*
. Dicebant enim: obstupuit. Herr Benzel mis-
lliget die Uebersetzung des gemeinen lateinischen
uslegers, der ἐξέστη mit in furorem versus est,
ebt, und lobet dagegen die gothische Uebersetzung,
e ihm etwas viel gelinders, und Christo viel an-
ändigers, ein Erstaunen, anzugeben scheint. Der
usdruck, ausgesezt seyn, das ist, ausser der
wöhnlichen, richtigen, gelassenen und natürlichen
emüthsverfassung gerathen seyn, kan in der That
ehr nicht, als den Zustand des Menschen, an-
igen, den eine heftige Leidenschaft ausser sich ge-
zt hat; wiewohl er sich auch auf etwas noch

schlimmers ziehen lässt. S. 119 wird das Wort gaaiviskodedun gar wohl erkläret, irreuerenter tractarunt, und von dem angelsächsischen aevisk, Schimpf, Schande, abgeleitet; aber über dem Worte ganaigidana wird gestritten. Herr Benzel übersetzt es: cóntumelia affectum. Herr Lye hingegen will, daß es so viel, als necatum, occisum, zu tödten, bedeute, und leitet es mit vieler Wahrscheinlichkeit vom lateinischen necare her. Die Stelle lautet also: Marc. 12, 4. *gah aftra insandida an ins antharana skalk, gah thana stainam vairpandans gaaiviskodedun, gah haupid vundan brahtedun, gah insandidedun ganaigidana.* Et rursus misit ad eos actorem alium, etiam illum lapidantes irreuerenter tractarunt, & caput vulnerarunt, & remiserunt contumelia affectum. Nur gehöret die eine Stelle von denen, die Herr Lye bey der Gelegenheit anführet, nämlich die aus den legibus Alemannicis, hierher nicht; und die andere, aus den legibus Burgundionum, beweiset nichts. Jene lautet also: Si quis aliquam clausuram in aqua fecerit, quidquid ibi negauerit, simile restituat. Denn negauerit heisst da so viel, als was im Wasser umkömmt, oder ersäuft, se noye, und hat mit necare, tödten, gar keine Verwandschaft. Das burgundische Gesetz aber: Si qua mulier maritum suum, cui legitime iuncta est, dimiserit, necetur in luto, beweiset nicht, daß die Deutschen ehedem negen für tödten gesagt haben. S. 160 wird zu dem Worte midgungard, (so ist das Wort ἡ οἰκουμένη gegeben worden) fol-

gende

gende Anmerkung gemacht: *orbem*, midgungard, hoc est, *orbem medium*, vetus Borealium mythologia dicta *Edda* orbem terrarum *Midgard* nuncupat. [Veteres Scoti *Middill-erd*, al. *mittelgart*, & Anglo-Saxones *middaneard*, *middangeard*.] Die Ursache dieser Benennung liegt in eben der Beschaffenheit, in Absicht auf welche die Griechen *οἰκεμένη* der bewohnbare Theil der Erde, sagten. Damals war nämlich nur der mittlere Theil von jeder Hälfte der Erde, wenigstens in den Gedanken der meisten Menschen, bewohnet. Denn man schloß so, daß die allzugrosse Hitze und Kälte die äussersten Enden der Erde den Menschen unzugänglich und unbrauchbar machte. Gard hies in der alten deutschen Sprache ein Ort, oder Aufenthalt, und hat sich in Stargard, Stutgard, und mehr andern dergleichen Nahmen erhalten. S. 168 wird der Ursprung des Wortes Gesinde angegeben. Es bedeutet eigentlich Gesellen oder Gefährten. S. 171 lautet es in der Vermahnung Johannis des Täufers an die Kriegsleute, Luc. 3, 14. also: *nimannanhun huluth, nimannanhun anamahtgaid, gah valdaith annum izvaraim*. Das übersetzt Herr Benzel also: Nemini per calumniam quidquam abripite, & - - - annonis vestris. und in der Anmerkung saget er: Quid sit *valdaith*, non liquet. Herr Lye aber füget folgendes hinzu: Haec vertenda forent: *neminem calumniamini, neminem concutite. Hol* Anglosaxonibus est *calumnia*. Das Wort valdaith aber rühret er nicht an. Ueberhaupt scheint

scheint er das Deutsche nicht verstanden zu haben. Es hat ihm also ein sehr nöthiges und nützliches Werkzeug gefehlet, das ihm sehr gute Dienste geleistet haben würde. Valdaith ist das deutsche waltet, verwaltet. Administrate, dispensate, conuertite vestros in vsus velut arbitri & domini pro lubitu & iudicio vestro. *Anamahtgaid* ist das deutsche ohnmächtiget. Verohnmächtiget niemanden, das ist, machet niemanden durch die Ueberwucht eurer Gewalt ohnmächtig. Luc. 8, 14. kömt das schwere Wort quilftrgun vor, das Herr Benzel loculum giebt, aber mit der Erinnerung, daß er das Wort so unbestimt und zweifelhaft übersetzt habe, weil er nicht recht gewusst, ob es arcam funebrem, einen Sarg, oder pheretrum, eine Todtenbaare, bedeute. Den übrigen Theil seiner Anmerkung verstehen wir nicht. Er lautet also: forsan vtitur voce e moribus suorum mutuata, id est, quod non loculis incluserint, sed cadauera fasciis inuoluta, rudibusque siue perticis suspensa, per loca montana efferrent. Certe vulgus noster gothicus hodieque de inhumato *han ligger pä ſtäng*, perticae impositus est. Dem Leser überlassen wir es, zu errathen, was das sagen wolle, und wo es hingehöre. Indessen wollen wir ihm eine, wie es uns dünket, nicht unwahrscheinliche Ableitung des dunklen Wortes quilftrgum zur Prüfung vorlegen. Die letzte Sylbe um gehört nicht eigentlich zum Worte, sondern ist nur die Endung des dritten Falles (datiui casus). In trg glauben wir also das deutsche

Wort

Wort Trog zu finden, davon man unterschiedene Zusammensätze hat, als Backtrog, Sautrog, Fischtrog, Wassertrog oder Röhrtrog, u. s. f. Den Vordertheil aber des Wortes, nämlich quilf, machet ein den Gothen zwar eignes, nicht aber auch eigenthümliches Wort aus. Es war ihnen eigen, weil es bey uns erloschen ist: Aber eigenthümlich war es ihnen nicht, weil sie es, mit vielen andern Worten, von den Griechen angenommen hatten. Κέλυφος ist das Wort, das die Gothen, unserer Vermuthung nach, quilf in ihrer Mundart aussprachen. Es bedeutet eigentlich eine Schaale, als von Nüssen, desgleichen die Hülsen der Früchte, und sodann auch im vorbildlichen Verstande eine Leiche. Quilftrog wird also so viel als Leichentrog seyn. S. 262 wird bey Gelegenheit des Ausdruckes in der Geschichte des reichen Mannes: und der Reiche starb auch, gah gafulgans varth, und ward begraben, ein artiger, aber seltener Gebrauch des lateinischen Wortes commendare, und des mit ihm in gleichem Verhältnisse stehenden gothischen filhan, gafilhan, davon unser deutsches befehlen herkömt, erläutert. Man brauchte nämlich besagte Worte in den mittlern Zeiten für begraben, zur Erde bestatten, der Erde anbefehlen oder anvertrauen. Unter andern Stellen, wo commendare in dem Verstande vorkömt, ist eine von Adamo Bremense in vita S. Ansgarii merkwürdig, da es heisst: Eadem vero die, qua ipse commendatus fuit. Lambek hat sich also geirret, da er an dieser Stelle

humo

humo mandatus hat gelesen wissen wollen. S. 285 kömt ein Wort vor, das keiner von unsern beyden Herren Editoribus verstanden hat, das sich aber dennoch mit leichter Mühe erklären lässt. Es heisset in der beweglichen Rede Christi, mit welcher er der sündenvollen Stadt Jerusalem den gänzlichen Untergang ankündiget, Luc. 19, 43: **Es werden Tage über dich kommen**, thatei quimand dagus ana thuk, gah barra . . . (hier ist eine Lücke so wohl im Gothischen, als im Lateinischen) thuk, & . . . . te, gah bisiandand thuk. Auch diese Stelle hat der Herr Erzbischof in der Uebersetzung übergangen, und Punkte an deren statt dahin gesetzt; ein Geständnis, daß er nicht gewusst habe, was das Wort bedeute. Er wiederholet dieses Geständnis in der Anmerkung zu dieser Stelle mit ausdrücklichen Worten. Herr Lye will sich mit einer Muthmassung aus der Schwierigkeit heraus helfen, und für bisiandand, bistandand gelesen haben. Aber er hat sich ganz gewis geirret. Sianan ist ein gutes gothisches Wort, das so viel, als **kränken, quälen, peinigen, schaden** bedeutet, und das die Griechen der mittlern Zeiten von den Gothen angenommen haben, wie aus des du Cange Glossario graeco v. Σιαίνειν, und aus demjenigen zu ersehen, was zu des Constantini Porphyrogenneti Ceremoniali C. 8. p. 233. ingleichen vom Herrn Hemsterhuysen zum Scholiasten des Luciani T. I. p. 372 angemerkt worden ist.

Aus

Aus den Zusätzen, die hinter der gothischen
prachlehre des Herrn Lye angebracht sind, wol-
ı wir die letzte Probe hernehmen. Es werden
selbst S. 64 erstlich die Lücken ausgefüllt, die der
eberseßer des Chronici Saxonici in seiner lateini-
)en Uebersetzung desselben gelassen hatte. So-
ınn wird gelehret, was auf dem Sloanischen
inge, und auf dem silbernen gleichfalls Sloani-
)en Schilde steht. Den Ring kan man auf der
Seite der Vorrede Hikesii zu seinem Thesauro
nguarum septentrionalium sehen; den Schild
ber am Ende eben dieses Werkes. Auf jenem
llen nach Herrn Lyes Auslegung die Worte ste-
en: Aethred mec ahe. Anred mec agroft. Das
t: Aethred me tenet. Anred me caelavit; und
r vermuthet, daß dieser Ring dem Könige Aethe-
ed zugehöret habe, der im Jahre 866 unter den
Westsachsen zu regieren anfieng. Anred oder Ean-
ed aber war damals ein Münzer in England,
on dem man noch Münzen hat. Auf dem Schil-
e soll folgende Aufschrift stehen, die so klingt,
aß man sie einem solchen Weltalter und Volke
ar wohl zutrauen kan: Aeduwen mec ag. age
ıyo Drihten. Drihten hinc awerie. de ıne hire
etferie. buton hyo ıne selle hire agenes wille.
Das ist: Eduwen erkennet mich für ihr Ei-
genthum. Der Herr erkenne sie für sein Ei-
genthum. Der Herr fluche (oder strafe) den,
der mich ihr entführet; es sey denn, daß sie
nir ihn gäbe aus eignem Willen oder frey-
villig.

Nun

Nun ist nichts mehr übrig, als daß wir wünschen, dieses schöne Werk, an dem ein jeder Liebhaber der deutschen Literatur Antheil nimmt, vermittelst eines deutschen Nachdrucks, vervielfältiget, und allgemein gemacht zu sehen. Vielleicht sehen wir in wenig Jahren unsern Wunsch erfüllet. Vielleicht empfangen wir von unserm Leipzig ein so angenehmes Geschenk. Wenigstens macht man uns eine nicht unwahrscheinliche Hofnung dazu. Und welche Stadt in Deutschland ist wohl zu einem solchen Geschenke mehr verpflichtet, und von welcher erwartet man es mit mehrerm Rechte, als von derjenigen, welche, ihrer übrigen Vorzüge für itzo nicht zu gedenken, in Ansehung der deutschen Sprache den andern allen den Ton giebt?

II. Me-

II.

Medical obſervations and inquiries. By a Society of Phyſicians in London. Vol. I. London printed for William Johnſton. 1757.

Es ſind ſchon einige Jahre, daß verſchiedene Aerzte in London den Entſchlus gefaſt, bisweilen Zuſammenkünfte anzuſtellen, worinnen von verſchiedenen Entdeckungen in der Arzneykunſt, von der ſicherſten und beſten Art, wie bey herrſchenden Krankheiten zu verfahren, und andern dergleichen zu Verbeſſerung der Arzneywiſſenſchaft gehörigen Dingen gehandelt würde. Die Perſonen, welche dieſe Geſellſchaft ausmachten, waren entweder ſolche, denen die Beſorgung and Aufſicht über Hoſpitäler aufgetragen war, oder die ſonſt in ihrer Wiſſenſchaft ein Anſehen ſich erworben hatten, denen es alſo nicht an häuſigen Gelegenheiten mangeln konte, ſelbſt Beobachtungen anzuſtellen, oder die Entdeckungen anderer in der Ausübung zu beſtätigen. Wenn einem Mitgliede ſchwere Fälle vorkamen, ſo wurden die übrigen zu Rath gezogen. Es wurde in Betracht genommen, von welcher Art des Verfahrens man die beſten Würkungen zu hoffen hätte, und von dem Erfolg den übrigen Nachricht ertheilt. Nachdem dieſe Zuſammenkünfte eine geraume Zeit fortgedauert hatten, ſo verlangten einige Mitglieder, daß man die Vortheile,

welche diese Vereinigung verschiedener Aerzte gebracht hatte, öffentlich bekant machen möchte, weswegen sie, nebst noch einigen andern Aerzten, in eine besondere Gesellschaft zusammen traten, um medicinische Beobachtungen und Untersuchungen zu samlen, nnd herauszugeben. Es ist aber auch vielleicht in Europa kein Ort zu einem dergleichen Unternehmen bequemer, als London, da wohl nirgends mehrere grosse Aerzte, und besser eingerichtete Hospitäler sind, wo beständig neue und lehrreiche Fälle vorkommen. Der allgemeine Handel durch alle Theile der Welt giebt die beste Gelegenheit zu einem weitläuftigen Briefwechsel, so wie die besondre Verbindung mit den englischen Colonien, das beste Mittel verschaft, von denen allda sich befindenden geschickten und erfahrnen Aerzten die nützlichsten Nachrichten zu erhalten. Dieses Werk, welches den vorigen edimburgischen zur Arzneywissenschaft gehörigen Versuchen am nächsten kömt, wird um so nützlicher, da andre grosse zu Ausbreitung der Wissenschaften bestimte Samlungen durch die vielen physicalischen, mathematischen und andern dergleichen Materien zu gros und kostbar sind, als daß die darinnen einzeln vorkommenden medicinischen Beobachtungen gemeinnützig genug werden könten, und da hiernächst gar oft viele Fälle und Beobachtungen sich eräugen, die nur blos in einer Gesellschaft von Aerzten vorgetragen, und von ihnen allein beurtheilet werden können. Es wird also diese Gesellschaft hauptsächlich demjenigen Plan folgen, wel-

welchen der grosse Baco schon den Aerzten angepriesen, und sie wird sich also angelegen seyn lassen, solche Beobachtungen zu samlen und an das Licht zu stellen, welche genaue Erzählungen von besondern Fällen, und zuverlässige Nachrichten von der wahren Beschaffenheit der Krankheit, von der Art selbige zu tractiren, und dem Erfolg derselben, von den Versuchen in Heilung verschiedener Zufälle, die bisher für unheilbar gehalten worden, und von Untersuchungen der Kräfte besondrer Arzneyen in besondern Krankheiten enthalten; wobey selbige hoft, daß, wenn dieses Vorhaben und der Endzweck dieser Gesellschaft auswärts hinlänglich bekant werden würde, diejenigen, welche die Verbesserung der Arzneywissenschaft wünschen, durch nützliche Beyträge sie aufmuntern werde, in einem so vortheilhaften Unternehmen noch ferner fortzufahren. Sie wird aber nicht alle erhaltene Nachrichten ohne Unterscheid bekant machen, sondern nur diejenigen auslesen, in welchen neue und nützliche Beobachtungen genau und deutlich beschrieben werden, oder solche einzelne Fälle enthalten sind, die zu Bestätigung und Erläuterung einiger Umstände, die man vorhero noch nicht hinlänglich verstanden, dienen, und von welchen neue Wahrheiten deutlich können hergeleitet werden. Da auch Nachrichten von mislungenen Versuchen, und Fehler in Heilung einer Krankhtit selbst öfters sehr lehrreich sind; so wird die Gesellschaft auch solche mit Dank annehmen, und nicht nur gegen den Verfasser alle schuldige Aufmerksamkeit bezeigen, son-

dern auch auf Verlangen dessen Namen verschweigen, da sie hingegen alle hypothetische Untersuchungen, Streitschriften, und unnöthige und weitläuftige Anführungen anderer Schriftsteller, und kurz alles, was mehr dahin abzielt, die Gelehrsamkeit des Verfassers zu zeigen, als die Arzneywissenschaft zu vermehren, unterdrücken wird. Diejenigen Briefe, welche dieser Gesellschaft bestimt sind, können an einen von denjenigen Aerzten zu London, deren Wohnungen in dem beygefügten Verzeichnis der Aufsätze angegeben worden, gerichtet werden. Wir wollen von dem Inhalt dieser Beobachtungen selbst einige Nachricht ertheilen.

1) In dem ersten Aufsatz beschreibt Herr D. Sylvester einen Krampf der Muskeln des Unterkinnbackens, von einer Verletzung und Zerquetschung eines Fingers, welcher durch kein andres Mittel als den Gebrauch des Mohnsafts in der tinctura thebaica, die der Patient alle 6 Stunden zu 30 und mehr Tropfen genommen, konte gehoben werden.

2) Eben dieser Arzt handelt in dem zweyten Aufsatz von einer ungemeinen Wassersucht des Unterleibes, womit eine Frau 44 Jahre lang behaftet gewesen. Nach ihrem Tode fand man in dem zellichten Gewebe des Bauchfells 51 Maas (Pints) einer stinkenden, klebrichten und salzigen Feuchtigkeit, welche von der untern Seite dieser Höhlung in ordentliche Salzcrystallen, die den Salpetercrystallen ziemlich nahe kamen, angeschossen war.

3) Herr D. Russel, dem wir das vortrefliche

Werk

Werk, History of Aleppo, zu danken haben, giebt eine genaue Beschreibung der Scammoniumpflanze, die eine Gattung der Glockenwinde ist, nebst einer sehr schönen Abzeichnung. Blos der milchigte Saft, der aus der durchschnittenen Wurzel lauft, giebt dieses Arzneymittel, da weder Blätter, noch Blumen, noch Saamen einige abführende Kräfte haben, wie der Herr Verf. durch eigene wiederholte Erfahrungen versichert worden. Diese Arzney wird zwar, ehe sie nach Aleppo gebracht wird, mit Weitzenmehl, Asche oder Sand verschiedentlich verfälscht; doch scheint es allerdings nicht, daß zu Erhöhung der abführenden Kräfte Wolfsmilchsaft beygemischt würde, da Hr. Russel das Scammonium allezeit um so würksamer befunden, je reiner solches gewesen.

4) Beschreibung des innern Baues eines Kinds, in welchem die meisten Eingeweide des Unterleibs in der Höhle der Brust angetroffen worden; von D. Macauley. Dieses Kind lebte kaum über eine Stunde, und konte weder frey Athem hohlen, noch schreyen. Nach geschehener Oefnung zeigte sich, daß durch eine besondre Trennung an dem hintern Theil des Zwergfells der Magen, alle kleine Gedärme, und der gröste Theil des Grimmdarms, die Leber, Milz und Gekrösdrüse in die linke Höhle der Brust gedrungen waren, wodurch das Herz, der Schlund und die grosse Schlagader sehr stark gegen die rechte Seite gedrängt, und die linke Lunge bis auf die Grösse einer welschen Nus zusammen gedrückt war.

5) Die folgende Nachricht erzählt einen völlig ähnlichen Fall, nur mit dem Unterscheid, daß hier die Eingeweide die rechte Höhle der Brust einnahmen. Beyde Fälle werden durch beygefügte Abzeichnungen erläutert.

6) Herr Gowin Knight beschreibt den Zufall seiner eigenen Schwester, die bey einem mit Zückungen begleitetem Fieber in Gefahr des Erstickens gerieth, so oft sie zu schlafen anfieng, von welcher Beschwerlichkeit und dem Fieber selbst sie dadurch befreyet wurde, daß Herr Knight selbst bey ihrem Schlaf beständig ihr den Puls beobachtete, und sie sogleich erweckte, so bald ihr Puls unmerkbar zu werden anfieng.

7) Herr D. Pye beschreibt den Zufall eines Wundarztes, der zu verschiedenen malen von den heftigsten Anfällen des Podagra sogleich befreyet worden, wenn der Schmerz durch die Füsse in den Unterleib gestiegen war, und sich durch das Erbrechen einer grünen und ätzend scharfen Materie geendigt hatte. Einige male erzeugten sich auch an dem Fus Geschwülste, in welchen kalchigte steinerne Verhärtungen in nicht geringer Menge enthalten waren.

8) Betrachtungen über die epidemischen Krankheiten zu Gambroon in Ostindien, welche meistens unordentliche Wechselfieber waren. Abführende und schweistreibende Arzneyen waren fast schädlich, da hingegen Mittelsalze nebst säuerlichen Getränken, und nach Verlauf einiger Zeit die Fieberrinde, die besten Dienste leisteten.

9) Nachricht von einem Wurm in der Leber, von D. Bond in Pensylvanien. Ein Frauenzimmer hatte viele Monate vor ihrem Tode einen Schmerzen in der Gegend der Leber, welcher nach und nach so heftig wurde, daß sie solchen mit dem Magen eines Hundes an ihrer Leber vergliche, und sie glaubte, ein lebendiges Thier in ihrer Seite zu verspüren. Sie empfand allzeit Linderung, wenn sie sich Bewegung machte, oder mit der flachen Hand auf den schmerzhaften Ort geschlagen wurde. Einen Monat vor ihrem Tod zog sich der Schmerz ganz langsam von der rechten auf die linke Seite, und endlich in den Magen, worauf sie in der Seite keinen Schmerz mehr empfand, da sie hingegen von der Zeit an einen beständigen Ekel und heftigen Husten hatte, und eine grosse Menge eines zähen Schleims auswarf. Diese Zufälle verschwanden endlich auf einmal, da sie 24 Stunden nachhero ein 9 Zoll langes Stück eines aus lauter Ringen bestehenden Wurms, der einen Zoll im Durchschnitt hatte, durch den Stuhlgang von sich gab, welchem nach 6 Stunden der übrige Theil folgte, so daß diese beyde Stücke zusammen eine Länge von 20 Zoll hatten. So bald dieser Wurm aus dem Magen gegangen, so verlohr sie sogleich das Vermögen, etwas hinunter zu schlingen, so daß sie nicht über 48 Stunden mehr lebte. Nach ihrem Tod fand man in dem äussern Theil der Leber eine grosse mit blutigem Wasser und Stücken geronnenen Bluts angefüllte Höhle, deren Wunde so uneben sich zeigten, als ob sie wären abgenagt wor-

den, aus welcher ein Canal in den Lebergallengang sich erstreckte. Die Oefnung des gemeinschaftlichen Gallengangs in den Zwölffingerdarm war so erweitert, daß man einen Finger bequemlich hinein stecken konte. Herr Bond meldet dabey, daß in Hunden, welche von Klapperschlangen gebissen worden, sehr oft dergleichen Würmer in der Leber gefunden würden. Dieser Nachricht ist ein Schreiben an Herrn Franklin beygefügt, worinnen die Schwester der Patientin von verschiedenen Umständen dieses seltenen Zufalls genauere Nachrichten giebt.

10) Auszug eines Schreibens von Herrn D. Mackenzie aus Constantinopel, von der Heilung einer gänzlichen Zurückhaltung des Urins durch den Gebrauch der Fieberrinde, nachdem alle andre Mittel vergeblich gewesen waren.

11) Von der Wirkung der Electricität bey einem Frauenzimmer, die durch dieses Mittel von den heftigsten Mutterbeschwerungen und damit verbundenen Zuckungen und Ohnmachten befreyet worden.

12) Ausführliche Beschreibung des Opisthotonus und Tetanus von D. Chalmers zu Charles-Town in Südcarolina. Diese vortreflichen Beobachtungen von dieser Krankheit sind um so schätzbarer, je seltner solche in den europäischen Ländern ist. In Südcarolina werden besonders die Mohrensklaven und auch andre Personen, die auf dem Felde der schnellen Abwechselung einer brennenden Hitze und kühler Regen ausgesetzt sind, damit befal-

fallen. Diejenige Krankheit, welche Emprosthotonus genennet wird, hat der Verf. niemals gesehen. Den Opisthotonus betrachtet er, nach drey verschiedenen Stufen, die auf einander folgen, der in dem äussersten Grad so heftig ist, daß der ganze Körper in einen Bogen gekrümt wird, und nur auf den Kopf und den Fersen ruht, wobey auch die Muskeln des Unterleibs, der Zunge und Schlundes auf das heftigste gezückt werden. In dem Tetanus ist zwar, von dergleichen starken Gewalt der vordern und hintern Muskeln, der Körper steif, doch ist der Kopf auch allezeit zurückgebogen, und der Rücken gekrümt, obgleich nicht so stark, als bey der vorigen Krankheit. Auf beyde Zufälle folgt eine allgemeine Entkräftung, so daß ein dergleichen Patient noch lange Zeit hernach ohne Schmerzen oder Beyhülfe sich niemals aufrichten kan. Alle hitzige nnd reizende Arzneyen, sowohl innerlich als äusserlich, besonders Blasenpflaster, sind höchstschädlich, und abführende, schweistreibende und Brechmittel fast ohne Wirkung. Alle Rettung ist von dem Gebrauch warmer Bäder und des Mohnsafts zu hoffen, welche letztere Arzney die Patienten in unglaublicher Menge ohne die mindeste Beschwerde nehmen können.

13) Von einer periodischen Blindheit, von D. Pye. Ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren hatte den Zufall, daß er sogleich mit der Sonnen Untergang stockblind wurde, ob er gleich den Tag über auf das schärfste sehen, und die kleinste Schrift lesen konte. Der anhaltende Gebrauch

 der

der Fieberrinde vertrieb zwar dieses Uebel, der Patient aber starb kurze Zeit hernach an einem heftigen Durchfall.

14) D. Clephanes Untersuchung von dem Ursprung des Podagrapulvers. Diese Arzney, welche sonst auch das Pulver des Herzogs von Portland heisst, besteht aus der Wurzel der runden Osterlucey, und des Enzians, und aus den Blättern und Spitzen der Chamädrys, Chamäpitys, und Tausendgüldenkrauts, (Centaurii minoris.) Herr D. Clephane zeigt mit einer nützlichen Belesenheit, daß so wohl von den alten griechischen, als den nachmaligen Aerzten, theils die erstbesagte, theils selbigen ähnliche Arzneymittel gegen das Podagra vorzüglich schon angerühmet worden.

15) Herr D. Mackenzie in Constantinopel berichtet an Herrn D. Clephane den Zustand einer wassersüchtigen Frauensperson, an welcher in Zeit von zwey Jahren zu zwey und zwanzig verschiedenen malen eine Abzapfung des Wassers vorgenommen worden.

16) Versuch, die Kräfte der Sarsaparillwurzel in venerischen Krankheiten zu entdecken; von Wilh. Fordyce, Regimentschirurgo bey der Garde zu Fus, welcher hier dreyzehn verschiedene Fälle anführt, wo die Sarsaparilla die beste Wirkung gethan, auch wo andere Krankheiten nichts mehr haben ausrichten wollen; denen er verschiedene Anmerkungen beyfügt, in welchen er zeigt, daß fast kein Zufall dieser Krankheit sey, der nicht entweder

weder mit der Sarsaparillwurzel allein, oder doch mit Beyhülfe des Quecksilbers könne gehoben werden. Dieser Abhandlung fügt er noch eine Historie dieses Arzneymittels bey.

17) Von einigen noch nicht genug bekanten Kräften der Fieberrinde, besonders in scrofulösen Geschwulsten, von erstbesagtem Verfasser. Aus vier sehr genau beschriebenen Fällen erhellet, daß in scrofulösen Geschwulsten der Drüsen sich die Fieberrinde besonders wirksam erweise, und sich als ein vortrefliches auflösendes und zertheilendes Mittel zeige, wenn alle andre Mittel vergeblich angewendet worden; so wie nach andern angeführten Beobachtungen bey einer völligen Verderbnis der Säfte, und damit vereinigten faulen und fressenden Geschwüren, dieses Arzneymittel die grössten Dienste geleistet.

18) Nachricht von dem Aussatz in der Gegend von Martigues in der Provence. Diese Krankheit nimt ihren Anfang von einer Geschwulst der Füsse, und überzieht endlich den ganzen Leib mit häslichen Schuppen und Beulen, die öfters in Geschwüre ausbrechen. Die Zähne und Knochen werden von der Beinfäule angefressen, und diese Elenden Personen sterben endlich nach drey oder vier Jahren an einer Auszehrung. Die Einwohner von Martigues rechnen unter die Ursachen dieser Krankheit einen heftigen Schrecken, und der Verfasser führt auch zwey Fälle an, wo wirklich eine dergleichen Ursache einen wahren Aussatz verursacht zu haben scheint.

19) Der

19) Der bekante Herr Colden in Newyork giebt eine sehr genaue und gründliche Beschreibung von derjenigen Krankheit, die unter dem Namen Throat-Distemper in Amerika geherrscht hat, und in einem sehr giftigen Fieber mit einer Geschwulst der um den Schlund gelegenen Theile bestunde. Diese Seuche war ziemlich ansteckend, und befiel fast nur Kinder, und junge Leute, und meistens mehr arme, als wohlhabende Personen. Die Ursache schien in einer allgemeinen Fäulnis aller Säfte zu liegen. Alle ausführende Mittel, Aderlassen, Blasenpflaster, waren, wenn die Krankheit schon einige Tage gedauert hatte, schädlich, und das einzige Rettungsmittel war, den Patienten immer in einer mässigen Wärme und freyen Ausdünstung zu erhalten, wozu Herr Colden den Gebrauch der Serpentaria am besten befunden. Er fügt dieser Abhandlung noch zwo andere Beobachtungen bey, deren erstere ein Nervenfieber (unter welche Art von Fiebern er auch die erstbesagte Krankheit rechnet) anbetrift, welches durch den Gebrauch des Maderaweins am leichtesten vertrieben worden; aus der andern Beobachtung aber erhellet, daß unter den Schwarzen in Guinea das Einpfropfen der Blattern schon lange gebräuchlich gewesen.

20) Herr Macauley giebt eine Nachricht von einem seltenen Nervenzufall bey einem Mädchen von dreyzehn Jahren. Es zeigte sich zuerst eine Erschütterung ihres rechten Arms, der wider ihren Willen sich sehr schnell hin und her bewegte.

Wenn

Wenn dieser Arm fest gehalten wurde, so wurde
er linke auf eine ähnliche Weise in Bewegung
esetzt. Wurden beede Armen festgehalten, so
usserte sich diese Bewegung in den Füssen; und
vurden auch diese sich zu bewegen gehindert, so
ewegte sich dagegen der ganze Leib. Nach ei-
em heftigen Schrecken bekam sie Zuckungen, die
er fallenden Sucht sehr ähnlich waren, und fiel
ey dem Anfall zugleich fast in eine Raserey, auf
velche Zufälle endlich eine Lähmung ihrer Füsse
rfolgte, welche sich aber doch auch nach und nach
vieder verlohr.

22) H. D. Pye handelt von dem vorzüglichen
Nutzen der Ipecacuanha, wenn sie in sehr gerin-
ger Menge auf einmal, aber oft nach einander ge-
eben wird; auf welche Weise überall, wo ein
Erbrechen dienlich ist, dieses Arzneymittel bey al-
en Patienten, sie seyn von welchem Alter und Ge-
chlecht sie wollen, auch bey der grössten Schwäche,
icher kan gegeben werden. Er hat deswegen
icht nur verschiedene Fälle beschrieben, welche
en Nutzen dieses Verfahrens bestätigen; sondern
uch eine weitläuftige Tabelle angehängt, auf wel-
her jedesmal, ausser dem Nahmen und Alter des
Patienten, bemerkt ist, wie viel Gran er jedesmal
egeben, wobey er selten sechs, meistens aber nur
wey Gran genommen, und wie oft sich der Pa-
ient darauf erbrochen.

23) Nachricht von einer ausserordentlich schläf-
igen Frauensperson, welche schon seit vielen Jah-
en den ganzen Tag durch, und meistens täglich
bis

bis 18 Stunden schläft, da sie hingegen bey Nacht wieder erwacht. Des Tags über ist sie auf keine Weise aus ihrem Schlaf zu erwecken, ohnerachtet die heftigsten Reizungen so wohl äusserlich, als innerlich, gebraucht werden.

24) Nachricht von einem sehr hartnäckigen scorbutischen Schaden und Geschwulst der Füsse, womit ein alter Geistlicher, der diese Beschreibung selbst aufgesetzt, ohnerachtet aller angewandten Mittel, über zwölf Jahr behaftet gewesen, welches Uebel endlich durch den Gebrauch des Kalkwassers getilgt worden.

25) Obenbesagter Herr Russel beschreibt zwey Zufälle, wo durch einen Anfall von einem Schlagflus eine Lähmung erfolgt, die nach Verlauf einiger Zeit von einem andern dergleichen Anfall wieder weggenommen worden.

26) H. Fothergill bestätigt durch viele Beobachtungen den Nutzen der Fieberrinde in Heilung der scrofulösen Geschwülste, und vertheidigt dieses vortrefliche Mittel gegen verschiedene Beschuldigungen.

27) H. Hunter beschreibt ein sehr grosses Aneurysma der grossen Schlagader, dessen Beschaffenheit er in drey beygefügten Zeichnungen noch deutlicher vorstellt, und handelt hiernächst überhaupt von diesem Uebel, und dem erforderlichen Verhalten bey demselben.

28) H. Fothergill beschreibt ein zusammenzie-
hendes Gummi aus Africa, welches dem Drachen-
blut ziemlich ähnlich scheint, sich aber von selbi-
gem dadurch völlig unterscheidet, daß es sich im
Wasser auflöset, und in dem Munde grösstentheils
zu einem schleimichten Wesen wird.

29) H. Gordon bestätigt den vom Herrn van
Swieten zuerst eingeführten nützlichen Gebrauch
des Mercurii sublimati corrosiui in Heilung vene-
rischer Krankheiten, so wohl durch seine eigne viel-
fältige Beobachtungen, als auch durch die ange-
führten Zeugnisse und Briefe verschiedener ande-
rer Aerzte.

30) H. French, Apotheker zu London, berichtet
in einem Schreiben an H. D. Fothergill viele von
ihm angestellte Erfahrungen, auf was Weise ver-
mittelst verschiedener Gummi, und anderer schlei-
michter Körper aus dem Pflanzenreich, Oele, har-
zichte und fette Dinge mit Wasser können ver-
mischt werden, welchen Herr Fothergill verschiede-
ne Anmerkungen beyfügt. Aus diesen angeführ-
ten Erfahrungen erhellt, daß das arabische Gum-
mi am bequemlichsten sey, ölichte und wässrige Din-
ge mit einander zu vermischen, und daß die da-
durch zuwege gebrachte Vereinigung dieser Kör-
per sich am besten und längsten in Form einer
Milch erhalte, auf welche Weise ausgepresste und
distillirte Oele, flüssige Harze, und harzige Tin-
turen blos durch das Vermischen und Schütteln
mit

mit Wasser zu einer Milch gemacht werden; da hingegen bey dickern Balsamen und Harzen erforderlich ist, daß man solche zuerst mit arabischem Gummi, und hiernächst mit den übrigen flüssigen Materien genau abreibe. Eine mittelst dieses Gummi verfertigte Emulsion benimt nicht nur manchen Arzneyen ihren unangenehmen Geschmack und Schärfe, sondern man hat auch nicht so leicht zu befürchten, daß selbige scharf und ranzicht werde, welches bey deren Verfertigung mit Eyerdotter leicht geschieht. Eben dieses Gummi, und andre dergleichen Dinge, die sich in einen Schleim auflösen lassen, sind das beste Mittel, Campher, Sperma Ceti, und Moschus, in flüssiger Gestalt zu geben, und man kan auch Wachs, um so leichter innerlich gebrauchen, wenn man das butyrum cerae mit arabischem Gummi genau vereiniget, und aus dieser Vermischung eine Emulsion verfertiget. Dieses Werk beträgt ausser dem Regigister und Vorrede 435 Seiten in Octav, und hat sechs Kupferstiche.

III. The

III.

The History of the Royal Society of London for improving of natural Knowledge, from its first Rise, in which the most considerable of those papers communicated to the Society, which have hitherto not been published, are inserted, as a supplement to the philosophical Transactions, by Thomas Birch, Secr. to the R. S. Lond. 1756-57. in 4to. Vol. I. von 515 Seiten. Vol. II. von 501 S. Vol. III. von 520 S. und Vol. IV. von 558 S. nebst 7 Kupfertafeln.

Obgleich die Geschichte der königlichen Gesellschaft des Bischofs Sprat, welche 1667 herausgekommen, überhaupt, und insonderheit der darinnen enthaltene Abris der alten und neuen Weltweisheit, nebst der Vertheidigung und Anpreisung der auf Versuche gebaueten Erkäntnis, als des grossen Vorwurfs der Gesellschaft, bewundert worden: so haben doch die geschicktesten Mitglieder derselben, nebst ihren Nachfolgern, immer gewünscht, daß der Bericht von ihrer Stiftung, und von ihrem Fortgange, weitläuftiger vorgetragen, und durch nicht wenige übergangene, und doch gleich wichtige Erzählun-

gen, mit genauer Beobachtung der Zeitfolge, vergrössert werden möchte. Diese Betrachtung hat den Verfasser des gegenwärtigen Werks, welcher ohne dies von dankbaren Regungen eingenommen ist, weil ihn die Gesellschaft zu einem ihrer Secretaren gewählet, und sich überhaupt für den Nutzen der Wissenschaften beeifert, gereizet, aus den urkundlichen Tageaufsätzen, Registern, Briefen, und Versamlungsbüchern, einen Zusatz zu Sprats Geschichte, nebst einer Fortsetzung derselben, zusammen zu lesen, welche mit vielen andern hieher gehörigen, aus gedruckten und geschriebenen Nachrichten gezogenen besondern Umständen erläutert, und mit sehr wichtigen, der Gesellschaft mitgetheilten, aber noch nicht herausgegebenen Aufsätzen vermehret worden. Die Zahl der letztern ist nicht geringe, weil die Philosophical Transactions erst im März 166$\frac{4}{5}$, ohngefähr vier Jahr nach der Einführung der Tage- und Registerbücher der Gesellschaft, angefangen, und die Ausgabe derselben von dem Jänner 167$\frac{8}{9}$ bis zu dem Jänner 168$\frac{2}{3}$ unterbrochen worden, obgleich des Herrn Hookes Philosophical Collections einigermassen ihre Stelle vertreten; wie denn eben dergleichen wiederum von dem December 1687 bis den Jänner 169$\frac{0}{1}$ geschehen, anderer geringerer Unterbrechungen zu geschweigen, welche fast mehr als anderthalb Jahr, vor dem October des Jahrs 1695, von welcher Zeit an die Transactions ordentlich fortgeführt worden, betragen. Der Verfasser hat alles in eine chronologische Ordnung eingeklei-

gekleidet, weil solche die bequemste ist, den Ursprung, und die Verbesserung der verschiedenen Entdeckungen in der Natur, und der Erfindungen der Kunst festzusetzen, und den Ansprüchen ihrer Urheber Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Es ist nichts weggelassen worden, welches Hr. Birch an sich, oder um der Verbindung willen, für wichtig gehalten hat. Der schlechte Erfolg der Versuche wird von ihm nicht weniger, als der glückliche angezeigt; wie er sich denn so gar gehütet hat, in den frühern Blättern dieses Werks die Spuren irriger, obwohl herrschender Meynungen zu verhehlen, weil auf ihre Anzeige in der Gesellschaft insgemein eine so genaue und scharfsinnige Prüfung derselben gefolgt, daß ihre Widerlegung den Schlus davon gemacht.

Es sind demnach die gegenwärtigen vier Bände dieser Geschichte, welche nur bis an das Ende des 1687 Jahrs reichen, von einem mannichfaltigen Inhalte, indem wir darinnen nicht nur Aufsätze, Versuche, Aufgaben, Briefe, und Erzählungen, welche die Naturkunde, Mathematik, und die Werke der Kunst betreffen, sondern auch die Vorschriften finden, welche die Vortheile und Freyheiten der Gesellschaft, die Wahl und den Unterhalt ihrer Mitglieder, die Aufrechthaltung ihrer Einkünfte, nnd dergleichen, angehen. Wie wir die letztern füglich übergehen können: so wollen wir, um die Weitläuftigkeit zu vermeiden, von den erstern nur einige Beyspiele anführen,

und ihnen eine Nachricht von den eigentlichen Anfangsgründen der Gesellschaft voranschicken.

Diese macht den Anfang des ersten Bandes aus. D. Sprat setzt den Ursprung der königlichen Gesellschaft nicht lange nach dem Ende des bürgerlichen Kriegs, und sucht den ersten Versamlungsplatz derjenigen Gelehrten, welche den Grund dazu gelegt, auf der Akademie zu Oxford, in der Wohnung des D. Johann Wilkins, in dem Wadhamischen Collegio. Allein wir können weiter zurückgehen. Denn nach dem Zeugnisse des D. Johann Wallis, eines ihrer ersten Mitglieder, welches wir in desselben Leben, das in der, der Hearnischen Ausgabe der Langtoftischen Chronicke, vorgesetzten Vorrede stehet, finden, wurden um das Jahr 1645 verschiedene, zu London sich aufhaltende Liebhaber der Naturforschung einig, wöchentlich an einem gewissen Tage zusammen zu kommen, und von dahin einschlagenden Materien zu handeln. Hierunter waren D. Joh. Wilkins, D. Wallis, D. Jonathan Goddard, damals Candidat, und nachhero Mitglied des Collegii der Aerzte, Ge. Ent, Franz Glisson, und Christoph Merret, Doctores der Arzneykunde, Sam. Foster, Professor der Sternkunde, in dem Greshamischen Collegio, und Theodor Haak, ein Pfälzer von Geburt, welcher diese Zusammenkünfte zuerst veranlasset, nebst vielen andern. Die Versamlungen wurden zuweilen in der Wohnung des D. Goddard, weil dieser einen Glasschleifer bey sich hatte, zuweilen aber an einem

nem bequemen Orte in Cheapside, und manchmal in dem Greshamischen Collegio, oder in dessen Nachbarschaft gehalten. Man trieb darinnen mit Ausschliessung desjenigen, was den Staat und die Gottesgelahrheit angieng, die Untersuchung philosophischer und solcher Materien, welche damit verbunden sind, als der Heilungskunst, Zergliederung, Meskunst, Sternkunde, Schiffahrt, Statik, die Lehre von dem Magnet, Chymie, und Mechanik, stellte natürliche Versuche an, und beobachtete den Zustand der gedachten Wissenschaften in und ausser dem Lande.

Diese Versamlung scheint diejenige zu seyn, deren Boyle in einigen seiner Briefe, die er 1646 und 1647 geschrieben, unter dem Nahmen des unsichtbaren oder philosophischen Collegii gedenket.

Um die Jahre 1648 und 1649 nahm die Trennung der Mitglieder dieser Versamlung ihren Anfang, indem D. Wilkins am 13 April 1648 zum Vorsteher des Wadhamischen Collegii, D. Wallis im Jun. 1649 zum Savilianischen Lehrer der Meskunst, und D. Goddard am 9 Dec. 1651 zum Vorsteher des Mertonischen Collegii bestellet wurde. Diejenigen, welche zu London lebten, setzten ihre Zusammenkunft, wie vorher, fort; und die Oxfordischen Mitglieder vereinigten sich mit ihnen, so oft die Geschäfte, oder die Neigungen sie in die Hauptstadt führten. Die letztern, welche sich mit dem D. Seth Ward, dem Savilianischen Lehrer der Sternkunde, und nach-

maligen Bischofe von Exeter und Salisbury, dem R. Bathurst, M. D. und nachmaligem Präsidenten des Dreyeinigkeitscollegii, und Dechanten von Wells, dem D. Wilh. Petty, dem D. Thom. Willis, einem berühmten Arzt zu Oxford, nebst verschiedenen andern, verbanden, und ihre Versamlungen zu Oxford fortsetzten, gaben der Naturforschung durch Versuche eine Gestalt, und kamen anfänglich in der Wohnung des D. Petty, in dem Hause eines Apothekers, wegen der Bequemlichkeit, die Speceregen zu besichtigen, zusammen. Nach dessen im September 1652 nach Irrland erfolgten Abreise versamleten sie sich, ob wohl nicht so beständig als vorher, in den Zimmern des D. Wilkins, in dem Wadhamischen Collegio, und nachdem derselbe Aufseher des Dreyeinigkeitscollegii zu Cambridge geworden, wohin er sich im September 1659 begab, in der Wohnung des Herrn R. Boyle, welcher zu Ausgang des Brachmonats 1654 nach Oxford kam, und sich allda meistentheils bis auf den April 1668 aufhielt, da er sich zu London niederlies.

Als die meisten von der oxfordischen Gesellschaft um das Jahr 1659 nach London kamen, so versamleten sie sich insgemein in dem Greshamischen Collegio bey der astronomischen Mittwochsvorlesung des Christoph Wren, und bey der geometrischen Donnerstagsvorlesung des Lor. Rooke, wo sich der Lord Visc. Wilh. Brounker, der Esq. und nachmalige Lord Wilh. Brereton, Sir Paul Neile, Joh. Evelyn, Esq. Thom. Henshaw, Esq. Heinr. Slin-

Slingesby, Esq. D. Tim. Clarke, D. Ent, Wilh. Balle, Esq. Abr. Hill, Esq. Wilh. Croune, nebst andern Herren von gleicher Neigung zu ihnen gesellet.

Sie fuhren in ihrer Gewohnheit, einmal wo nicht zweymal wöchentlich zu der bestimten Zeit sich zu versamlen fort, bis sie durch die öffentlichen Zerrüttungen des Jahrs 1659 zerstreuet wurden, und ihr Versamlungsplatz die Soldaten zu Besitzern erhielt.

Nach der Wiederherstellung von 1660 lebten ihre Versamlungen wieder auf, und wurden häufiger von vornehmen und gelehrten Personen besucht. Am 28 Nov. desselben Jahrs begaben sich der Lord Visc. Brounker, Boyle, Bruce, Sir. Rob. Morāy, Sir. Paul Neile, D. Wilkins, D. Goddard, D. Petty, Balle, Rooke, Wren und Hill nach der Vorlesung des Wren in dem Greshamischen Collegio zur Unterredung in die Wohnung des Rookes, wo unter andern ein Entwurf zur Stiftung eines Collegii zur Beförderung der physicalischen und mathematischen Einsichten durch Versuche vorgetragen ward. Es wurde auch vorgeschlagen, daß man auf eine Weise denken möchte, diese Zusammenkunft ordentlicher einzurichten, und nach dem Gebrauch anderer Länder, wo es freywillige academische Gesellschaften zum Behuf der vielerley Theile der Gelehrsamkeit gäbe, Bemühungen auf die Verbesserung der Experimentalphysik zu wenden.

Folglich ward man einig, daß die Gesellschaft ihre wöchentlichen Zusammenkünfte Mittwochs, um 3 Uhr Nachmittags, in des Herrn Rooke Zimmer, in dem Greshamischen Collegium, und ausser der Gerichtszeit in des Herrn Balle seinen in dem Temple halten, und daß jedes Mitglied bey seiner Aufnahme zur Bestreitung der vorfallenden Unkosten 10 Schilling bezahlen, und sich überdies verbinden sollte, wöchentlich 1 Schilling zu entrichten.

Hierauf folgt ein Abris der weitern Vorfälle bey der Gründung dieser Gesellschaft und der königlichen Billigung ihres Unternehmens, so daß der Leser nunmehr die Anwendung iedes Versamlungstags aus des Herrn Birch Vortrag ersehen kan.

Wir kommen zu den darinnen enthaltenen Materien selbst. In dem gegenwärtigen Bande finden wir unter andern: Needhams und Claytons Bericht vom chinesischen Firnis; Wilh. Petty Geschichte von Zubereitung des Tuchs: Leben des Lorenz Rooke, eines Mitglieds; Winthrops Erzählung von der neuengländischen Art, Teer und Pech zu bereiten; Powels Beschreibung des Lispelplatzes in der Cathedralkirche zu Gloucester; Hookes Bericht von Versuchen mit Glaskugeln; D. Powers Aufsatz von den Dämpfen der Kohlenminen; Morays Bericht vrn einem Wiederhall in Schottland; Henshaws Versuche über das Gefrieren; Hookes Nachricht von der Verdünnung der Luft; Beale Aphorisinen vom Cider; D. Merrets Anmerkung über die Zurichtung der Weine; R. Moray Bericht von der Schottländischen

schen Weise, Malz zu bereiten; Schröters Vorschlag, den Salpeter zu vermehren; Hooke Bericht von der Gewalt fallender Körper; Nachricht von Erdäpfeln; Monconys Art, den Unterschied der Schwere der Flüssigkeiten zu erkennen; Ein Aufsatz von der Bereitung des Schiespulvers des Prinzens Ruprechts; Hookes Entwurf eines Werkzeuges zur Bestimmung der Gewalt des Schiespulvers; Bericht von den Landeshervorbringungen in Bantam; D. Wrens Beschreibung seiner Wasseruhr; D. Merrets Erzählung seiner Versuche über das Gefrieren; Anmerkungen über die Kunst zu gerben; D. Cotton Bericht von Zinnminen; Hookes Zerlegungen der Viper; Flints und Biornonis Briefe von Island; Huygens neue Art eines allgemeinen Maasses; Henshaw Bericht von der Natur des Froschleichs; und Hookes Betrachtung über die wahrscheinlichste Art eines allgemeinen Maasses.

Im zweyten Bande kommen unter andern vor: Boreels Brief von einer seltsamen Cur einer Lungenwunde; Coxe Untersuchung der Vegetabilien; Nachricht von dem Macassarischen Gifte Ippo; Leben des Sir Kenelme Digby, eines Mitglieds; Nachricht von der Eingiessung des Blutes eines Hundes in die Adern eines andern Hundes; Hookes Beschreibung einer von ihm erfundenen Lampe; Leben des Abrah. Cowley, eines Mitgliedes; Nachrichten von der Türkey; Hookes Bericht von dem Saamen der Moose; Nachricht von

Norwegischen Bergwerken; und die Lebensumstände von vier Mitgliedern, von Joh. Denham, Sam. Sorbiere, Ed. Waterhouse, und Wilh. Neile.

Aus dem dritten Bande bemerken wir: Hookes Betrachtungen über Newtons Abhandlung von dem Lichte und den Farben; Nachrichten von der Barbarey; D. Croune Aufsatz von der Bildung des Huhns in dem Eye, welche er vor dem Malpigh beobachtet haben will; Leben dreyer Mitglieder, des Math. Wren, Franz Willugby, und Joh. Wilkins; Erzählung von der Vorzeigung der Rechnungsmaschine von dem Herrn von Leibnitz, und von dem Versprechen des Herrn Hookes, eine bessere zu liefern, dergleichen er auch nachmals, mit Zufriedenheit der Gesellschaft vorgelegt; wobey wir erinnern müssen, daß nicht nur aus diesem Umstande, sondern auch aus noch andern Stellen dieser Geschichte zu erhellen scheine, daß Hooke die Bemühungen des Herrn von Leibnitz mit eifersüchtigen Augen angesehen habe, wie er denn auch die Newtonischen Entdeckungen nicht ohne Tadel vorbeygelassen; Leben des Sir Rob. Moray, eines Mitglieds; Rays Abhandlungen von dem Saamen, und dem specifiquen Unterschiede der Pflanzen; D. Needhams Betrachtung des Serum in dem Blute; Leben des Joh. Goddard, eines Mitglieds; Nachricht von den Lebensumständen dreyer Mitglieder, des Heinr. Oldenburg, Franz Glisson, und Franz Vernon; Huygens Bericht, daß Hamm, ein Student zu

:eiden, die Saamenthierchen entdeckt habe; und Leben des Thom. Stanley, eines Mitgliedes.

Der vierte Band enthält unter andern: Hydens Brief von Motten, und der Erzeugung der Austern; Leben des Joseph Glanvill, eines Mitglieds; D. Plots Brief von den Untersuchungen einer Oxfordischen Gesellschaft, und insonderheit von einer Person, die durch das Stehen unter einer grossen Glocke ihr Gehör wieder bekommen und verneuert; Leben des Joh. Collins und Joh. Beal, zweener Mitglieder; Listers Nachricht von dem Magnetismus; Erzählung von den Unternehmungen der physikalischen Dublinischen Gesellschaft; Leben des Wilh. Brounker, und Wilh. Croune, Joh. Pell, und Joh. Pearson, gewesener Mitglieder; und D. Wallis Aufsatz von den Winden einer gewissen Jahrszeit, vieler andern Bemühungen des Hooke, Papin, und anderer mehr zu geschweigen.

IV.

A new method of demonstrating from Reason and Philosophy the four fundamental points of Religion, viz. I) The Existence and the Immateriality of the *Spirit* or *Soul* of Man. II) The existence of the supreme *Spirit* or *God*. III) The Immortality of the *Soul* of Man. And IIII) The certainty of a *future State* of eternal Happiness or Misery. London 1756.

Da in England seit einiger Zeit nicht nur die geoffenbarte, sondern auch die ersten Grundsätze der natürlichen Religion, in Zweifel gezogen, und feindlich angegriffen worden sind: so hat sich unser Verfasser vorgenommen, die vier Hauptpuncte einer jeden Religion aus der Vernunft zu beweisen, nämlich das Daseyn, und die Immaterialität der menschlichen Seele, das Daseyn des höchsten Geistes, oder Gottes, die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, und endlich die Gewisheit eines zukünftigen Zustandes, der entweder ewig glücklich, oder ewig elend seyn wird. Wir glauben mit unserm Verfasser, daß wenigstens seine meisten Beweise einer Demonstration so nahe kommen, daß dadurch ein jeder überzeu-

et werden mus, der sich nur selbst in den Schrank-
en der menschlichen Fähigkeit eingeschlossen hält,
nd sich nicht selbst dadurch verwirret, daß er sich
em unergründlichen Ocean einer metaphysischen
Sophisterey überlässt, wo ihm weder die Natur
inige Beobachtungen verschaffen kan, noch auch
ie Kunst bisher einen Compas erfunden hat, wor-
ach er seinen Lauf richten könte.

Er vermuthet für seine Schrift einigen Nach-
heil von der Beschaffenheit der gegenwärtigen
Zeit, wo man nur Schriften zum Vergnügen,
icht aber zum Nachdenken lieset. Und doch hat
r sich um nichts mehr bemühet, als um auch
inem nachlässigen Leser deutlich zu seyn. Er ent-
chuldiget sich deswegen mit einer Stelle des Ci-
ero (*). Es ist kein geringes Verdienst unsers
Verfassers, daß er von seiner Materie mit unge-
meiner Deutlichkeit und Ordnung geschrieben hat.

In einer kurzen Einleitung sagt der Verfasser
was von der Natur der Erkäntnis, und von den
Mitteln, wodurch wir sie erlangen.

Das Werk selbst ist in neun Kapitel abge-
heilet. Das erste handelt von der natürlichen
Methode, nach welcher wir das Daseyn und die
Natur unsers eigenen Geistes oder unserer Seele
ntdecken. Nachdem der Verfasser die Begriffe
der

(*) Omne, quod de re bona dilucide dicitur, mihi praeclare dici videtur: istiusmodi autem res dicere ornate velle, puerile est: plane autem & perspicue expedire posse, docti & intelligentis viri. Cicero de Finibus, L. III, c. 5.

der Existenz, des Raumes, der Materie, der Substanz, der Eigenschaften, der Zeit, der Ewigkeit, der Bewegung, der Ruhe, erkläret, und gezeiget hat, wie wir diese Begriffe erlangen, so kömt er auf den Begrif der Selbstbewegung. Er zeiget, wie dieser Begrif bey uns selbst entstehet, und zeiget den Unterschied zwischen der Selbstbewegung, und der physikalischen und mechanischen Bewegung. Jene ist frey, diese beyden leztern aber sind nothwendig. Von dem Vermögen, sich selbst, oder einen Theil seines Körpers zu bewegen, mus sich ein jeder durch seine Empfindung überzeugen. So wenig ich, fährt der Verfasser fort, einem beweisen kan, daß ich Schmerz empfinde, wenn mein Finger in dem Feuer ist, eben so wenig kan ich ihm auch mein Vermögen, mich selbst zu bewegen, demonstriren. Ich mus also einen jeden auf sich gänzlich zurückweisen, was er in sich fühlet; und wenn er sich in den Kopf setzen sollte zu läugnen, daß er sich eines solchen Vermögens bewust wäre; so würde ich mir eben so wenig Mühe geben, ihn davon zu überzeugen, als ich mich bemühen würde, ihm zu beweisen, er fühle Schmerzen, wenn er mitten im Feuer ist, er würde sich eben in den Kopf setzen, auch dieses zu läugnen. Diese Bewegung kömt von keinem äusserlichen Stosse her, sondern irgend ein Theil des Körpers mus die erste Ursache davon seyn. Die willkührliche oder Selbstbewegung widerspricht unserm Begriffe, den wir von einem Atomus haben. Auch eine gewisse Anzahl von Atomen kan nicht der erste Beweger seyn,

wenn man schon den Begrif des Cartesius von den Flüssigen annimt, so wie unendlich viele Modificationen oder Veränderungen diese Selbstbewegung nicht verursachen können. Diese Sätze beweiset unser Verfasser, und fähret fort: Ich mus also nothwendig schliessen, daß es ein Wesen gebe, welches nicht materiell ist, daß in diesem Wesen die Eigenschaft der willkührlichen oder Selbstbewegung zu finden sey, und daß es durch diese Eigenschaft nicht nur sich selbst, wenn und wohin es will, bewegen, sondern auch diese Bewegung einigen Theilen meines Körpers mittheilen könne, wodurch es meinen Körper und verschiedene Glieder meines Körpers bewegen kan, wenn und wohin es will. Wenn ich sagte, alle die Bewegungen meines Körpers und eines jeden Gliedes desselben wären nothwendig, und kämen von einer unendlichen und nothwendigen Kette materieller Ursachen her, so würde ich meiner Selbstüberzeugung und demjenigen widersprechen, was ich einen jeden Augenblick bey mir empfinde, wenn ich über das nachdenke, was in meinem Gemüthe vorgeht, und welches ich damit gar nicht vereinigen kan. Ich mus also den Schlus machen, daß es ein immaterielles Wesen sey, welches die erste Ursache aller meiner willkührlichen oder Selbstbewegungen ist; und daß ich also ein Wesen entdecke, welches ich Geist, und in Absicht auf mein eignes Daseyn, Seele nenne. Hieraus mus ich nothwendig schliessen, daß ich etwas Zusammengesetzes bin, welches aus einem immateriellen geisti-

gen

gen Wesen, die Seele genant, und aus einer materiellen organisirten Substanz, welche den Namen des Körpers selbst hat, bestehe, und welches beydes zusammengenommen, ich mich selbst nenne. Und daher haben wir alle diese Ausdrücke, meine Seele, mein Körper, mein Fus, mein Arm; denn bey allen diesen Ausdrücken beziehet sich das Wort, mein, auf das zusammengesetzte Wesen, welches ich mich selbst nenne. Man kan zwar nicht begreifen, wie ein immaterielles Wesen sich selbst bewegen, oder seine Bewegung der Materie mittheilen kan; allein ich kan doch nicht sagen, daß es deswegen unmöglich ist. Der Verfasser bemerkt bey dieser Gelegenheit den Unterschied zwischen Unwissenheit und Unmöglichkeit, und erinnert, daß der Weg, wodurch er zur Erkäntnis des Wesens, welches man Geist nennet, gekommen ist, zwar verneinend sey, aber doch eine völlige Ueberzeugung wirke, weil man ihn sehr oft, auch in den mathematischen Wissenschaften gehet. Er zeiget hierauf, wie die Begriffe des Thuns, des Leidens, einer Kraft oder eines Vermögens, entstehen, vergleichet seine drey abstrakten Begriffe des Raums, der Materie und des Geistes, und glaubet, man rede eigentlicher, wenn man an statt der Selbstbewegung das Wort Selbstthätigkeit brauchet. Endlich giebt unser Verfasser die Ursache an, warum er diesen Weg, das Daseyn unsers Geistes zu beweisen, erwählet hat. Er sagt: es giebt noch andere Wege, wodurch wir uns selbst den Begrif unsers eignen Geistes, oder unserer eignen Seele

bil-

bilden können; allein ich habe lieber bey der willkührlichen oder Selbstbewegung anfangen wollen, weil wir, wie ich glaube, einen deutlichern und bestimtern Begrif von dieser Kraft oder von diesem Vermögen haben, als von einer jeden andern, und weil dieser Begrif zu gleicher Zeit leichter gemacht und bemerket werden kan, als ein jeder anderer von den übrigen Eigenschaften, Kräften oder Vermögen der Seele; wir empfinden also den Widerspruch zwischen unserer Idee von dieser Eigenschaft, und zwischen der Idee von Materie weit stärker und deutlicher, als wir den Widerspruch zwischen unserer Idee von einer jeden andern geistigen Eigenschaft und zwischen unserer Idee von Materie empfinden können; und dieser Widerspruch giebt uns einen so deutlichen Begrif von dem Daseyn des Geistes, als wir von dem Daseyn der Materie nur immer haben.

Das zweyte Kapitel handelt von den verschiedenen Eigenschaften, Kräften, oder Vermögen unsers Geistes, oder der Seele. Die erste ist die Empfindung. Wir sind gewis, daß Ideen oder Empfindungen in uns hervorgebracht werden, und wirklich sind, und daß wir folglich eine Eigenschaft haben, welche wir Empfindung (perception) nennen. Diese Eigenschaft mus zuletzt in etwas seyn, oder an etwas verbunden seyn, welches wir Substanz oder Wesen nennen: denn keine Eigenschaft kan durch sich selbst seyn, oder im Nichts sich befinden; sie mus deswegen entweder in dem geistigen, oder materiellen Theile unsers zusam-

mengesetzten Wesens seyn. Wenn man sagt, sie ist eine Eigenschaft des materiellen Theiles: so kan dieses nicht mit unserm Begriffe von Materie bestehen, sondern widerspricht demselben. Wenn man aber saget, sie ist eine Eigenschaft des geistigen Theiles: so saget man nichts, das unserm Begriffe vom Geiste widerspricht, obgleich die Art, wie sie durch irgend ein materielles Object gerührt werden kan, uns unbegreiflich ist. Wir müssen derohalben schliessen, daß die Empfindung eine Eigenschaft unsers Geistes, oder unserer Seele ist; und daß alle die Ideen, oder Empfindungen, welche wir haben, oder jemals haben können, in unserer Seele, oder unserm Gemüthe, und zwar darinnen allein, hervorgebracht werden und sind. Diese Empfindung theilet der Verfasser in zwo Arten; in die äusserliche (sensation), wodurch wir alle unsere natürliche Begriffe von den Sachen ausser uns erhalten, und in die innerliche (reflection), wodurch wir alle die natürlichen Begriffe von den Kräften und Wirkungen unserer eigenen Gemüther empfangen. Die erstere haben wir mit den unvernünftigen Thieren gemein, die zwote scheinet den Menschen eigentlich zuzugehören. Hierauf beschreibt er die verschiedenen Kräfte und Vermögen der Seele, als bey einem Begriffe stehen zu bleiben, ihn zu betrachten, zu behalten, sich seiner zu erinnern, ihn zu vergleichen, zu unterscheiden, u. s. w. erklärt noch einige andere Begriffe vom Guten und Bösen, von Erkäntnis und Weisheit, und beschliesset dieses

ses Kapitel mit folgender Stelle, welche die Verbindung zwischen dem materiellen und geistigen Theile unsers zusammengesetzten Wesens betrift: „Ob es gleich, nach meinen Gedanken, vollkom„men klar ist, daß alle die Ideen, welche wir er„halten, oder bilden, zuletzt, und einzig und al„lein in dem geistigen Theile unsers zusammenge„setzten Wesens, welches wir in dieser Absicht „das Gemüthe nennen, seyn müssen: so wissen „wir doch aus der Erfahrung, daß, so lange die„se zween Theile vereiniget sind, der erste weder „Ideen erhalten, noch bilden, noch irgend einige „von seinen Kräften brauchen, noch andere er„haltene oder gebildete Ideen behalten, oder sich „ihrer erinnern kan, wenn nicht die Theile, oder „äusserlichen Werkzeuge, des letztern in ihrem „rechten Zustande sind. So enge und genau fin„den wir die Verbindung, welche dem Urheber „der Natur gefallen hat, zwischen diesen zween „Theilen unsers zusammengesetzten Wesens fest„zusetzen! und dem ohnerachtet müssen wir aus „unsern Begriffen, die wir von beyden haben, „überzeugt seyn, daß sie in ihrer eignen Natur so „verschieden sind, daß es uns unmöglich ist, zu „begreifen, wie ein jeder von dem andern auf ir„gend eine Art gerühret werden kan: hingegen „müssen wir schliessen, daß diese Verbindung nicht „von der Natur eines von beyden herkommen kan, „sondern blos von dem Willen und Befehl des Ur„hebers von beyden; und daß folglich, wenn die„se Verbindung aufhöret, keines von beyden auf

„irgend eine Weise durch den andern gerühret,
„oder seine besondere und wesentliche Natur durch
„die Trennung verändert werden wird; das ist,
„der geistige Theil wird fortfahren Geist zu seyn,
„und der materielle Theil wird Materie bleiben.„

Das dritte Kapitel handelt von der Methode, wodurch wir das Daseyn anderer Geister ausser uns erkennen. Andere Geister ausser uns entdecken wir, wenn wir auf die verschiedenen Wesen ausser uns Acht haben, und darüber nachdenken. Ihre verschiedenen Bewegungen, die bald aufhören, bald anfangen, bald anders gerichtet werden, geben uns Ursache, ihnen einen Geist oder eine Seele zuzuschreiben. Doch erkennen wir auch bald zwo Arten, die sich sehr von einander unterscheiden. Die eine Art, zu der ich mich selbst rechne, nennet man deswegen besonders das menschliche Geschlecht; der andern geben wir den Namen der unvernünftigen Thiere. Es ist hieraus klar, daß wir keinen Begrif von einem Geiste ausser uns haben, wenn er nicht durch einen Theil der Materie wirket. Doch erinnert der Verfasser, daß wir eine Käntnis von Geistern ausser uns durch eine übernatürliche Mittheilung erlangen können. Denn, fährt er fort, ich empfinde keinen Widerspruch oder Ungereimtheit zwischen einer solchen ausserordentlichen Mittheilung und zwischen meiner Idee von einem geistigen Wesen, ich kan derowegen nicht schliessen, daß es ohnmöglich ist, und die christliche Religion überzeuget mich, daß es nicht nur möglich, sondern auch wirklich so ist. — Zum

Schlusse

Schlusse dieses kurzen Kapitels rettet der Verfasser noch den Weg, worauf man zu der Erkäntnis der Geister ausser uns komt, nämlich den Weg des Urtheilens, wie er es nennet, dadurch, daß man durch eben diesen Weg auch das Daseyn einiger blos materiellen Wesen, als der Luft u. s. w. entdeckte.

Im vierten Kapitel wird untersucht, wie wir einen geistigen Einflus auf alle Theile der Materie entdecken. Der Verfasser setzet hier anfänglich die Betrachtung über die Materie weiter fort, zeiget, daß Bewegung und Ruhe ihre zufälligen Eigenschaften sind, und handelt von der anziehenden und zurückstossenden Kraft, und von der Mittheilung der Bewegung. Auch diese drey Eigenschaften schreibet der Verfasser der Materie als zufällig zu. Die anziehende Kraft theilet er in zwo Arten ab, in die Cohäsion oder den Zusammenhang, und in die Schwere. Aus diesen verschiedenen zufälligen Eigenschaften der Materie schliesset unser Verfasser auf das Daseyn eines immateriellen Geists, weil es thöricht wäre, eine unendliche Kette von materiellen Ursachen anzunehmen. Dieses ist kürzlich der Inhalt dieses Kapitels, welches eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdient. Wir würden uns länger dabey aufgehalten haben, wenn Sachen von dieser Art nicht einen allzuweitläuftigen Auszug erforderten. Doch wollen wir unsern Lesern noch die Erklärung unsers Verfassers von der Kraft der Trägheit (vis inertiae) in der Materie vorlegen. Der Widerstand, welchen ein jeder Theil der Ma-

 terie,

terie, die in Ruhe ist, gegen die Kraft anwendet, welche sich bemühet, ihn in Bewegung zu setzen, kömt nicht, und kan auch nicht von irgend einer Eigenschaft in der Natur der Materie selbst, sondern blos von der zufälligen Eigenschaft, welche wir die Schwere nennen, herkommen; und die Ursache, warum ein jeder Theil der Materie die Bewegung fortsetzen, und einer jeden Gewalt, die sich, diese Bewegung zu verhindern, bemühet, widerstehen mus, kömt nicht von irgend einer Eigenschaft in der Natur der Materie selbst, sondern von der natürlichen Beschaffenheit der Kraft her, welche durch nichts, als durch eine entgegenwirkende Kraft vernichtet oder geschwächet werden kan.— Es ist deswegen ein uneigentlicher Ausdruck, wenn man saget, die Materie hätte in sich eine vim inertiae, oder irgend eine andere Art von Eigenschaft, wodurch sie einer jeden Kraft widerstünde, welche sich bemühet, ihren Zustand oder Beschaffenheit entweder der Bewegung oder der Ruhe zu verändern; denn wenn sie in Bewegung ist, so kömt ihr Widerstand gegen die Ruhe völlig von der Kraft oder den Kräften her, nach denen sich auch das Verhältnis richtet, welche sie in Bewegung setzten; und wenn sie in der Ruhe ist, so kömt ihr Widerstand gegen die Bewegung von der Kraft der Schwere her, und verhält sich auch gegen sie so, welche der Materie entweder von einer immateriellen Ursache eingedrücket, oder von einem selbstthätigen Wesen hinzugegeben worden ist.

In dem fünften Kapitel wird die Natur desjenigen, was wir Geist nennen, besonders betrachtet. Hier untersuchet der Verfasser, welches die nothwendigen oder wesentlichen, und welches die zufälligen Eigenschaften eines Geistes sind; bemerket die bewundernswürdigen Stufen unter den Thieren, und die verschiedene Beschaffenheit unsers eignen Geistes sowohl als auch anderer Geister oder Seelen in den Menschen und in den Thieren zu verschiedenen Zeiten. Er beschliesset dieses Kapitel mit der Folgerung, daß es eine unendliche Anzahl verschiedener Geister in der Welt gäbe, welche die thierischen Körper von dem Anfange ihres Daseyns bis zu ihrem Tode beseelte.

In dem sechsten suchet der Verfasser das Daseyn eines höchsten, allgemeinen, allmächtigen, ewigen, allgegenwärtigen, und verständigen Geistes zu beweisen. Die Geister, deren Daseyn in den vorhergehenden Kapiteln bewiesen worden ist, müssen entweder nach ihrer Willkühr, und als die obersten Herren, oder nach gewissen Regeln, die ihnen ein höherer Geist vorgeschrieben hat, ihre Art der Materie regieren und beseelen. Nimt man das leztere an: so mus man, wenn man nicht in das Unendliche fortgehen, und immer einen höhern Geist, der dem nächsten nach ihm die Gesetze vorschreibt, annehmen will, das Daseyn eines höchsten und allgemeinen Geistes glauben, welcher eine unumschränkte Herrschaft über alle

 andere

andere Geister besitzet. Erwählet man aber das erstere, nämlich ein jeder Geist ist ein willkührlicher, und der höchste Herr über die Materie, welche er beseelet: wodurch will man die Regelmässigkeit, die Gleichheit, die Beständigkeit in demjenigen erklären, was wir die Gesetze der Natur nennen, und die wir itzt haben, die auch allezeit so gewesen sind, seitdem das menschliche Geschlecht diese Gesetze untersuchet hat? Dieses ist der Hauptbeweis unsers Verfassers von dem Daseyn eines höchsten Geistes, welcher alles das Ganze so mächtig, wunderbar und schön erhält. Allein ist dieses Ganze auf einmal hervorgebracht worden, oder nur der gegenwärtige Zustand der Dinge, oder nur ein Theil davon, und wie ist es zu dieser schönen Ordnung gekommen, in der es sich noch befindet? Ist diese Ordnung von Ewigkeit her, und wird sie in alle Ewigkeit fortdauren? Was das menschliche Geschlecht anbelanget, so sind wir vollkommen von der Unmöglichkeit überzeuget, als wäre es von Ewigkeit her gewesen. Wir wissen aus der Geschichte, daß jede Nation ihren Anfang gehabt hat, und daß die menschliche Erkäntnis seit den letztern tausend Jahren nach und nach gewachsen ist; wir können bey nahe jede Kunst und Wissenschaft zu ihrer ersten Kindheit zurückführen; es sind keine Ruinen von irgend einer Stadt in der Welt entdecket worden, von der wir nicht durch die Geschichte etwas merkwürdiges erhalten hätten. Alles dieses sind Zeugen,

daß

daß das Geschlecht der Menschen nicht von Ewigkeit her gewesen ist. Der Verfasser führet den Einwurf an, ob nicht durch periodische allgemeine Verwüstungen das ganze menschliche Geschlecht, etwan zwo unwissende Personen, oder etliche wenige mehr ausgenommen, oft könte seyn vertilget worden? Allein warum lässt man nur unwissende Personen erhalten werden? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß geschickte, kluge, erfahrne Leute einem so allgemeinen Unglücke eher entgehen können? Und wo findet man denn die Ueberbleibsel von alten Städten, die man nothwendig finden müsste, wenn das menschliche Geschlecht von Ewigkeit her gewesen, und durch solche Verwüstungen bis auf einige wenige vertilget worden wäre? Man kan der Stärke dieser Wiederlegung nicht ausweichen, als wenn man saget, diese Verheerungen hätten unsere Kugel allezeit mit einer neuen Rinde gleichsam überzogen. Allein diese Ausflucht ist noch lächerlicher. Was würde aus unserer Erde durch diese periodischen Zusätze von Ewigkeit her worden seyn? Man mus hier neue Ausflüchte suchen, die den bisher angeführten gleich sind. Der Verfasser erwähnet auch die semina rerum der Alten, und widerleget sie gründlich. Aus allem diesen machet der Verfasser den Schlus, daß das menschliche Geschlecht nicht nur einen Anfang hat, sondern auch von dem höchsten und allgemeinen Geiste zuerst erschaffen, und gemacht worden ist; durch den die Welt in ihrer bewunderinswürdigen

Schönheit erhalten wird, und ohne dessen Einflus sie in einem Augenblicke aufgelöset werden, und in das Nichts zurückfallen würde. Dieser Wahrheit müssen wir um so viel mehr Beyfall geben, da sie durch die Tradition des entferntesten Alterthums, und aller Nationen, die einander unbekant gewesen sind, bestätiget wird. Zum Schlusse dieses Kapitels beweiset der Verfasser noch, daß dieser höchste Geist allmächtig, ewig, allgegenwärtig, und unendlich weise seyn mus.

Das siebente Kapitel sucht die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen. Die Frage: Ob die Seele sterblich ist, heisset nichts anders, als: Ob die Seele völlig vernichtet wird, oder zu seyn aufhöret, wenn sie von dem Körper getrennet ist, den sie beseelte. Ein Wesen höret auf zweyerley Art auf zu seyn; entweder es höret auf das zu seyn, was es vorher war, wenn nämlich die Theile so von einander getrennet werden, daß sie ihre Form oder Gestalt verlieren, die sie zuvor hatten; oder es wird gänzlich vernichtet, das ist, was zuvor eine Existenz, oder ein Wesen hatte, höret nunmehr völlig auf, in rerum natura zu seyn. Das erstere findet nicht bey der Seele statt, und das letztere kan man nicht von ihr behaupten. Denn, fährt unser Verfasser fort, sie müsste von dem allmächtigen und höchsten Geiste vernichtet werden, welches man aber nicht annehmen kan, ohne eine sehr gute Ursache wegen dieses ausserordentlichen Ge-

Gebrauchs seiner Macht anzugeben; und eine solche Ursache ist noch niemals angegeben worden, und ich glaube, sie wird auch niemals angegeben werden. Ich sage, ein ausserordentlicher Gebrauch seiner Macht, weil wir ihn niemals entdecket haben; und ich zweifle sehr, ob wir je eine solche Anwendung seiner Macht entdecken werden. — Uns scheinet, als wenn der Verfasser den Beweis von der Unsterblichkeit der Seele, den man aus den Eigenschaften Gottes hernimt, wohl empfunden, aber nicht deutlich genug ausgedrückt hätte. Er beantwortet hierauf einige Einwürfe, welche man wider die Unsterblichkeit der Seele machen könte, als den alten Satz: Nihil est in intellectu, quod non fuit prius in sensu; und beschliesst das Kapitel mit folgender Anmerkung: Da die Seele die Begriffe von allen ihren Gedanken und Handlungen, so ferne sie entweder die Religion, oder Moralität betroffen haben, behalten wird: so solte diese einzige Betrachtung uns ausserordentlich vorsichtig machen, weil unsere Seele noch mit dem Körper vereiniget ist, daß sie nicht nach ihrer Trennung durch einige traurige oder quälende Begriffe beunruhiget, sondern vielmehr von angenehmen und ergötzenden Gedanken begleitet werden möge. Damit man aber unterscheiden könne, welche Gedanken zu der einen oder andern Art gehören, so will der Verfasser die Neigungen, oder Triebe der Seele untersuchen, welche der Schöpfer als Gesetze ihr gegeben hat. Der Inhalt

also

also des achten Kapitels sind die Gesetze, oder vielmehr die Neigungen und Triebe des animalischen Geistes.

Der Verfasser theilet diese Gesetze erst in veränderliche, oder willkührliche, und in unveränderliche, oder nothwendige, ein. Nach einem nothwendigen Gesetze verursachen uns gewisse äusserliche Empfindungen Vergnügen oder Schmerz; nach einem veränderlichen Gesetze suchen wir das Vergnügen, und vermeiden den Schmerz. Hieraus leitet der Verfasser das Gesetz, oder den Trieb der Selbsterhaltung her. Er untersuchet alsdenn besonders die gesellschaftlichen Gesetze, wozu er die Triebe, sein eignes Geschlecht zu erhalten und fortzupflanzen, rechnet. Dieser letztere Trieb ist bey den Menschen mit dem Affekte der Liebe verbunden. Aus diesem Affekte, und aus der bekanten Natur der Menschen, suchet der Verfasser die Monogamie zu beweisen. Er rechnet ferner zu den gesellschaftlichen Trieben die Ehrbegierde, oder die Liebe zum Ruhme, das Verlangen nach Käntnissen, das Vergnügen an der Schönheit und Uebereinstimmung. Aus diesen Trieben zeiget der Verfasser den Vorzug, den die Seelen der Menschen für den Seelen der Thiere haben, welcher aber noch wichtiger wird, wenn man die Empfindung von Religion, und das moralische Gefühl in den Seelen der Menschen betrachtet. Das letztere bildet in uns die Begriffe von dem moralischen

lischen Guten und Bösen. Zuletzt giebt der Verfasser noch eine Methode an, wie man ein System von den Gesetzen der Natur machen könte. Sie bestehet darinnen: Man müsste 1) die Pflichten untersuchen, welche wir unserer eigenen Erhaltung und Glückseligkeit schuldig sind; 2) welche wir unserer Familie, unsern Freunden und Nachbarn erweisen müssen; hier müsste man aber zeigen, daß die letztern den erstern vorzuziehen wären; 3) Würde man untersuchen, was unser Vaterland für Pflichten von uns fodert, und wieferne die zwo ersten Arten der dritten nachstehen müssen; und endlich 4) was für Pflichten wir dem menschlichen Geschlechte überhaupt schuldig sind, und wieferne die drey ersten Arten dieser letztern und höchsten Art von Pflichten müssten subordiniret werden.

Das neunte und letzte Kapitel zeiget, wie man aus dem bisher angeführten auf einen zukünftigen Zustand der Seele, oder des geistigen Theiles unsers zusammengesetzten Wesens, schliessen kan. Da verschiedene Eigenschaften der Seele, und besonders die Empfindung von Religion, und das moralische Gefühl, nach ihrer Trennung von dem Leibe, fortdauren: so mus die Seele unaussprechlich glücklich seyn, wenn sie sich erinnert, daß alle ihre Handlungen, dieser Empfindung, und diesem Gefühle gemäs, eingerichtet gewesen sind; eine jede Abweichung von diesen Trieben

wird

wird hingegen ihren Zustand unglücklicher machen. Diese Unglückseligkeit wird dadurch mehr vergrössert werden, weil die Seele, nach ihrer Trennung, Gott mehr erkennen, ihn also mehr lieben und verehren, folglich auch ihrer ehemals begangenen Fehler wegen, sich selbst mehr peinigen und quälen wird. Weil Gott auf eine ausserordentliche Art seine Macht brauchen müsste, wenn dieser Zustand aufhören solte: so kan man glauben, daß diese Glückseligkeit oder Unglückseligkeit ewig fortdauren wird. Wie sehr mus uns also nicht eine selige, und unselige, Ewigkeit zur Tugend antreiben, und von dem Laster zurück-halten!

V. Er-

V.

Erklärung einer Stelle im Horaz (*).

Horaz sagt in der zwoten Ode des zweyten Buchs:

Viuet extento Proculeius aeuo
Notus in fratres animi paterni:
Illum agit penna metuente solui
Fama superstes.

Der Ausdruck, *metuente solui*, hat die Commentatoren in grosse Verlegenheit gesetzt; diese tiefdenkenden Herren, welche Schwierigkeiten erregen, und Geheimnisse finden, wenn und wo es ihnen beliebt, und welche die Geschicklichkeit besitzen, eine Sache so lange zu erklären, bis sie niemand in der Welt versteht (**). Muretus hat angemerkt, *penna metuens solui* sey eben so viel, als *penna, quae nunquam soluetur*. In dieser Meynung pflichten ihm Deprez und Dacier bey, und der letzte macht die sehr gelehrte Anmerkung: Die Lateiner sagen *metuere*, fürchten, für *cauere*, sich hüten, wie die Griechen ihr φυλάττειν, φυλάττεσθαι, zu brauchen pflegen.„ Alsdenn sucht er einen Vers aus dem Virgil, und ein paar aus dem Horaz zusammen, wo *metuere* in diesem Verstand gebraucht wird. Nach diesem gelehrten und unermüdeten Kunstrichter bedeutet also

(*) Aus dem *Gentleman's Magazine for April* 1756 übersetzt.

(**) Pope im vierten Buche der Dunciade.

also *pennâ metuente solui* eben so viel, als *pennâ cauente solui.*

Sanadon ist mit diesem allen nicht zufrieden. Er behauptet, daß die Stellen, die Dacier anführt, sich hierher gar nicht schicken, weil in denselben das Wort *metuere* seine natürliche Bedeutung behalte, die es doch hier nicht haben könne. Er verbessert also den Text, setzt *renuente* anstatt *metuente*, und fügt in dem wahren Geiste einer Critik, die es nur mit Wörtern zu thun hat, hinzu: „Diese beyden Wörter *metuente* und *renuente* „haben eine grosse Aehnlichkeit, die Abschreiber „und Buchdrucker haben also leicht eins für das „andre setzen können„ (*). Dieses umschreibe ich so: das *r* ist dem *m* und das *n* ist dem *t* so ähnlich als ein Ey einem Spiesse; dahero ist es gar kein Wunder, wenn die Abschreiber und Buchdrucker, die weder die Augen aufthun, noch gnugsame Erfahrung besitzen, eins für das andere genommen haben.

Eine solche Verbesserung des Textes auf blosse Muthmassungen, ohne die Autorität der Handschriften, oder eine augenscheinliche Nothwendigkeit für sich zu haben, ist der Weg, *quidlibet ex quolibet* zu machen, und Bentley, Theobald, Warburton, und wie sie sonst heissen, haben ihn

(*) Sanadon ist sonst wirklich ein scharfsinniger Kunstrichter und einer von den besten Auslegern der horazischen Gedichte; aber man bemerket an ihm eben das, was er am Bentley getadelt hat: *la demangeaison naturelle de hasarder quelque nouvelle correction.*

ihn durch die Freyheit, die sie sich mit den alten Schriftstellern herausgenommen haben, der Welt ekelhaft gemacht.

Nach einem so stolzen Eingange, und nach einer hinlänglichen Beschimpfung meiner Vorgänger, werden mir meine Leser hoffentlich die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ich den Namen eines vollkommenen Kunstrichters verdiene, und daß mich die Natur mit den gehörigen Eigenschaften versehen hat, die Welt zu unterrichten. Lasst uns also zusehen, ob wir *metuente* beybehalten, und zugleich die natürliche Bedeutung dieses Wortes zulassen können.

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

So seltsam auch dieses Vorhaben zu seyn scheinen kan: so will ich es doch wagen, die Ausführung desselben zu übernehmen. Vielleicht wird meine Auslegung in einer künftigen Ausgabe des Horaz keine geringe Figur machen, und alsdenn werde ich sagen können:

Exegi monumentum aere perennius.

Es ist wahrscheinlich, (oder, besser zu sagen, es ist gewis), daß Horaz hier auf die Geschichte des Icarus (*) anspielt, von dessen künstlichen Schwingen, die mit Wachs an seinen Körper befe-

(*) Baxter hat bey der horazischen Stelle, die hier erklärt wird, folgendes angemerkt: AGET *iam pro* FERET, *graeco more: ac si fama curru suo per aethera actura sit. Alte scilicet volando, vt Icarus; audax & festiua figura, quam nemo, quod scio, animaduertit.*

befestigt waren, jeder Schulknabe wird gehöret haben. Dieser unvorsichtige Jüngling achtete nicht auf seines Vaters weise Ermahnungen, schwung sich auf seinen Flügeln empor, und stieg so hoch, daß die Sonne seine Schwingen schmelzte, und er ins Meer herab fiel. Nun wird das Gerücht als eine geflügelte Göttin vorgestellt, und man sagt, daß sie sich sehr hoch empor schwingt. Die Verdienste des Proculejus waren so gros, daß sie, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, sich zu einer so ungewöhnlichen Höhe erheben musste, daß sie anfieng zu befürchten, ihre Schwingen möchten von der Sonne aufgelöset, und sie im Herabfallen vernichtet werden. Der wahre Verstand lässt sich ohne Zweifel am deutlichsten so ausdrücken: „Proculejus wird durch „die Zuneigung gegen seine Brüder ausserordentlich berühmt werden; man mus nur befürchten, „daß dasjenige, was wir itzt an ihm bewundern, „den künftigen Weltaltern unglaublich scheinen „wird. Obgleich seinem Charakter, von uns, sei„nen Zeitgenossen, blos Gerechtigkeit wiederfährt; „so wird doch die Nachwelt, welche *progenies vi„tiosior* seyn wird, alles für eine Fabel ansehen.„

Doch ich nehme zwo Schwierigkeiten wahr, die meine ganze Auslegung zu schanden zu machen scheinen.

Die erste ist, daß beym Virgil das Gerücht nicht fliegt, sondern auf der Erden wandelt, und das Haupt in den Wolken verbirgt:

Ingrediturque solo, & caput inter nubila condit.

Hier-

Hierauf habe ich dieses zu antworten: Virgil beschreibt hier nur die Statur des Gerüchts. Diese Göttin war so lang, daß, wenn sie stand, oder aufgerichtet umhergieng, ihr Haupt höher war, als die Wolken. Er sagt aber nicht, daß sie ohne Unterlas umhergegangen sey; denn kurz darauf fügt er hinzu:

Nocte volat coeli medio.

Wollte man behaupten, daß dieses mit den Schwingen, im Laufen, flattern, bedeute; so würde diese Auslegung mit dem *coeli medio* kaum zu vereinigen seyn. Doch Virgil mag thun was er will; Horaz läſſt die Göttin gewis fliegen. Denn wie könte sie den Proculejus auf ihren Schwingen tragen (*), wenn sie nicht, mit ausgebreiteten Schwingen, und das Antlitz gegen die Erde gekehrt, fliegen wollte?

Die zwote Schwierigkeit ist, daß man nirgends findet, daß die Schwingen des Gerüchts, gleich den Schwingen des Jcarus, mit Wachs befestigt wären, folglich könten sie auch nicht von der Sonne abgeschmelzt werden. Das ist wirklich wahr; und ich war Anfangs selbst darüber verlegen. Aber ich faſſte mich, so bald ich überlegte, daß die Hitze der Sonne eben so wohl verbrennen, als schmelzen kan, welches ich mit Stellen aus den Poeten zur vollkommenen Zufrie-

(*) *Aget pennâ, i. e. vehet, feret.* Dacier.

denheit meiner weiblichen Leser (ich meyne der Damen) beweisen könte, die es wahrscheinlicher Weise aus der Erfahrung nicht wissen, noch jemals einen schwarzen Landmann, oder ein braunes Landmädchen, diese scheuslichen Geschöpfe, die das Gesicht so beleidigen, gesehen haben werden. Ich kan es zu meiner Erklärung eben so gut brauchen, wenn die Göttin des Gerüchts, indem sie sich der Sonne zu sehr nahet, in Gefahr ist, ihre Schwingen zu verbrennen. *Solui* ist ein allgemeiner Ausdruck, der die Trennung der Schwingen von dem Körper anzeigt, sie geschehe nun durch Schmelzen, oder durch Verbrennen. Es ist eins so gefährlich, als das andere.

VI.

Leben John Wilmot Grafens von Rochester.

John Wilmot Graf von Rochester war der Sohn Heinrich Wilmot Grafens von Rochester, welcher in den englischen Geschichten der bürgerlichen Kriege, wegen seiner Tapferkeit, und wegen seiner Treue gegen den König Carl I. berühmt ist. Er gewann auch die Zuneigung Carls II. der sich ihm, nach der unglücklichen Schlacht bey Worcester, allein anvertraute, und, durch seine Vorsicht und Sorgfalt, Gelegenheit fand, aus England nach Frankreich sicher überzugehen. Die Mutter unsers Grafen war aus dem alten Geschlechte der Saint Johns, von Wiltshire, eine Dame, die eben so viel sittliche Vollkommenheiten, als persönliche Reizungen besas.

Ditchly, ein Ort nahe bey Woodstock in Oxfordshire, war der Geburtsort unsers Grafen, welcher im Jahr 1648. dem Jahre, das wegen der Hinrichtung Carls I. in den englischen Geschichten merkwürdig ist, das Licht der Welt erblickte. Sein Vater starb im Jahr 1660. unmittelbar vor der Wiedereinsetzung Carls II. und er erlebte also die Belohnungen nicht, die seiner warteten. Er hinterlies seinem Sohne, ausser einem hohen Stande und den Verdiensten, die er um die Krone hatte, nur ein geringes Vermögen; allein die Mutter wuste, durch die vortreflichste

Einrichtung, den wirklichen Abgang zu ersetzen, und die Erziehung unsers Grafen war seinem Stande vollkommen gemäs.

Gleich bey seinem ersten Umgang mit den Wissenschaften verrieth er eine ungemeine Fähigkeit, und man entdeckte schon in der Schule die Spuren des grossen Genies, das man in seinen reifern Jahren an ihm bewundert hat. Er brachte es in der lateinischen Sprache sehr weit, und er war von den Schönheiten Horazens, Virgils und Ovids, bis zur Entzückung eingenommen.

Als er sich auf die Universität zu Oxford begeben hatte; so lag er, unter der Aufsicht D. Blanfords, nachherigen Bischofs zu Oxford und Worcester, und Phineas Berrys, im Wadhamischen Collegio, den Wissenschaften mit so vielem Eifer ob, als ihm der allgemeine Geist der Freude zulies, der sich bey der Zurückkunft des Königs durch die ganze Nation verbreitete. Seine Seele war darauf eingerichtet, an Vergnügungen Geschmack zu finden, und er überlies sich ihnen in diesem allgemeinen Jubel so sehr, daß seine Liebe zu den Wissenschaften erkaltete, und einer unüberwindlichen Neigung zu einem wollüstigen Leben weichen musste. Erst auf seinen Reisen wurde er durch die Geschicklichkeit seines Hofmeisters, D. Balfours, nach und nach in die Gesellschaft der Musen zurückgebracht, die er, aus einem jugendlichen Leichtsinn, verlassen

sen hatte. Er widmete ihnen nachhero so gar viele von den Stunden, die er unter die Schönen und unter frölichе Freunde zu vertheilen gewohnt war.

Im achtzehnten Jahre seines Alters kam er von seinen Reisen zurück, und erschien am Hofe, wo er sich eine allgemeine Achtung erwarb. Er war lang und wohl gestaltet, seine Mine war ausserordentlich angenehm, und sein ganzes Verhalten war Bescheidenheit und Gefälligkeit. Er hatte eine besondere Gegenwart des Geistes, und er wusste alles, was er zu sagen hatte, auf die glücklichste Art von der Welt auszudrücken. Seine Belesenheit in den alten und neuern Schriftstellern war von einem grossen Umfange. Diese Vorzüge mussten ihm nothwendig an einem Hofe, der so viel schöne Geister aufzuweisen hatte, Bewunderer und Verehrer verschaffen.

Er hatte sich nicht lange am Hofe aufgehalten, als er ein Verlangen in sich fühlte, seinen Muth zu zeigen. Er wählte die See zum Schauplatz, und bewies unter dem Grafen von Sandwich und Sir Eduard Spragge, die Unerschrockenheit seiner Seele. Dieses geschah im Winter des 1665 Jahres und in dem darauf folgenden Sommer.

Seit seinen Reisen, und seinen Unternehmungen zur See, schien er eine mässigere und eingezogenere Lebensart zu führen. Wenn er so glücklich gewesen wäre, dieselbe beständig fortzusetzen:

so würde er den gefährlichen Klippen entgangen seyn, an welchen er hernachmals, bey seiner Zurückkunft an den Hof, scheiterte. Es war nicht zu verwundern, daß ein Herr, von dem Temperament unsers Grafen, den Einladungen zur Wollust und Ueppigkeit Gehör gab, die sich zu der damaligen Zeit, da der ganze Hof Lust und Freude athmete, auf ihn zudrangen.

Rochester hatte ein ungemeines Talent zur Satyre, und er schonte weder Feinde noch Freunde. Diejenigen, welche in seine Gesellschaft zu kommen suchten, bezahlten dieses Vergnügen oft sehr theuer, wenn er Thorheiten an ihnen fand, die ihm Gelegenheit zu spotten darboten. Selbst der König entgieng seinem Spotte nicht, und Rochester fiel endlich, wegen einer Satyre auf diesen Fürsten, in Ungnade. Sie führt die Aufschrift: die Wiedereinsetzung, oder die Geschichte der Albernen, und enthält sehr freye Betrachtungen über das politische Verhalten und den Character des Königs.

Unter der Zeit, da Rochestern untersagt war, am Hofe zu erscheinen, gieng er mit dem Herzog von Buckingham, der zu gleicher Zeit in Ungnade war, auf Abentheuer aus. Damals spielte Rochester die Rolle eines herumziehenden Arztes. Er errichtete in der Towerstrasse eine Bude, und gab, einige Wochen lang, unter dem Nahmen Alexander Bendo, mit gutem Erfolge, Arzneyen aus. Bey dieser Gelegenheit hielt er,

in

in dem wahren Tone eines Marktschreyers, eine Rede, die man noch unter seinen Werken aufbehalten hat.

Er erlangte nach der Zeit die Gnade des Königs wieder, und folgte seiner Neigung zu spotten, wie zuvor.

Man erzählt, daß er, mit einer Maitresse Carls II. auf den Einfall gerathen, diesen Monarchen von den nächtlichen Herumschweifungen zurückzubringen, an die er sich gewöhnt hatte, und daß Rochester sich hierzu folgender List bedient habe. Er schlug dem Könige vor, daß sie in einer Nacht ein berühmtes Haus besuchen wolten, wo die artigsten Mädchen in England zu finden wären. Der König trug kein Bedenken, seine gewöhnliche Verkleidung anzulegen, und Rochestern zu begleiten. Sie begaben sich in das vorgeschlagene Haus, wo Rochester ein Mädchen der Freude unterrichtete, wie sie sich mit seinem Gesellschafter zu verhalten hätte. Sie folgte seinen Vorschriften auf das genaueste, und nahm dem Könige, indem er sich mit ihr beschäftigte, unvermerkt alles Geld, das er bey sich hatte, und seine Uhr. Weder die Bewohner dieses Hauses überhaupt, noch das Mädchen kanten denjenigen, den sie bewirtheten, und konten auch gar nicht muthmassen, daß es der König wäre. — Der König fragte endlich nach Rochestern, und man sagte ihm, daß er fortgegangen wäre, ohne Abschied zu nehmen. Es war Zeit, die Rechnung zu bezahlen, und der König war ungemein be-

 stürzt,

stürzt, da er sein Geld vermisste. Er bat die Wirthin, ihm bis den folgenden Morgen Credit zu geben, weil sein Gesellschafter nicht zurückgekommen wäre, der für beyde hätte bezahlen wollen. Seine Bitte hatte keine andre Folge, als daß man über ihn spottete, und lachte. Die Wirthin sagte ihm, sie wäre schon oft auf eine so feine Art hintergangen worden, und sie erklärte ihm schlechterdings, daß er nicht eher aus dem Hause kommen würde, bis die Rechnung bezahlt wäre. Sie rufte hierauf einem von ihren Aufwärtern zu, daß er auf ihn Achtung geben sollte.— Der König schlug ihr endlich vor, daß er ihr einen Ring, den er vom Finger zog, zum Pfande lassen wollte; allein auch dieses schlug sie aus, unter dem Vorwande, sie verstünde sich auf den Werth des Ringes nicht, und nähme keine Pfänder an. Der König verlangte, man sollte den Ring einem Juwelirer zeigen, und ihn um den Werth befragen; aber er erhielt zur Antwort, dieses gienge nicht an, denn es würde izt kein Juwelirer noch wachen.— Unterdessen lies sich doch der Aufwärter bewegen, einen Juwelirer aufzuwecken, und ihm den Ring zu zeigen. Der Juwelirer wurde auf einmal ganz bestürzt, und fragte: wem der Ring gehörte? Der Aufwärter antwortete: er gehörte einem Menschen, der kein Geld in der Tasche hätte, und ihn versetzen müsste. Der Ring, antwortete der Juwelirer, ist von so grossem Werthe, daß ihn nur eine einzige Person in der Nation tragen kan, und diese einzige Person

ist

ist der König. Er gieng mit dem Aufwärter nach dem Hause, und, so bald er ins Zimmer trat, erkante er den König, fiel auf die Knie, und überreichte ihm mit tiefer Ehrerbietung den Ring. Die Wirthin und ihr Aufwärter baten kniend um Verzeihung. Der König vergab ihnen, und fragte lachend, ob der Ring nicht noch eine Zeche werth wäre? — Er sahe ein, wie gefährlich dergleichen nächtliche Ausschweifungen wären, und fasste den Entschlus, sich niemals wieder in diese Gefahr zu begeben.

Rochester war kein Freund von dem berühmten Dryden. Eine Nachahmung von Horazens zehnter Satyre des ersten Buchs beweiset dieses sattsam. Sie fängt sich an:

Well, Sir, 'tis granted, I said Dryden's Rhimes
Were stol'n, unequal, nay, dull many times:
What foolish Patron is there found of his,
So blindly partial, to deny me this?

D. i. "Gut, mein Herr, ich gebe es zu, ich „habe gesagt, daß Drydens Reime entlehnt, sich „ungleich, ja zuweilen gar albern sind. Wo ist „ein so unsinniger, verblendeter, partheyischer „Gönner von ihm, der mir dieses läugnen sollte?

Man findet unter seinen Werken eine Satyre auf den Menschen, eine andre auf den Ehestand, und eine Nachahmung der ersten Satyre des Juvenals, welche, nebst noch einigen andern Satyren, den grossen Dichter entdecken, so wie seine

ne Gedichte überhaupt den Freygeist und den ausschweifenden Wollüstling verrathen.

In der Satyre auf den Menschen, aus welcher Voltaire (*) eine Stelle frey übersetzt, und sie mit einigen Versen des Boileau verglichen hat, redet Rochester folgendergestalt von der Vernunft:

"Wenn ich, der ich itzt eins von den seltsamen und ungeheuren Geschöpfen, ein Mensch, bin, ein Geist wäre, der die Freyheit hätte, zu wählen, und Fleisch und Blut von der Art, die mir am meisten gefiele, anzunehmen: so würde ich lieber ein Hund, ein Affe, oder ein Bär, oder dergleichen, zu seyn wünschen, als ein so eitles Thier, das so stolz darauf ist, Vernunft zu haben. Seine Sinnen sind ihm zu grob, und es erfindet sich einen sechsten, um den übrigen fünfen zu widerstehen. Dem unfehlbaren Triebe der Natur zieht es die Vernunft vor, die funfzigmal für einmal irrt; die Vernunft, das Irrlicht in der Seele, verlässt das Licht der Natur, und wendet sich auf ungebahnte und gefährliche Wege, durch Sümpfe und Hecken des Irrthums. Von der richtigen Bahn abgelockt, klimmt ihr Nachfolger mühsam auf Gebirge seltsamer Einbildungen, die er in seinem Gehirn aufgethürmt hat; strauchelt von Gedanke zu Gedanke, und stürzt zuletzt herab in

(*) S. Mélanges de Littérature & de Philosophie, Chapître XXIV.

in des Zweifels gränzenlose See, wo ihn, in der Gefahr unterzusinken, Bücher eine Zeitlang empor tragen, und ihn zu einem Versuch bewegen, mit den Blasen der Philosophie zu schwimmen; immer hoft er das hüpfende Licht zu erhaschen, der Dunst tanzt vor seinen verblendeten Augen; bis er endlich verlischt, und ihn in ewiger Nacht zurückläßt. Das Alter und die Erfahrung leiten ihn alsdann, Hand in Hand, zum Tode, und lehren ihn, nach einer so mühsamen und langen Untersuchung, erkennen, daß er, sein ganzes Leben hindurch, geirret hat. In Staub verwandelt liegt sie nun hier, die Maschine der Vernunft; vorher so stolz, so witzig, so weise! Wie Betrüger diejenigen, die sie hintergehen wollen, mit List überraschen: so verführte ihn unvermerkt der Stolz, und brachte es dahin, daß er es wagte, ein Unglücklicher zu seyn. Seine Glückseligkeit wurde durch seine Weisheit vernichtet, welche erforschen wollte, was für eine Welt er besitzen würde; und der Witz war sein eitler Vorwand, wenn er andere, auf seine eigene Unkosten, belustigte: denn mit Witzlingen verfährt man eben so, wie mit Frauenspersonen, die sich von ihren Reizungen nähren; man geniesst sie erst, und denn stösst man sie zur Thüre hinaus. Wenn das Vergnügen vorüber ist: so bleibt ein drohender Zweifel zurück, der den Geniessenden mit unangenehmen Empfindungen erfüllt. Witzige Frauen und Männer sind gefährliche Geschöpfe, und den bewundernden Thoren

alle

allemal schädlich. Die Lust reizt; und wenn die Narren der Gefahr entgehen: so haben sie es nicht der Liebe, die man für sie hat, sondern ihrem Glück zu danken. — Ich verlache dieses übernatürliche Geschenk, die Vernunft, welche macht, daß ein Wurm glaubt, er sey ein Abbild des Unendlichen, und sein kurzes unruhvolles Leben mit dem Ewigen und Immerseligen vergleicht; diese geschäftige Gebährerin von Zweifeln, die sich selbst tiefe Geheimnisse macht, und sie alsdenn entdeckt.„ —

Rochesters Grundsätze, die sich aus seinen Gedichten nicht hernehmen lassen, hat D. Burnet (*) aus seinem Munde vernommen.

Ihm schien alles, was zur Moralität gehört, nichts, als ein artiges und unterhaltendes Geschwätz, zu seyn, auf das man im menschlichen Leben, blos um des Wohlstands willen, aufmerksam seyn müsste, so wie viele, wegen des gemeinen Volks, bey aller Gelegenheit, Kleider trügen, ungeachtet sie vielleicht bey Lustbarkeiten lieber unbekleidet gehen möchten. — Er glaubte das Daseyn eines höchsten Wesens; er sahe ein, daß die Welt nicht durch ein Ungefähr entstanden seyn könne, und daß die Ordnung und Uebereinstimmung in der Natur einen Urheber von unendlicher Macht voraussetze. — In diesem höch-

(*) S. *Burnet's* Account of the Earl of Rochester 's Death.

höchsten Wesen könne keine von den menschlichen Gemüthsbewegungen, als Liebe oder Has, statt finden, folglich liesse sich auch nicht denken, daß die Menschen Strafen oder Belohnungen von ihm zu gewarten hätten; überhaupt wären die Begriffe, die wir uns von Gott zu machen fähig wären, so niedrig und unanständig, daß wir am besten thun würden, wenn wir nicht zu oft an ihn gedächten. Es wäre ein zu stolzer Vorsatz; Gott lieben zu wollen; und nur eine erhitzte Einbildungskraft könne darauf verfallen. Ausser einem allgemeinen Lobe des höchsten Wesens, sey kein Gottesdienst nöthig. Was die Gottesgelehrten davon sagten, wäre eine Erfindung, wodurch sie die Welt zu überreden suchten, daß sie geheime Mittel wüssten, Gott nach ihrem Gefallen aufzubringen, und wieder zu besänftigen: Das Gebet könne von keinem Nutzen seyn: denn Gott sey kein so schwaches Wesen, daß man ihn durch ungestümes Bitten gewinnen müsste. — Die Seele werde, nach der Trennung von dem Körper, ohne Zweifel nicht vergehen; allein Bestrafungen, oder Belohnungen, könne sie nicht erwarten; die letztern könten wir nicht fordern, und die erstern liessen sich wegen ihrer Härte nicht denken. — Nach der Trennung der Seele vom Körper werde dieselbe in einen ganz neuen Stand versetzt, und es bleibe ihr von dem, was sie im Körper gethan, kein Andenken zurück. — Die göttliche Eingebung sey etwas unbegreifliches — es könne seyn, daß die Verfasser der heiligen Bü-

cher, Männer, voll von Eifer und Liebe für die Tugend, gewesen; aber Sterblichen werde das höchste Wesen keine Geheimnisse offenbaren — kein Mensch könne zur Religion geschickter oder erleuchteter seyn, als der andre; und wenn Gott sich einem Menschen vor dem andern offenbaren wollte: so hiesse dieses, ihm Gelegenheit geben, die Welt zu hintergehen. — Von Weissagungen und Wundern sey die Welt nie leer gewesen, und Einfalt und Leichtgläubigkeit hätten sich von den listigen und kühnen Erfindern derselben hintergehen lassen; wären aber dergleichen Dinge einmal angenommen: so blieben sie alsdenn ohne Widerspruch. — Der Mangel des Zusammenhangs in den heiligen Büchern, die Unrichtigkeiten in der Zeitrechnung, die Grausamkeiten, welche den Israeliten anbefohlen worden, die Cananiter auszurotten, die Beschneidung, und andre Gebräuche des jüdischen Gottesdienstes, wären der göttlichen Natur nicht gemäs. — Die Geheimnisse der Religion könne kein Mensch glauben, weil kein Mensch fähig wäre, das zu glauben, wovon er sich keinen Begrif machen könne. — Der Glaube der Geheimnisse bahne den Hintergehungen der Geistlichen den Weg. — Der Stand und die Unterhaltung der Geistlichen sey unnöthig — es könne ihm kein Mensch sagen, er werde nicht selig werden, woferne er nicht Dinge glaubte, die wider seine Vernunft liefen; und warum sollte einer, der ihm dieses sagte, noch dafür belohnt werden? —

Die-

Dieses sind die freyen und verwerflichen Grundsätze, von welchen D. Burnet Rochestern zurückzubringen gewusst hat. D. Burnet stattete bey einem kranken Frauenzimmer, das der Graf geliebt hatte, öftere Besuche ab, und bey dieser Gelegenheit wurde er dem Grafen bekant. Sie geriethen in einen vertraulichen Umgang, und der Graf entdeckte dem Doctor seine Grundsätze ohne Zurückhaltung. Burnet bestritte dieselben mit so überzeugenden Gründen, daß der Graf endlich den Vorsatz fasste, seine Lebensart zu ändern, zu seinem Schöpfer zu beten, und ihm zu dienen.

Nachdem er diesen Vorsatz gefasst hatte, reisete er, wegen einer Krankheit, von London ab, auf seine Güter in Sommersetshire. Von der starken Bewegung auf der Reise hatte seine Krankheit zugenommen, und sie war so gefährlich worden, daß er auf seine Wiedergenesung nicht hoffen konte. Er wurde nach Woodstock gebracht. Hier besuchten ihn M. Parson, Caplan seiner Mutter; der Bischof von Oxford; und D. Marshall, Rector des Lincolnscollegii zu Oxford. D. Burnet schrieb an ihn, und er erhielt von ihm eine Antwort, worinnen er unter andern sich so ausdrückt:

"Mein Geist und mein Leben nehmen auf einmal so sehr ab, daß mein Brief so schwach seyn wird, als ich selbst bin. Itzo fange ich erst an, die

(*) The Life of Bishop *Burnet* by Thomas *Burnet* Esq.

die Geistlichen höher zu halten, als alle Menschen in der Welt. Sollte es Gott gefallen, mich länger leben zu lassen: so hoffe ich, durch den Umgang mit Ihnen, in der Gottesfurcht so zuzunehmen, daß die Welt erkennen wird, wie sehr ich dasjenige, was ich ehemals geliebt habe, verabscheue, und wie sehr es mir ein Ernst ist, meinen ganzen Ruhm in der wahren Aenderung meines Gemüths, und der Anbetung des Schöpfers, zu suchen. — Beten Sie für mich, daß Gott, wenn es ihm gefällt, mir so lange das Leben friste, damit ich wahre Busse thun könne; — oder, daß Gott, wenn er beschlossen hat, mich von der Welt abzufordern, die Busse noch auf meinem Todbette von mir annehme, und die Zusage erfülle, dem Sünder, er thue Busse, zu welcher Zeit er wolle, Gnade wiederfahren zu lassen„ —

D. Burnet besuchte hierauf Rochestern, welcher von nichts, als von seiner Bekehrung, und von seiner daraus entspringenden Seelenruhe, sprach.

Rochester verschied endlich den 26 Jul. 1680 im zwey und dreyßigsten Jahre seines Alters. Einen Tag oder zween vor seinem Tode lag er ganz still, in heiligen Betrachtungen verloren — er erhob seine Augen oft gen Himmel, und seufzte zu dem Erforscher der Herzen, der seine Busse sah, und der, wie er hoffte, ihm vergeben würde.

Er hinterlies einen Sohn, welcher bald nach ihm starb, und drey Töchter. Den Titel eines Grafens von Rochester ertheilte Carl II. dem

Lawrence Viscount Killingworth, einem jüngern Sohne von Eduard, Graf von Clarendon.

Wolsely, dessen Hochachtung für den Grafen von Rochester ohne Gränzen gewesen zu seyn scheint, hat seiner Vorrede zum Valentinian, einer von dem Grafen geänderten Tragödie des Fletcher, den Character des Rochester einverleibt, von welchem wir unsern Lesern einige Züge mittheilen müssen.

"Es hat vielleicht in vielen Zeitaltern keine so ausserordentliche, und, man kan hinzusetzen, keine so nützliche Person gelebt, als Lord Rochester; wir mögen nun entweder seinen Verstand, und sein heiteres Wesen im gewöhnlichen Umgange, oder seinen Reichthum an neuen Gedanken, und den bewundernswürdigen Scharfsinn bey Ueberlegung wichtiger Sachen; die ungemeine Anmuth seiner Gestalt, oder seinen unnachahmlichen Witz; seine Gefälligkeit und bezaubernde Artigkeit, oder die Stärke und den Anstand seiner Satyre, in Betrachtung ziehen. Denn wie er die Bewunderung der Mannspersonen, und die Liebe der Frauenzimmer war: also war er ein Bändiger der Unverschämtheit, und ein öffentlicher Verfolger der Narrheit. Seine Gesellschaft war für jedermann unterhaltend und lehrreich. Seine Urtheile waren unparteyisch, und sein Scherz ungezwungen. Niemals lachte er zur Unzeit, und nie war sein Verstand seiner Neigung, sich zu vergnügen, unterthan. Er beleidigte niemals

die unglückliche Tugend, und kein glücklicher Bösewicht hatte bey ihm Nachsicht zu gewarten; er schonte keinen Narren, weil er reich war, und er schmeichelte keinem Niederträchtigen, weil er vornehm war. Da sich sehr viele um die Ehre bemüheten, in der Zahl seiner Freunde zu seyn, weil dieses ein unstreitiges Recht auf den Nahmen eines witzigen Kopfes war: so hatte er wenig Feinde, ausser denjenigen, die ihn gar nicht kanten, oder die ihn wegen eben der Eigenschaften haßten, um welcher willen ihn andre liebten. Unter Fremden gewann er allemal Bewunderer oder Freunde, selbst unter denjenigen, die vorher wider ihn eingenommen waren. Niemals waren seine Gespräche, oder seine Besuche, zu lang; der Genus vermehrte das Verlangen, und je länger man in seiner Gesellschaft war, desto ungeneigter war man, sie zu verlassen. Sein Witz konte seinen Freunden so gar seinen Spleen angenehm machen, und der Ausbruch eines Unwillens auf seine Bedienten, der bey andern unerträglich gewesen wäre, war bey ihm etwas unterhaltendes. —— Sein Witz war in einem unaufhörlichen Kriege mit der Niederträchtigkeit, und und er bestritte diejenigen Laster am meisten, welche einen schädlichen Einflus auf ganze Gesellschaften hatten, oder die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts hinderten. —— Seine Feder war vielleicht nicht so glücklich in Absicht auf den Erfolg, aber sie würde zu eben so edelmüthigen Absichten gebraucht, als das Schwerd des Theseus,

seus, und die Keule des Hercules; und sie war nicht weniger scharf, als jenes, und nicht weniger nachdrücklich, als diese. Trug er für sich selbst nicht so viel Sorgfalt, als er sollte: so hatte er doch Menschenliebe genug, andern Gutes zu wünschen; und man kan vielleicht mit gutem Rechte behaupten, daß er durch seine Satyren der Welt eben so viel Nutzen schafte, als er sich selbst durch seine zu starke Neigung zum Vergnügen, Schaden zufügte.

Eine gute Zeit, fährt Wolsely fort, vor seiner letzten Krankheit wurde sein Witz ernsthafter, und er wendete ihn so gar in öffentlichen Angelegenheiten an. Er unterrichtete sich von der Weisheit der englischen Gesetze, und von der vortreflichen Einrichtung der englischen Regierung, und er sprach in dem Hause der Lords mit allgemeinem Beyfall. — Mit einem Worte, er suchte mit seinem Verstande seinem Vaterlande Dienste zu leisten; und er würde gewis, wenn er länger gelebt hätte, in seinem reifern Alter demselben eben so sehr gedient haben, als er es in seiner Jugend belustigt hatte. — Immer war er willig, dem Unterdrückten aufzuhelfen, und er freute sich über die Demüthigung des Stolzen — Seine Gegenwart des Geistes war so ungemein, daß es ihm niemals an einer richtigen und geschickten Antwort auf die unerwartetesten Fragen fehlte. Seine seltene Geschicklichkeit, die Anschläge seiner Feinde zu vernichten, — sich aus aus unglücklichen Begebenheiten herauszuhelfen,

und die unvorsichtigen Handlungen seiner Jugend, durch die Geschwindigkeit und Freyheit seines Witzes, wieder gut zu machen, — seine Kunst, sich zu aller Zeit in die Gesellschaft aller Leute zu schicken, — alles dieses macht, daß man von ihm, mit dem grössten Rechte von der Welt, eben das sagen kan, was Lucrez von seinem Freunde, Memmius, gesagt hat, daß ihn nämlich die Göttin der Schönheit mit jeder Vortreflichkeit ausgerüstet hätte:

quem tu, Dea, tempore in omni
Omnibus ornatum voluisti excellere rebus.

Was die meiste Bewunderung an dem Lord Rochester verdient, sagt Wolsely weiter, ist seine Stärke in der Dichtkunst. — Seine Gedichte unterscheiden sich von den Arbeiten andrer Dichter durch tausend unwiderstehliche Schönheiten; jederman kent sie aus der Wirkung, die sie auf ihn gehabt haben, und sie anzuführen, wäre eben so überflüssig, als einem Liebhaber die Minen und Gesichtszüge seiner Gebieterin zu beschreiben. Es ist genug, anzumerken, daß seine Dichtkunst, so wie er selbst, original war. — Die wenigen Fehler in seinen Gedichten sind von der Art, wovon Horaz sagt:

quas aut incuria fudit
Aut humana parum cavit Natura

Dieses, und noch viel mehr hat Wolsely zu Rochesters Lobe gesagt. Hat er vielleicht dem Grafen in diesem Bildnisse zu sehr geschmeichelt: so ist doch gewis, daß Rochester, neben seinen

Feh-

Fehlern, vortrefliche Seiten hatte, und wir wollen glauben, daß Wolsely, wenn er von den Schönheiten seiner Gedichte redet, keine moralischen Schönheiten gemeynt habe, so wie wir einer Lais keine Tugenden dadurch beylegen würden, wenn wir von ihr sagten, daß sie schön sey.

Unter den Gedichten, auf des Grafens von Rochester Tod, findet sich folgendes Schäfergedicht, dessen Verfasser Flatman ist:

Als der ächzende Strephon mit dem Tode rang, Strephon, die Bewunderung der Fluren, und der edelste unter den arkadischen Schäfern, Strephon, der Unerschrockene, der Sinnreiche, und der Fröliche: so sagte er, unter manchem Seufzer, unter mancher Thräne: Erinnert euch meiner, ihr Schäfer, wenn ich todt bin! Lebe wohl, du geringe Herrlichkeit der Erden, und du eitle Beyfall der Welt, lebe wohl! Denn, wenn wir diesen irrdischen Schauplatz verlassen; alsdenn, (glaubt mir, ihr Schäfer, denn ich sage euch die Wahrheit,) alsdenn verschaft uns die Freude, die aus der Erinnerung tugendhafter Handungen entspringt, den sanftesten Schlummer in Grabe. Eure Todesstunde wird kommen, euer Haupt wird hinsinken, wie das meinige. Eure mittägliche Sonne neigt sich; bittet der grossen Pan, euch zu behüten. Wenn ihr ins Elysium glücklich gelangen wollt: so lebt nicht, wie Strephon, aber sterbt, wie er.

Inhalt

Regi-

Register der vornehmsten Sachen.

Tt 5 Ca

Guil=

Magnäus

Fol.

Folgende englische Bücher sind in der Wendlerischen Buchhandlung zu haben:

Chamber's Desseins des édifices, meubles, habits, machines & ustenciles, des Chinois, auxquels est ajoutée, une description de leurs Temples, de leurs Maisons, de leurs jardins, à Londres 1757

The *Contest* in America between Great-Britain and France by an Impartial Hand, 8. London 1757

Dalrymple's (John) an Essay towards a General history of feudal property in Great-Britain, 8. London 1757

An *Estimate* of the manners and principles of the times by the Author of Essays on the Characteristics, 8. London 1757

A free inquiry into the nature and origin of *Evil* in six letters to - - 8. London 1757

Fothergills (Anthony) Fall of man, an Inquiry into the nature of that Event, &c. 8. London 1756

Gadesby's Treatise of decimal arithmetic 8. London 1757

Homeri Ilias graece, 2. Vol. fol. Glasguae 1756

Leland's (John) View of the principal deistical writers of the last and present century, two Volumes 8. London 1755

Manningham's (Henry) Complete treatise of Mines, extracted from the memoires d' Artillerie, illustrated with Copper-plates. 8. London 1756

Postlethwayt's (Malachy) Britains commercial Interest explained and improved, in two Volumes, 8. London 1757

Richard-

Richardson's (William) Essays on several divine and moral subjects, 8. London 1756

Shaftesbury (Anth.) Characteristicks, in three Vols, 12. Lond. 1749

Simpson's (Thom.) Miscellaneous tracts on curious subjects in mechanics, Physical-Astronomy and speculative Mathematics, 4. London 1757

Sykes (Arthur Ashley) Scripture doctrine of the redemption of Man by Jesus Christ in two parts, 8. London 1756

Sykes (Arthur Ashley) Enquiry when the resurrection of the body, or flesh, was first inserted in to the public creeds, 8. London 1757

The *Test*, 22. num. fol.

Young's (George) treatise on opium, 8. Lond. 1753

Young's (Eduard) Works in four Volumes revised and corrected by himself, 8. London 1757

divine

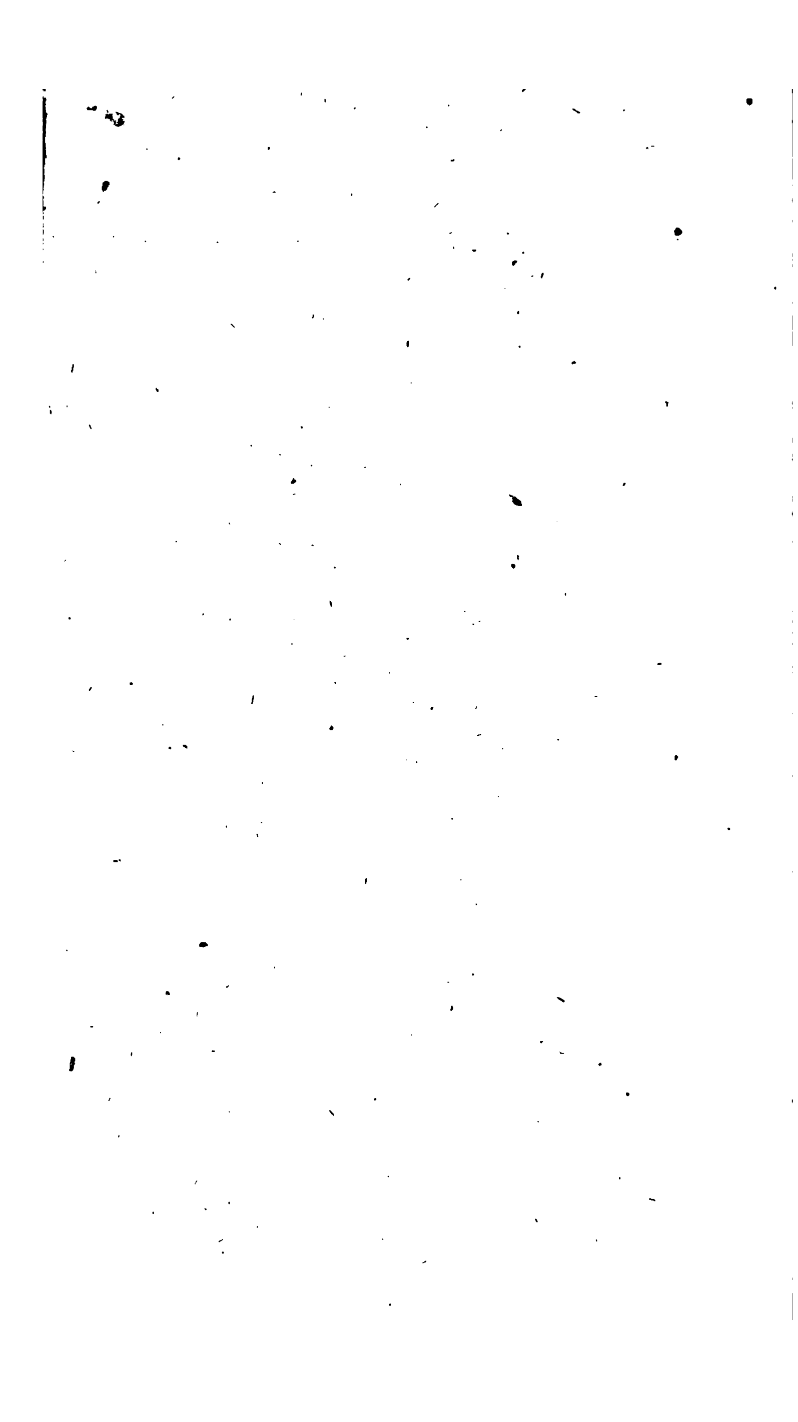
Vois,

on cu-
trono-
ondoc

the re-
rts, §

efurre-
rted in

1753
evified








WIDENER LIBRARY
HX IHYU K